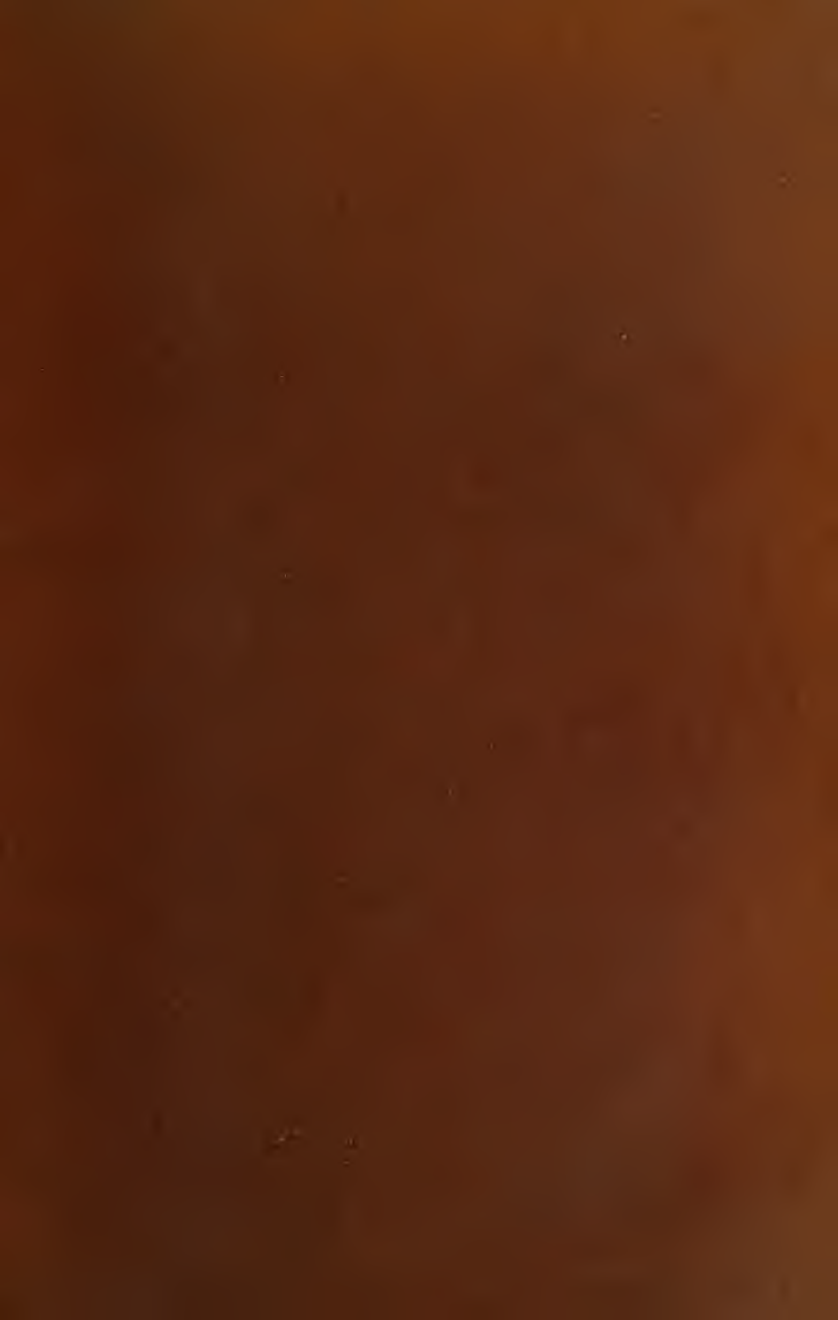
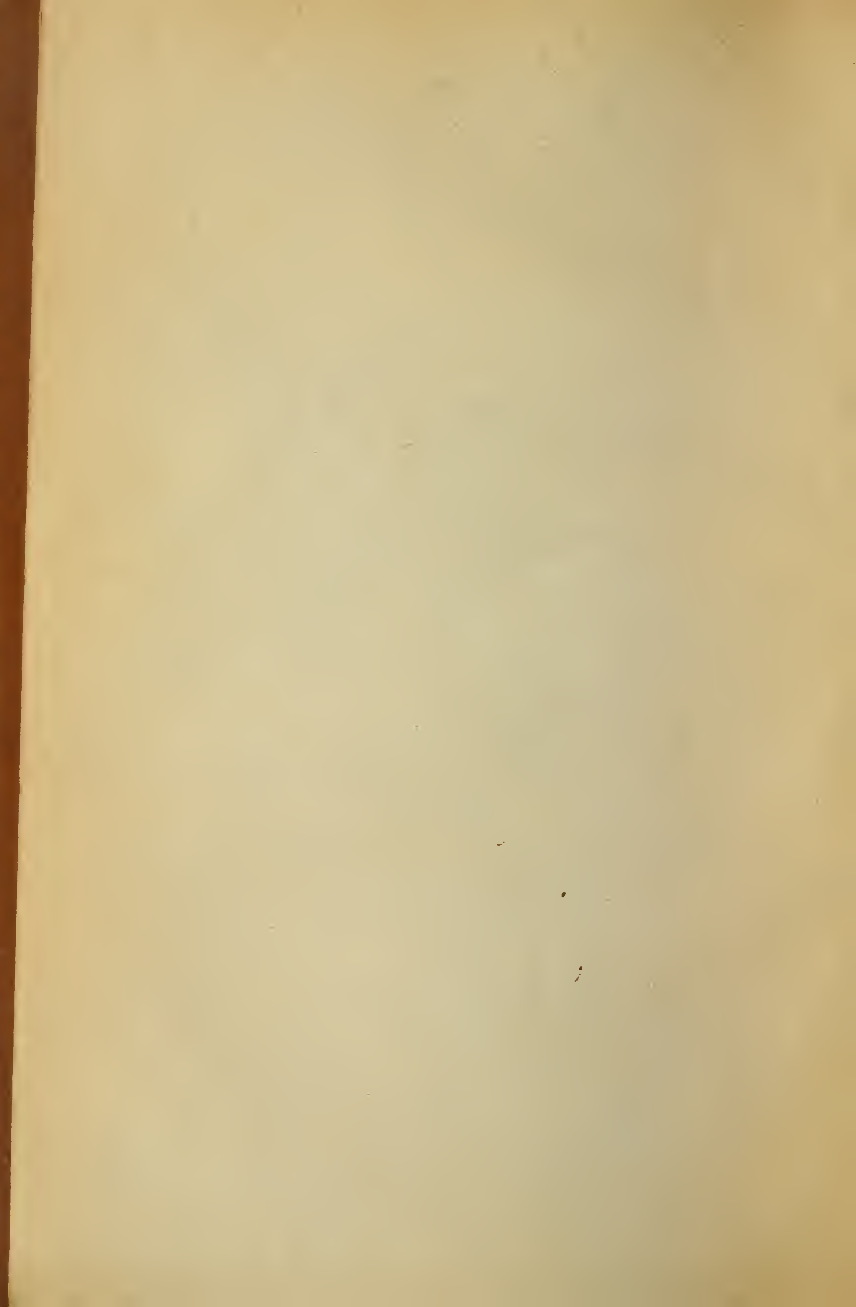
Jenseits des Gotthard







Jenseits des Gotthard.

Menschen, Städte und Landschaften

in

Ober- und Mittel-Italien.

Von

J. V. Widmann.

Frauenfeld.
J. Hubers Verlag.
1888.

J. Hubers Buchdruckerei in Frauenfeld.

Dem Andenken

meines

mir unvergeßlichen lieben Schwagers und Reisegefährten

Ulrich Ernst-Biedermann

aus Winterthur.



Vorwort des Verfassers.

Die Reiseschilderungen aus Ober- und Mittel-Italien, welche dieses Buch enthält, erschienen in den letzten Jahren im Feuilleton des „Bund.“ Freundliche Leser waren der Ansicht, daß sie wert seien, gesammelt und als Buch herausgegeben zu werden.

Wir kommen solcher von vielen Seiten an uns ergangener Aufforderung hiemit nach, nicht ohne vorher diese Skizzen sorgfältig durchgesehen und stellenweise überarbeitet zu haben. Mögen sie ebenso nachsichtig aufgenommen und so allseitig beachtet werden, wie ein schon vor sieben Jahren vom Verfasser herausgegebenes Buch über Italien: „Rektor Müslins italienische Reise.“

Das vorliegende Buch habe ich einem nahen Verwandten gewidmet, der auf den drei ersten Maifahrten mein lieber treuer Reisegefährte war. Als ich die vierte Fahrt unternahm, deckte ihn schon der kühle Rasen. Es ist aber nicht bloße Pietät des Verwandten und die Rücksicht auf seine Reisebegleitschaft, die mich zu dieser Widmung bestimmte. Herr Ulrich Ernst-Biedermann verdiente durch seine für einen Kaufmann und Fabrikanten ungewöhnlich verständnisvolle

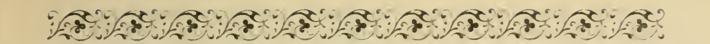
Liebe zu den bildenden Künsten und zu Italien, daß ihm ein Buch über dieses Land gewidmet werde. Daß ich ihn selbst, gleich in der ersten dieser Reiseschilderungen, als „Schwager Ulysses“ einführe, hatte damals, als diese Schilderungen zuerst in der Presse erschienen, seinen Grund in dem Wunsche meines Schwagers, incognito zu bleiben. Obwohl nun hier der volle Name dem Leser genannt wird, durfte jene Einführung als „Ulysses“ für einen Mann wohl stehen gelassen werden, der einen großen Teil seines bewegten Lebens auf Reisen in Asien und in der europäischen Levante zugebracht hat und gleich jenem nie um einen Ausweg verlegenen Könige von Ithaka der Inbegriff eines praktischen Reisenden war. Was er mir sonst noch war, welchen Schatz von guter Laune er zu einer solchen Reise mitbrachte, welchen Schatz auch von Kenntnissen, indem er sich auf eine derartige Fahrt nicht bloß aus guten neueren Handbüchern vorbereitete, sondern mit Vorliebe ältere, jetzt wenig mehr bekannte und doch oft so vortreffliche Reisewerke studirte, das alles behalte ich mit dem Bilde eines in jeder Hinsicht liebenswürdigen Mannes in treuer Erinnerung. Im Hinblick hierauf mögen es mir die Leser verzeihen, wenn ich die Herausgabe dieses Buches und diese Vorrede dazu benützt habe, in der Weise, wie es einst die alten Römer taten, öffentlich das Andenken eines verstorbenen Verwandten zu ehren.



Inhaltsverzeichnis.







Empfindsame Maifahrt zweier Schweizer durch elf lombardische Städte.

(1885.)

„Quanto è bello — quando è bello — il ciel Lombardo!"
Alessandro Manzoni.

1.

Schwager Ulysses.

Für alle praktischen Dinge wende ich mich an meinen Schwager Ulysses. Die unpraktischen besorge ich schon selber so, wie es in ihrem Wesen liegt.

Er ist viel in der Welt herumgekommen, wie sein berühmter Namensvetter, der einst das Sautröglein gesehen hat, aus dem Circe ihre verwandelten Liebhaber fressen ließ, und der doch selbst sich von ihr weder in einen Hund, noch in ein Schwein verwandeln ließ. So hat es auch mein Schwager verstanden, viel Kurioses zu erleben, ohne daß ihm auch nur die Enden seines martialischen Schnauzes jemals wären versengt worden. Er hat eben auf seine Reisen im Syrerland, wo bekanntlich oft das sanfteste am Halfterband geführte Kamel plötzlich wild wird, außer der Bürste für den Schnauz allezeit auch seinen Hausverstand mitgenommen in der natürlichen Kapsel, in der ihm dies allerdings fast unveräußerliche Geschenk einst bei seiner Geburt war verliehen worden.

An ihn also wende ich mich, wenn ich einen ordentlichen Tropfen Wein einkellern möchte, oder wenn ich einen Wechsel unterzeichnen muß und regelmäßig nicht weiß, was oben und unten an dem langen Papierstreifen ist, und ob ich der Breite oder der Länge nach darauf zu schreiben habe; an ihn auch, wenn der neue schweizerische Fahrtenplan erscheint und ich erfahren möchte, ob Bern noch immer wie bisanhin von der Zentralbahn, was Schnellzüge anbelangt, so hundejämmerlich behandelt werde, was dann richtig jedesmal von ihm herausgefunden und mir bis auf die Minute vordemonstrirt wird.

Zu ihm ging ich auch im Jahre 1884, ihn zu fragen, was ich mit den damals außer Kurs geratenen Victor-Emanuel-Fränklein und Halbfränklein anfangen solle, die es auf mich ordentlich abgesehen zu haben schienen. Denn so oft ich in meinen Geldbeutel blickte, hatten sich immer wieder ein paar neue Bursche dieser minderwertigen Sippe eingeschmuggelt. Offenbar erweckt meine Brille bei den Verkäufern, wenn sie mir einen Zehnfränkler wechseln, das größte Zutrauen; da sei einmal, so denken sie, ein guter Mann, der es mit den gleich armen Verdingkindern von jedermann verschupften Victor Emanuels nicht so genau nehmen werde. Und so hängen sie mir in aller christlichen Liebe ihrer ein ganzes Schock an.

Schwager Ulysses, als ich ihn fragte, ob ich sie beim Silberschmied sollte einschmelzen lassen mit üblichem Verlust, wiegte leise den Kopf hin und her, strich sich den Schnauz, rollte sich eine Cigarette, machte ein vergnügtes, etwas hinterlistiges Gesicht und sagte endlich mit verschmitztem Lächeln: Lege sie einfach auf die Seite. Du verlierst zwar den Zins; aber der Verlust ist noch immer kleiner, als was dir beim Auswechseln am Stück verloren gienge. Lege sie bei Seite. Es kommt vielleicht ein Tag, wo du ihrer noch froh bist.

Ich gehorchte ihm blindlings. Das ist überhaupt so meine

Art, die Dinge etwas extrem durchzuführen. Als Herrscher wäre ich ein Tyrann, während ich als Gehorchender das Ideal der Folgsamkeit bin. Wer lange fragt: warum? der weiß gar nicht, was Gehorsam ist.

2.

Die Silberlinge.

So oft ich aber nun die braune Schatulle öffnete, um wieder einen neuen Ultramontanen — denn ultramontan sind doch die Victor-Emanuel-Stücke gewiß eben sosehr als die ebenfalls wenig nutzen Päpstler — in das kleine italienische Münzkabinet zu legen, gab es mir jedesmal eine angenehme Empfindung, die silberne Gesellschaft wachsen zu sehen und dabei zu bedenken, daß sie im Grunde nur bei uns auf der Nordseite der Alpen weniger zu bedeuten habe, als ihre Prägung besage, während sie drüben . . .

Ha! drüben!

Ein wonniges Gefühl beschlich mich.

Anfänglich war es nur ein Gefühlchen. Aber es wuchs mit der Münzsammlung.

Himmel! wenn man den ganzen Plunder in eine Reisetasche schüttete und sich auf den Weg machte und die ohnehin hier zu Land nicht wohl angesehenen Silberlinge drüben vollwertig ausgäbe.

Eines Tages, es war in diesem Frühling, da musizirte es ordentlich in der Schatulle. Draußen heller Sonnenschein und in der kleinen Schatzkammer schienen die Victor Emanuele mit feinen Stimmen von wirklichem Silberklang ein Lied zu singen, das alte Lied der Sehnsucht nach Italien, das Reiselied, in schwellendem Moll, in lustigem Dur, die Fränklein im Baß, die Halbfränklein im Tenor, einige übermütige jauchzten dazwischen und riefen: Partenza! Dann stimmten sie gar noch den Bacio an. Es war rein nicht mehr zum Aushalten. Wahrhaftig nicht!

Hinauf lief ich zum Schwager Ulysses, stürmte ihm ins Zimmer und rief: „Ich fahre nach Mailand."

„Ich fahre mit", antwortete er ruhig. Und mit listigem Blinzeln fügte er hinzu: „Gelt! sie haben dir keine Ruhe gelassen?"

3.

Prosaisches Intermezzo.

Die Jura-Bern-Luzern-Bahn gibt im Einverständnis mit der Gotthardbahn zu ermäßigtem Preise Retourbillette aus mit einer Gültigkeit auf vierzig Tage. Aber an diese Retourbillette ist die Bedingung geknüpft, daß in Chiasso ein italienisches Rundfahrtbillet gelöst werde.

Das wäre nun sehr schön und angenehm, wenn in Chiasso wirklich alle diejenigen Rundfahrtbillette erhältlich wären, die man z. B. in Mailand bekommt.

Letzteres ist aber nicht der Fall, wie wir zu unserem Schaden erfahren mußten.

Wir wünschten ein Rundfahrtbillet der fünften Tour für Oberitalien (Mailand-Verona-Modena-Piacenza-Mailand). Ein solches war uns sogar brieflich zugesichert worden von der Eisenbahndirektion der Alta Italia. Aber als wir es in Chiasso verlangten, hieß es, ein solches könne man nur in Mailand bekommen.

Gut, sagten wir, so nehmen wir von Chiasso nach Mailand ein einfaches gewöhnliches Fahrbillet.

Holla! sagte der Kassier. Das können Sie nicht, sonst verliert Ihr vierzigtägiges Retourbillet die Gültigkeit.

Aber wir lösen ja doch nachher ein italienisches Rundfahrtbillet.

Hilft nichts, Sie lösen es erst in Mailand, während Sie es in Chiasso lösen müßten.

Aber wir würden es auch gern in Chiasso lösen, wenn Sie es nur hätten. Was sollen wir nun tun?

Sie müssen hier in Chiasso ein Rundfahrtbillet, z. B. Chiasso-Mailand-Lecco-Comer-See-Porlezza-Luganer-See-Chiasso, lösen, auch wenn Sie mit demselben gar nichts anfangen können, als daß Sie es zur Fahrt nach Mailand benützen. Es kostet Sie jeden 14 Fr. 75 Cts., ist aber das einzige Mittel, Sie vor dem Verlust der Gültigkeit Ihres vierzigtägigen Retourbillets zu bewahren. Nachher können Sie dann immer in Mailand noch dasjenige Rundfahrtbillet kaufen, das Ihnen wirklich dient.

Eine nette Einrichtung!

Ungefähr als ob mir mein Schneider die Weste zu kurz machte und mich tröstete: die Hose ist dafür um so länger. Wenn ich aber dann die Hose anziehe, so ist auch die nach oben zu kurz, hat jedoch überflüssige Falten nach andern Dimensionen. Der Effekt ist derart, daß zwischen Weste und Hose das weiße Hemd hervorsieht und ich mich nirgends damit zeigen darf.

Warum, da doch die Gotthardbahn nicht bloß bis nach Chiasso, sondern bis nach Mailand reicht, warum werden die vierzigtägigen Retourbillette nicht bis dorthin ausgegeben?

Oder dann müßte wenigstens die Alta Italia dahin verständigt werden, daß sie alle ihre Zirkularbillette auch von Chiasso aus datirt.

Es ist merkwürdig, wie noch immer Eisenbahngesellschaften, die doch wahrhaftig an nichts anderes als an praktische Dinge zu denken haben, ihre Einrichtungen so unpraktisch treffen, daß selbst ein Professor mit der Brille auf der Nase die Sache besser machen würde.*

---

* Seit diese Zeilen zum ersten Male im „Bund" (Jahrgang 1885) gedruckt wurden, hat sich diese Sache dahin gebessert, daß man in Chiasso alle möglichen italienischen Rundreisebillette erlangen kann.

Ich füge hier gleich die Elegie bei, welche mein Schwager Ulysses über die auf der Gotthardbahn mangelnden Vorkehrungen zur Unterbringung des Handgepäckes melodisch vor sich hin brummte:

„Wie herrlich sind doch die Einrichtungen der badischen Staatsbahn, allwo auf Netzgeflechten, die genügenden Abstand haben von der Decke des Waggons, jeder Handkoffer gut und bequem Unterkunft findet! Während hier, in dieser Weltbahn ersten Ranges, auch ein recht schmales bescheidenes Bündel mühsam oder gar nicht hineingepreßt werden kann zwischen die Waggondecke und die dicht darunter angebrachten Geflechte. Freilich! Das ist bewußte Absicht des Obermandarinen der Bahn, wie besagter Obermandarin mir es selbst einmal hohnlächelnd gestanden. Die Reisenden sollen nicht so viel Handgepäck bei sich haben. Aber, wenn man das beabsichtigte, wäre es nicht würdiger gewesen, einfach das Mitschleppen von Handgepäck überhaupt zu verbieten, als daß man es auf eine mesquine Weise vereitelte? Zwar — man kann doch auf einer so langen Route das Mitnehmen von Handgepäck nicht verwehren! Eine leidende Dame z. B., die von Mailand bis Luzern in einer Tour fahren muß, bedarf doch mancher Gegenstände, die sie nicht im Gepäckwagen aufspeichern kann, sondern zur Hand haben muß. Aber bei dieser bettelhaften Einrichtung ist sie wirklich in Verlegenheit, wie sie solche Dinge mitführen soll, da die Conducteure natürlich streng untersagen, daß irgend ein Gepäckstück auf einem allenfalls leeren Sitzplatze liege. Large! Large! Large! Liberal! Liberal! Liberal! Das sind die Worte, die in goldenen Lettern an den Eingangspforten jeder großen Verkehrsunternehmung geschrieben stehen sollten. Dem Amerikaner stehen sie im Herzen geschrieben. Bei ihm geht alles ins Große; er will kein Geschäft machen aus der Verlegenheit geplagter Reisender. Und doch macht er die besten Geschäfte!“

Der Waggon, in welchem diese Elegie gebrummt wurde, ist in Mainz gebaut worden, was ich hiemit beifüge, indem ich ihm gleichsam einen Steckbrief ausstelle, an dem auch andere Passagiere ihn alsobald erkennen werden.

4.

Auf der Fahrt nach Mailand.

Der vorige Abschnitt ist natürlich nur aus diätetischer Rücksicht für den Leser hier eingeflochten worden, wie man einen Bittern servirt, damit die vielen Süßigkeiten dem Magen nicht schaden. Wer der Ansicht wäre, daß wir solche Dinge, wie die oben berührten, mit schlechter Laune und in irgend welchem Aerger bedacht und besprochen hätten, der wüßte nicht, wie es zwei richtigen Italien-Reisenden zu Mute ist.

Unsere Stimmung war vielmehr Goldgrund und blieb Goldgrund, auch wenn sich auf solcher goldener Bildfläche die Obermandarinen der Gotthardbahn wie magere byzantinische Heilige abzeichneten. Freilich gab es angenehmere Bilder und dann flimmerte der Goldgrund nur desto glänzender.

Ein prächtiger Moment ist z. B. — das Mittagessen in Göschenen.

Halte man mich nicht für einen roh sinnlichen Menschen um dieses Geständnisses willen!

Es ist zwar wahr, daß man nach all den Steigungen der Bahn durch die Kehrtunnels von Wasen zuletzt in der frischen Bergluft von Göschenen mit einem Appetit anlangt, als hätte man der Lokomotive schleppen geholfen und daß daher die Aussicht auf das Essen an und für sich einen starken Reiz ausübt. Aber feinere, seelische Reize kommen hinzu.

Der Zug hält dicht vor dem finstern Tor, das aus deutsch sprechenden Landen direkt in italienische Gauen führt (in die

italienische Schweiz, die ich, landschaftlich, für das schönste Land der Welt halte). Unmittelbar gegenüber der Station türmen sich die im Mai noch winterlich beschneiten gewaltigen Bergesgipfel. Und in dieser rauhen Gebirgseinsamkeit entsteigt plötzlich der langen Wagenreihe, in der wir sicher und gut über den Abgründen der tobenden Reuß empor gefahren, eine bunte Menge, wohl mehr als hundertfünfzig Personen, die allen möglichen europäischen Ländern angehören, unter ihnen Weltreisende, die über Brindisi nach Indien fahren, Kaufleute, Maler, die in Rom studiren wollen, Vergnügungsreisende, denen der Wunsch, alles von der heitern Seite zu nehmen, aus dem belebten Gesichte lacht, feine englische Damen, schwarzäugige Italienerinnen, die mit Ungeduld den Moment ersehnen, wo wieder die sanfte Sprache der Heimat an ihr Ohr klingt, einfache, brave Arbeiter, die in ihr Vaterland zurückkehren, Großstädter aus allen Residenzen Europas, kurz, ein wunderbares Gewirr.

Und nun eilen sie und setzen sich zu einem vorzüglich bereiteten Mittagessen und sowohl dieses Essen mit all seinem Komfort wie die Leute selbst, die dasselbe zu sich nehmen, bilden mit der Tatsache, daß wir auf einem winterlich wilden Berge uns befinden, einen jener Kontraste, die der Phantasie den angenehmsten Eindruck machen.

Dann, wenn wir nach beendigter Mahlzeit wieder eingestiegen sind, — horch! da tönt aus dem tiefen nachtdunklen Schlunde des Berges wie aus fernster Ferne ein gedämpfter und doch deutlicher Ton, das Pfeifen einer noch unterirdisch daherrollenden Lokomotive, und ein Zittern, ein Donnern kommt näher. Plötzlich, da bricht es mit Rauch und Dampf hervor aus der schwarzen Pforte. Es ist der direkte Zug aus Italien, der in demselben Moment in den Bahnhof von Göschenen einfährt, als sich unsere Waggons in Bewegung setzen, um wegzufahren. Noch einen kurzen Augenblick sehen wir, wie die Passagiere auch dieses Zuges gleich

uns auf den Perron und zu dem ihrer wartenden Mittagsmahle eilen. Dann wird es Nacht um uns; wir sind hineingefahren in den Tunnel, der sich in einer Länge von zwei geographischen Meilen durch die Felsenmassen des Gotthard hindurchzieht.

Wie wenn über ein Vogelbauer voll zwitschernder Kanarienvögel plötzlich ein Tuch gebreitet wird, so daß alle verstummen, so ruft auch die Dunkelheit und dazu das Bewußtsein, daß sie lange, lange andauern werde, im Waggon gewöhnlich tiefe Stille hervor. Es mag auch Reisende geben, denen es hier ein wenig unheimlich zu Mute ist. Mit Unrecht fürchten sie sich gerade hier. Zwar die Nacht ist niemands Freund. Aber — abgesehen von der Dunkelheit — im Tunnel ist man gewiß sicherer als auf irgend einem andern Punkte der ganzen Gotthardbahn. Denn obschon die Bahn mit erstaunlicher Vorsicht angelegt und namentlich gegen Wildwasser und Lawinen vortrefflich geschützt ist, gibt es doch Stellen, wo man sich fragen kann, ob nicht dieser oder jener mächtige Felsblock gelegentlich einmal — sehr ungelegentlich für die just davon Betroffenen! — herunterrollen werde. Wie denn ein Mecklenburger Pastor den denkwürdigen Ausspruch getan haben soll, er werde nicht ein zweites Mal mit der Gotthardbahn fahren, da man sich auf derselben „doch gar zu sehr in Gottes Hand befinde.“ Die Wahrheit ist die, daß es eben auch auf der Gotthardbahn wie anderwärts eine force majeure gibt, gegen welche menschliche Vorkehrungen nichts ausrichten, und daß allerdings speziell auf dieser Bahn ein Unglück leicht größere Dimensionen annehmen kann, als auf Bahnen, die in der Ebene sich hinziehen. Dagegen ist mit einiger Genugtuung auf die Annalen des bisherigen Betriebes hinzuweisen; sie wissen von keinem bedeutenden Unfalle.

Die wildromantischen Schönheiten des Livinertals, von Airolo hinab nach Biasca, genießt man entschieden besser auf der Heimfahrt, vielleicht nicht nur deshalb, weil die nach Süden sich

senkenden Linien dem von Süden Kommenden sich naturgemäßer präsentiren, als dem von Norden Daherfahrenden, der nach ihnen den Hals zurückwenden muß; der Grund liegt wohl auch darin, daß man alsdann noch nicht zu Mittag gegessen hat und somit in jener Vormittagsstimmung sich befindet, die für poetisch-malerische Eindrücke die empfänglichere ist.

Dagegen die drei Seen — Laggo Maggiore, Ceresio und Comer-See — erreicht man in jener Abendstimmung, die der vormittäglichen nichts nachgibt. Das Schönste ist der Blick auf Lugano vom hochgelegenen Bahnhof hinab. Aber ich habe mir vorgenommen, Naturschönheiten auf diesen Blättern nicht zu schildern, da jeder Holzschnitt oder z. B. der neueste kolorirte Fahrplan der Dampfschiffahrt auf den drei Seen noch so große stilistische Bemühungen weit hinter sich läßt.

5.

Ein Sonntag in Mailand.

Das große Mailand mit seinen mehr als dreihunderttausend Einwohnern, die Königin der unendlichen lombardischen Ebene, Mailand, die Stadt des weißen Marmordoms und zahlloser Paläste, dazu die gewerbfleißigste Stadt vielleicht in ganz Italien, ist mir ganz besonders ans Herz gewachsen. Jeder neue Besuch macht sie mir lieber. Auch habe ich sie noch lange nicht ausstudirt. Immer Neues entdecke ich auf ihren Plätzen, in ihren Kirchen, in ihren Museen und Ausstellungen, in ihren Palästen und auf ihren Friedhöfen. Es war mir eine wahre Beruhigung, daß unsere Rundfahrt durch die elf lombardischen Städte, die auf unserem Programm stunden, hier in Mailand ihr Ende finden sollte, wie sie hier ihren Anfang nahm. Und so muß der Leser sich darauf gefaßt machen, in diesem Reiseberichte zweimal von Mailand zu vernehmen.

Wir waren in einem alten italienischen Gasthofe nahe beim Dom abgestiegen. Mein Schwager Ulysses hat dieses Albergo, den „Angiolo d'oro", unter seine besondere Protektion genommen, und wenn er daselbst mit dem Omnibus eingefahren kommt in den innern Hof, fast dicht an die Tische der im Freien speisenden Herren, so daß der Kopf des Schimmels über die Weinflaschen und die Maccaronischüsseln ragt, da begrüßen den Ankömmling der alte Padrone des Hauses und dessen Sohn mit einer Herzlichkeit, als käme ein lieber alter Freund; dabei wissen sie nicht einmal seinen Namen und haben nie darnach gefragt. (In kleineren lombardischen Städten dagegen, besonders in Parma, wo so lange Zeit ein reaktionäres Pfaffenregiment herrschte, sollten wir nicht nur unsere Namen und unsern Stand einzeichnen, sondern sogar über unser Alter Auskunft geben, was denn mein Schwager mit einem kräftigen italienischen Kernfluch dem erschrockenen Kellner rundweg abschlug, indem er ihm einfach die Versicherung gab, wir seien beide „erwachsene Leute.")

Nun weiß ich nicht, ob ich jedermann diesen „goldenen Engel" — ich meine nicht meinen Schwager, sondern den Gasthof — empfehlen soll. Wer schöne Zimmer liebt, geht besser in ein anderes Hotel; ebenso, wer nicht ordentlich italienisch spricht. Aber wer die italienische Küche liebt und auf gut und fein zubereitete Speisen, sowie auf vortreffliche leichte und nicht teure Weine etwas gibt, der vertraue sich getrost diesem Angiolo an. Es ist außerdem der billigste Gasthof der großen Stadt, abends aber von vielen Mailändern besucht, welche die vorzügliche Restauration in dem bereits erwähnten Hofe und den anstoßenden Räumen zu ebener Erde wohl zu schätzen wissen. Hier trinkt auch alle Abende der wahre Typus jenes guten Landpfarrers Don Abbondio aus den „promessi sposi" seinen gemütlichen Schoppen und schnupft dazu etliche Prisen, alles mit einem so glücklichen Ausdruck in dem friedlich resignirten Abbategesicht,

daß schon dieser idyllische Anblick eines zufriedenen bescheidenen Dieners der ecclesia militans wenigstens einen Abendbesuch in diesem Albergo lohnt. (Natürlich nicht für Leute, die den Kopf mit Seide und das Herz mit Baumwolle ausgestopft haben.)

Als ich am Sonntag Morgen von meinem Bette mich erhoben hatte, — von einem Lager, breit genug, meine ganze nicht kleine Familie nebst einem halben Dutzend Enkelkinder bei etwas gutem Willen leidlich zu beherbergen, — da erkundigte sich mein Schwager, ob ich disponirt sei, ihn zum „Perrucchiere“, d. h. zum Barbier zu begleiten. Es sei immer interessant, seit Figaros Zeiten, zum Barbier zu gehen und zeitig am Morgen gleich zu erfahren, was etwa los sei.

Dem leider geschlossenen Scalatheater ungefähr gegenüber fanden wir den Bartscherer, und mehr als das. Wir fanden nämlich, daß Mailand am Sonntag Vormittag, es war zwischen sieben und acht Uhr, akkurat so werktäglich aussieht wie an jedem Wochentage. Alle Läden stehen offen. An einem Restaurations-lokal steigen sogar Handwerker auf Leitern und sind beschäftigt, einen frisch gemalten Schild emporzuziehen und zu befestigen. Für den Fremden ist das angenehm. Die Sonntagsruhe, die wir zu Hause so sehr zu schätzen wissen, ist mit ihren geschlossenen Magazinen dem auf der Reise Befindlichen ungemein lästig. Aber freilich! die Kehrseite eines solchen Zustandes bleibt dem Menschen-freunde nicht verborgen. Da stund z. B. im Laden des Barbiers das kleine Söhnchen oder vielleicht auch nur ein gemietetes Bübchen, das nun an dem einen Fest- und Freudentage der Woche keine andere Perspektive hat, als, so lange eben Kunden sich einfinden, hier im muffigen Laden zu warten und den Herren die Kleider abzubürsten und andere kleine Dienste zu erweisen. Und so in hundert und tausend andern Magazinen oder Werkstätten.

Ueberhaupt — das darf unser Egoismus nicht übersehen, dem in großen Städten so willkommene Nahrung durch mannig-

faltige Genüsse dargeboten wird — es setzt sich all dies unser Wohlbehagen aus Entbehrungen und hartem Dienst unzähliger unserer Mitgeschöpfe zusammen. Für Kinder und Tiere besonders ist eine große Stadt durchaus kein Paradies. Frühzeitig werden die erstern, wenn sie der ärmern Volksklasse angehören, zu freudenloser Arbeit herangezogen; sind sie bessern Standes, so kennen sie doch auch viel weniger Vergnügen, als das bei uns der Fall ist. Man hält sie drin in den hohen steinernen Häusern; höchstens der Schulweg führt sie auf die Straße, und einen grünen Baum sehen sie vielleicht im Jahre nicht zweimal. Und ebenso habe ich die Bekanntschaft eines unglücklichen Hundes gemacht. Sein Herr ist ein junger Kaufmann. Das schöne Tier ist nun verurteilt, fast Tag und Nacht in dem Winkel eines feuchtkalten Vorzimmers sein Leben hinzubringen, abgesehen von wenigen Ausgängen, auf die der Herr den Hund mitnimmt, ihn alsdann an der kurzen Leine führend; auch ist der Maulkorb jahraus, jahrein in der Großstadt obligatorisch. Macht dann einmal am Sonntag Nachmittag der Herr einen Ausflug, so darf der Hund nur in den seltensten Fällen mitkommen. Denn entweder wird die Eisenbahn oder der Tramway benützt und auf solchen öffentlichen Verkehrswegen ist ein Hund als Begleiter natürlich lästig für den Herrn und für andere Personen.

Manchen Lesern kommt es wohl lächerlich vor, daß ich solches beachte. Aber da schließlich doch wohl die Gesamtsumme des Glückes oder Unglückes aller lebenden Wesen über den Wert der Welt entscheidet, sind derartige Erwägungen nicht so ganz nur von individueller Empfindsamkeit eingegeben, als man vielleicht glaubt.

Mitten in der Stadt Mailand liegt ein Berg, den an schönen Sonntagen mailändische Familien besteigen, um daselbst — sie bringen etwas kalte Küche mit — ganze Stunden in herrlichster Fernsicht zu verleben. Der Berg besteht aus weißem Marmor

und von seiner Spitze siehst du in der Ferne die Hochalpen vom östlichen Splügen bis zum westlichen Simplon, den gewaltigen Monte Rosa, im Südwesten einen Teil des Apennin, ringsum aber in Nähe und Ferne unendlich sich ausdehnend die lombardische Ebene mit ihren schimmernden Flüssen. Doch diese köstliche Fernsicht, sie tritt zurück vor den architektonischen Wundern, die dir der Marmorberg selbst offenbart.

Märchenhaft schöner Dom von Mailand!

Die 486 Stufen, die man ersteigen muß, bis man die letzte Höhe erreicht hat, die dem staunenden Auge den Ueberblick gewährt über die ungefähr 3000 Statuen auf den Türmen und Türmchen der Außenfläche, wahrhaftig, sie sind wie Stufen zu Dantes Paradies.

Mächtig und heiligend spricht dieses Werk zum Herzen des einsamen Beschauers. Die gewissenhafteste Arbeit des Kunstfleißes, deren man noch im verlassensten Winkelchen des Marmorlabyrinths gewahr wird, scheint sie nicht jedem mit den Künsten sich Abgebenden zuzurufen: Schande dir, so du nicht treu dein Bestes vollbringst, auch wo du kaum hoffen darfst, daß jemand dir danke. Nimm dir ein Beispiel an der Pietät der alten, zum größten Teil vergessenen Meister, die hier ihre Aufgabe jeder treu und still erfüllet haben und aus deren vereintem Wirken ein Ganzes geworden ist, vor dem man, wie vor einem üppig ins Land brechenden Frühling, ausrufen möchte: Das Blühen will nicht enden!

Will aber der Mailänder Bürger an Sonntagen nicht in vertikaler, sondern in horizontaler Richtung sich ergehen, so führen ihn, außer den Eisenbahnen, auch eine Menge Tramways nach allen Richtungen in die gleichförmige Ebene hinaus, wo die bewässerten Reisfelder sich ausdehnen und die unzähligen, langweiligen Maulbeerbäume stehen, die dem Seidenwurm sein Futter liefern.

Zu Fuß zu gehen, wird niemand einfallen, es sei denn, daß er die paar Soldi für den Tramway nicht zu erschwingen vermöge. Die Landstraßen sind nämlich über alle Vorstellung schlecht gehalten; bei heißem Wetter fußtief bedeckt mit weißem Staube, bei etwas Regen schlammig und kotig, so daß ein Pferd Mühe hat, selbst den leichtesten Wagen auf der ebenen Chaussée hinzuschleppen.

Wir machten die Beobachtung, als wir an jenem Sonntag Nachmittage nach Monza hinausfuhren, einer der elf Städte unseres Reiseprogramms.

Ich will hier gleich einschalten, daß dieses Programm die schöpferische Tat meines wißbegierigen Schwagers ist, dessen niemals ermüdende Zähigkeit im Besuch alter Kirchen und im Aufsuchen und Auffinden sonstiger Kuriositäten die wohltätige Ergänzung bildet zu der Indolenz, in die ich selbst auf Reisen leicht verfalle. Ich bin nicht so vielseitig wie er. Mein Interesse auf Reisen setzt sich fast nur aus drei Elementen zusammen: Landschaftliche Schönheiten, Beobachtung des Volkslebens und überhaupt Studium des Menschen, endlich: Moderne Kunst. Vor der alten Kunst ziehe ich hochachtungsvollst den Hut ab; ich habe als Student seiner Zeit meine Taschen immer voll gehabt von Photographien nach alten Bildern; eine ganze Galerie pflegte ich mit mir herumzuschleppen. Aber so ist nun meine Natur: Nachdem sie sich in der Jugend vollgesogen hat aus den unvergleichlich schönen Werken der großen alten Künstler, verlangt sie nun im zunehmenden Alter nur noch das Neue, das aus unserer Zeit geborne Kunstschöne, mag dasselbe mit absolutem Maßstabe gemessen noch so weit hinter dem Alten zurückstehen. Es ist für die modernen Künstler Schade, daß ich nicht über ein paar Millionen verfüge. Ich würde kein einziges altes Bild kaufen, aber den lebenden Malern und Bildhauern zu tun geben, daß sie ihre Freude daran hätten. Und gerade das moderne Italien, sowohl in der Malerei wie in der Skulptur, hat herrliche Meister

aufzuweisen, Männer von wunderbar kühner Phantasie, wovon später noch ausführlich die Rede sein soll.

Ich bin also in die alten Kirchen nur so mitgelaufen und habe immer schon beim Eintritt, wenn Schwager Ulysses sich rechts wandte zur systematischen Besichtigung einer Seitenkapelle nach der andern, mit schnellem Ueberblick über das Ganze zu erraten gesucht, wie viele Kuriositäten und Kunstwerke wohl wieder dieses gesegnete Gotteshaus halten dürfte, ungefähr so, wie man mit fragendem Auge den Pokal mißt, den man in den bekannten sieben Zügen leeren soll.

Unter solchen Umständen wird der Leser von mir keine Beschreibung des Domes von Monza erwarten, noch aller der andern ungefähr hundert Kirchen, die wir nach und nach in der Lombardei gesehen haben. Vieles steht ohnehin, und recht gut gesagt, im vortrefflichen Gsell-Fels, der sich auf dieser Reise wieder sehr gut bewährte und sich noch besser würde bewährt haben, wenn ich nicht eine etwas zu alte Auflage mitgenommen hätte. Man sollte in diesem Punkt niemals sparen. Im modernen Italien besonders herrscht ein so frischer Zug des öffentlichen Lebens, der sich unter anderm in Aufstellung neuer Monumente kundgibt, daß man immer das neueste Reisebuch mit sich führen sollte.

Also die eiserne Krone der Lombardei, die im Dom zu Monza gegen einen Franken Eintrittsgeld vorgezeigt wird, und der große, fabelhaft reiche Kirchenschatz des Domes — sie sind historisch und künstlerisch schöne Dinge. Noch schöner aber kam mir in dem mäßig dunkeln, mit Fresken reich ausgemalten Dom der nachmittägliche Vespergesang vor, von guten Sängern vorgetragen und von einem Organisten begleitet, der seine Sache viel besser machte, als man es sonst in Italien findet. Und interessant war es mir auch, wie nach Beendigung des Gesangs ein vornehmer Geistlicher, von einem ganzen Generalstabe von Domherren und Pfarrern und Rauchfaß schwingenden, Lichter

tragenden Chorknaben begleitet, die Kanzel bestieg. Nicht was er dort ablas, interessirte mich, aber dieses imposante Auftreten auf der Kanzel in Zahl eines halben Dutzend Geistlicher. Darum also sind diese Kanzeln so breite geräumige Logen, statt wie bei uns armselige, an die Kirchenwand geklebte Käfige. Der Würdenträger dort im Dom von Monza, der wie ein orakelspendender Hohepriester von dichten Wolken ganz umwallt war, so daß die Wachslichter, die ihm von beiden Seiten von den Chorknaben gehalten wurden, nur mit trübem, rotem Scheine den Nebel durchschimmerten, der hätte mit seinem Gefolge auf einer kleineren Kanzel überhaupt nicht Raum gefunden.

Den Weihrauch etwas auszulüften, gingen wir ins königliche Schloß zu Monza, das mit seinem großen baumreichen Park ein Lieblingsaufenthalt der Königin Margherita ist, und gerade so hell und licht und freundlich daliegt, wie der Charakter dieser liebenswürdigen, von ihrem Volke hochgefeierten Fürstin. Bedeutende Gemälde finden sich nicht in den Prachtsälen; der Schmuck in diesen Sälen gehört mehr in die Sphäre des Kunsthandwerkes. Vielleicht interessirt es in der Schweiz, daß der Flügel, der im Musiksalon der Königin steht, aus einer Schweizerfabrik stammt, Hüni-Hübert in Zürich. Poetisch schön aber ist der allmälig in die Landschaft übergehende ungeheure Park mit seinen weiten Rasenflächen und den edeln Baumgruppen. Ein Sommermorgen an den stillen Weihern dieses ganz ebenen, im englischen Geschmack angelegten Gartens muß von idyllischem Reize, einzigartig lieblich sein.

Die Heimfahrt machten wir wieder auf dem Tramway und zwar diesmal hoch oben auf der Banquette eines solchen Wagens, so daß wir einen freien Ueberblick hatten über all das frohe und oft etwas tumultuöse Sonntagstreiben, das sich in Monza und in den Ortschaften entfaltete, durch die wir kamen. Ein paar patriotische Arbeitergesellschaften mit Blechmusik und fliegenden

Fahnen zogen des Weges daher und überall herrschte frohes, lebenslustiges, aber anständiges Treiben. Einen Berauschten haben wir in achtzehn Tagen, die wir in Italien zubrachten, nur einmal, in Pavia, gesehen.

Den langen Sonntag beschlossen wir endlich im Theater Manzoni, wo die Opera buffa „Donna Inez" eines gewissen „Maestro" Luigi Ricci (Figlio) gegeben wurde, eine, was die Handlung betrifft, so unsinnige Operette, wie wir deren auch auf unserer deutschen Bühne nur zu viele haben; die Musik hat gefällige Melodien mit zahlreichen Anklängen an andere Operetten, aber doch einige frappirende Effekte. Das Beste tat das graziöse Spiel der Darsteller. Von plumpen Schauspielern gespielt, würde diese Operette geradezu unerträglich sein. Das Theater selbst ist ein hübscher Bau, mit elegant und selbst luxuriös eingerichteten Logen; gewöhnlich wird hier das ernsthafte Schauspiel kultivirt. Es war eine zufällige Ausnahme, daß wir eine Operette zu hören bekamen.

6.

Bergamo.

Wir haben in Bergamo zwei Tage zugebracht.

Ich würde nicht ungern den Rest meines Lebens dort zubringen.

Es ist eine entzückende Stadt, nicht gerade als Stadt, aber durch die Lage, durch die unbeschreiblich schönen landschaftlichen Ausblicke und Einblicke, die man nach allen Seiten gewinnt, wenn man in die Oberstadt emporsteigt, sei es nun, daß man z. B. durch das Tor des Palastes des Conte Terzi hinabschaue in die endlose Ebene, die hier dicht am Fuße der Bergstadt beginnt, sei es, daß man an der Porta S. Agostino den Blick fliegen lasse über jenes tief eingeschnittene, enge, vegetationsreiche Tal, das den Hügel des Kastells von den etwa drei Stunden

entfernten hohen Gebirgszügen, den letzten Ausläufern der Alpen, scheidet.

Ich begreife einigermaßen die Barbarei, die sich hier ein französischer General zu schulden kommen ließ. Es war vor einem wunderschönen Gemälde von Lorenzo Lotto, das jetzt noch eine Hauptzierde der herrlichen Gemäldegalerie Bergamos bildet. Die Madonna mit Heiligen ist darauf dargestellt; aber im Hintergrunde hatte der Maler die Stadt Bergamo hingemalt. Dem französischen General nun mochte es zu Mute sein wie mir: „Du möchtest diese entzückende Stadt mitnehmen; denn mit Worten kannst du den Deinigen doch niemals beschreiben, wie märchenhaft schön sie daliegt." — Also schnitt er den ganzen landschaftlichen Hintergrund aus dem Gemälde heraus; man hat dann ein neues Stück Leinwand eingesetzt und einfach mit dunkler Farbe überstrichen. Es war ohne Frage eine Barbarei; aber der Mann konnte damals, in der napoleonischen Zeit, noch keine Photographien kaufen, wie es mein Schwager überall so fleißig getan hat. So verhalf er sich nach echter Soldatenmanier zu seinem bischen „Souvenir de Bergamo."

Einen zweiten hohen Reiz, neben der landschaftlichen Schönheit, gewährt das stehen gebliebene Mittelalter auf dem von Palästen, Bogenhallen und Kirchen umschlossenen stillen Tasso-Platze zu oberst in der Bergstadt. (Den Tasso-Platz heißen sie ihn, weil Tassos Vater aus Bergamo gebürtig war. Das Monument, welches der Dichter auf diesem Platze, zum Glück in bescheidener Ecke, bekommen hat, ist eine der wenigen ganz schlechten Bildsäulen, die ich in Italien gesehen habe, dafür aber auch über alle Vorstellung stümperhaft.)

Es muß hier gesagt werden, daß überhaupt alle diese lombardischen Städte ihren aus ihrem Mittelalter fast unverändert bewahrten großen Platz haben, ihr Forum mit dem alten Broletto (Rathaus) und mit andern meist zu öffentlichen Zwecken oder

zur Wohnung der ehemaligen Herrscher bestimmten imposanten Gebäuden. Diese Plätze sind in der Regel völlig abgeschlossen fürs Auge; wenn auch mehrere Gassen oder Straßen auf sie einmünden, so geschieht dies doch so, daß der auf dem Platze Stehende dies kaum bemerkt, sondern den Eindruck hat, er stehe in einem vollständig von Gebäuden eingefriedeten Hofe. Das gibt nun dem Gefühl mitten im Treiben einer modernen Stadt so etwas Beruhigendes. Und wenn nun vollends, wie hier in der Oberstadt von Bergamo, alles geschäftliche Leben sich von diesem Platze fernhält, da sich Bergamos große industrielle Tätigkeit durchaus in die lärmende Unterstadt zurückgezogen hat, während in der Oberstadt nur die alten Aristokraten hausen und — der ganz verarmte Pöbel, so erhält der fast verlassene, einsame Platz, wo zwischen den Steinfliesen hie und da ein Grasbüschel wächst, etwas so eigentümlich Träumerisches, er wird so ganz zu einem Stück Mittelalter, das die Neuzeit wegzuräumen glücklicherweise vergessen hat, daß man an solcher Stelle sich mehr als irgendwo dem Wohlgefühl hingibt, in einem rechten Wunderlande sich zu befinden.

Ich werde jenen Nachmittag nie vergessen, wie wir vor einem kleinen Kaffeehause des Platzes saßen, auf dem die Nachmittagssonne ihre Lichter spielen ließ. Wenige Personen — sie verschwanden ganz auf dem ziemlich großen Quadrat — drückten sich den Häusern entlang; ein paar Spatzen hüpften in der Mitte des Platzes herum und flogen ab und zu nach den Lucken, die sie in den mittelalterlichen Palästen ringsum bewohnten. Rechts aber, durch die Bogengänge des alten Broletto, sahen wir etwas von der Fassade des Doms hervorblicken und — das allerschönste und zierlichste Bauwerk — die neben S. Maria Maggiore stehende Prachtkapelle Colleoni. Wir haben sie später besucht; sie ist ein Schmuckkästchen aus edelstem Material und voll von Kunstwerken der Plastik und der Architektur. In der Hauptkirche, zu der

sie gehört, ruht unter schönem Denkmal Meister Donizetti, ihm gegenüber sein Lehrer Simon Mayr, der ein Bürger Bergamos war und 1845 starb; beide Denkmale sind aus dem Atelier unseres Tessiner Bildhauers Vela hervorgegangen. Das Denkmal Mayrs sah ich mit um so größerem Interesse an, als mir am Tage zuvor ein liebenswürdiger Archivar in Mailand ein Autograph Mayrs zum Geschenk gemacht hatte.

Als wir nach eingetretener Dunkelheit das Theater besuchten, wo eine treffliche Gesellschaft das Schauspiel „Kean" von Alex. Dumas aufführte, da hatten wir schon unterwegs eine kleine Theatervorstellung, die wenigstens an Originalität die Vorstellung im Schauspielhause übertraf. Bei Fackelschein, seltsam umglänzt von der blutroten flackernden Flamme, pries am Tore S. Giacomo ein wandernder Heilkünstler von seinem Wagen herab dem versammelten Volke seine Medikamente an. Ein richtiger Quacksalber des Mittelalters! So war einst Theophrastus Bombastus Paracelsus auf seinem Karren umhergereist. Aber ob er auch mit solcher Lebendigkeit des Vortrags zu sprechen gewußt habe, das ist fraglich. Der redegewandte Italiener hielt wirklich eine vortreffliche Predigt, in welcher er die Leiden seines Vaters ausführlich schilderte. Dieser Vater muß ein wahrer Krankheitsbündel gewesen sein, und es ist nur als ein Wunder zu betrachten, daß er einen so prächtigen Sohn hatte. An Rheumatismen hat er gelitten, an entsetzlichem Zahnweh, an Magenschmerzen, an Lungenschwindsucht, am Ausfallen der Haare, an Triefaugen u. s. w. u. s. w. Gegen alles aber entdeckte er zuletzt die Heilmittel, und es war nur schade, daß er gerade starb, als er eine Apotheke beisammen hatte, die ihm ein von Krankheiten fortan freies und beinahe ewiges Leben garantirt hätte. So überließ er nun auf dem Sterbelager seinem Sohne diese Wundermittel,

und dieser, für wenige Soldi, beglückt die ganze Welt damit! Das kam alles so nett und glatt heraus und war von so wirksamen und doch nicht gerade übertriebenen Gestikulationen begleitet, daß ich mich kaum losreißen konnte von dem Theater auf der Gasse, um in das im Schauspielhause zu gehen.

Doch war auch hier der Abend ein sehr lohnender. Die treffliche, aufs Sensationelle berechnete Mache des Stückes ist bekannt; im vorletzten Akte verteilen sich Schauspieler unter das Publikum und spielen von da aus mit, indem die Bühne das Londoner Theater vorstellt, auf dem der große Kean ausgepfiffen wird, was dann eben diese im Publikum verteilten Schauspieler mit enormer Vehemenz besorgen. Das war so ein rechter Kapitalspaß für das ohnehin so lebhafte italienische Publikum.

Im übrigen hatte alles im Theater an diesem Abend die Lokalfarbe Bergamos. Nicht nur zeigte der Vorhang eine Ansicht der Stadt, sondern das aus lauter alten Herren bestehende, gleichsam urvorzeitliche Orchester spielte im Zwischenakt ein Duett aus einer Oper „Torquato Tasso" von dem in der Kirche droben begraben liegenden Donizetti, ein liebenswürdiges zopfiges Stück, in langsam schleppendem Tempo vorgetragen, wie dies dem greisen Dirigenten und den weißlockigen Orchestermitgliedern gemäß war. Im Publikum aber, nur wenige Fauteuils von mir entfernt, zeigte man mir eine Comtesse Frizzoni, mit deren Namen natürlich auch die alten Erinnerungen an Platen heraufbeschworen waren, der in Oden seine Freundschaft mit dem berühmten Geschlechte der Frizzoni gefeiert hat. Nur sei bemerkt, daß die Comtesse ein junges Glied des alten Geschlechtes war und wohl würdig, modernen Poeten Oden und Sonette einzugeben.

Wer wissen will, was die reiche und schöne Galerie von Bergamo, der wir den folgenden Vormittag widmeten, von Gemälden alles enthält, der findet — abgesehen von dem klassischen Buche Burckhardts („Cicerone") — eine gute Schilderung dieser

Galerie in dem Prachtwerke: „Die Kunstschätze Italiens" von Lützow. Dort sind auch, in Holzschnitt und in Radirung, einige besonders bedeutende Gemälde gut wiedergegeben. Mir hat's „der Herr nicht verliehen", eine Bildergalerie zu erzählen. Aber eine kleine Anekdote, die einen modernen Maler betrifft, dessen Bilder dort hängen, will ich nicht verschweigen.

Noch vor einigen Jahren lebte in Bergamo der Maler Piccio, ein etwas extravaganter Mann, aber hochgeschätzt als Maler. Dieser hatte die eigentümliche Schrulle sich in den Kopf gesetzt, alle Jahre einmal über den Brembo zu schwimmen, ein von den Bergen herabkommendes Flüßchen der Gegend, das ihm auch viele landschaftliche Motive lieferte und zu dem er schließlich in ein geheimnisvoll leidenschaftliches Verhältnis trat, etwa wie der Wärter einer Menagerie zu seinem Löwen, dem er den Kopf in den Rachen steckt. Der Maler, jedesmal, wenn er an den Fluß hinunterkam, hielt an das Gewässer eine von Jahr zu Jahr animoser werdende, halb schmeichelnde, halb zornige Ansprache. Dann zog er sich aus, rollte seine Kleider samt den Schuhen zu einem Bündelchen zusammen, das er auf dem Kopfe befestigte, und stürzte sich in das wilde kalte Gewässer, dessen Wellen er mit starkem Arm zerteilte. Es war ihm durchaus nicht um das kalte Bad zu tun; das hätte er näher und bequemer haben können. Aber er hatte sich's in den Kopf gesetzt, alle Jahre einmal den Fluß zu zwingen, wie der Reiter einen feurigen Hengst zwingt. Und wenn nun der Maler in der Mitte des Flusses war und recht schwer zu arbeiten hatte gegen die Strömung, aber dabei fühlte, daß dem Fluß alle seine heillosen kleinen Wirbel und Querströmungen nichts nützten, da er doch Meister werde und schon mit Sicherheit dem andern Ufer zuschwimme, da stieß er, umbraust von den eiskalten Wellen, einen rauhen Freudenschrei aus, den Triumphgesang der stolzen Mannesbrust, und wie ein antiker Flußgott stieg er dann drüben ans Ufer.

So trieb er's viele Jahre lang. Vor ein paar Jahren ist der Maler Piccio nicht mehr zurückgekommen aus dem Flusse Brembo; der Löwe hat den Rachen geschlossen und das leidenschaftliche Verhältnis hat, wie alle seinesgleichen, ein tragisches Ende genommen.

7.

Brescia.

Eine Lokomotive, die den klassischen Namen Plutarch trug, — was sie nicht hindert, im Jahre 1858 in einer Mühlhauser Fabrik erzeugt worden zu sein, — führte uns den unvergleichlich schönen Bergen entlang in östlicher Richtung nach dem alten, festen Brescia.

Gsell-Fels macht aus der Waffen- und Messerschmiedekunst der gewerbfleißigen Brescianer ein so großes Aufheben, daß ich schon im Waggon in jedem, der sich als Bürger dieser Stadt bekannte, nicht bloß einen Schwertfeger, sondern auch etwas eigentümlich Eisenfresserisches zu bemerken glaubte. Nun! in letzterer Beziehung habe ich mich wohl nicht geirrt. Brescias alte und neuere Geschichte spricht davon, wie die tapfere Einwohnerschaft, — mehr tapfer als verständig — nachdem das Kastell bereits gewonnen war und also jede Hoffnung auf Sieg schwinden mußte, noch Tage lang in den Straßen der Stadt einen entsetzlich blutigen Heldenkampf gegen den Feind fortsetzte. So einst gegen Kaiser Heinrich VII. (1311), später, noch gräßlicher, gegen die Franzosen unter Bayard (1512). Damals wurden auf dem Rathausplatze 22,000 Menschen hingemetzelt. Das letzte Mal 1849 in der Stadtverteidigung gegen die Oesterreicher. Bei diesem Anlasse erwarb sich Haynau den Beinamen „die Hyäne von Brescia." Den Gefallenen ist auf der Piazza Vecchia ein ergreifend schönes Denkmal errichtet, eine trauernde Victoria. In den Reliefs des Monumentes sind gewisse Einzelheiten des Kampfes auf besonders zum Herzen sprechende Weise dargestellt, so die Beteiligung der

Frauen und Mädchen Brescias am Straßenkampfe und das standrechtliche Füsiliren der Patrioten, das Oesterreich immer so gut verstanden hat. Die Inschrift sagt:

Hier kämpfte zehn Tage lang ein unglückliches Volk
gegen die österreichische Tyrannei.

„Auch ein unsinniges Volk", fügte mein Schwager bei, als wir die Inschrift lasen, indem er hervorhob, welcher eselhafte Unverstand bei wahrem Löwenmut es gewesen sei, diesen unnützen schrecklichen Kampf noch zu kämpfen, nachdem die Oesterreicher die Citadelle inne hatten, welche die ganze Stadt beherrscht, so daß sie mit ihrem schweren Geschütz ganz Brescia leicht hätten in einen Trümmerhaufen verwandeln können.

Doch wenden wir uns von diesen melancholischen Erinnerungen zur glücklichen Gegenwart, die sich in Brescia unter anderm auch dadurch kund gibt, daß wir von Waffen- und Messerfabrikation nichts bemerken konnten, wohl aber bald erklären mußten, diese Stadt sei die Stadt der Kupferschmiede par excellence. In einer einzigen Straße hämmerten ihrer ein Dutzend, und, wohlgemerkt, jeder mit etwa sechs übermäßig beschäftigten Gesellen; es war ein Höllenlärm, aber er hatte etwas Frohmütiges.

Wir waren am frühen Nachmittag angekommen und im Zeichen der Reaktion, nämlich im „Krebs" (Gambero) abgestiegen, einem alten, wohlangesehenen Hause, wo man im Hofe in einer prächtigen Bogenhalle speist, aber diese stilvolle Anlage auch ziemlich teuer bezahlt. Bald durcheilten wir, jetzt zu Fuß, später in leichtem offenen Wagen, die Straßen und Plätze der ungefähr 43,000 Einwohner zählenden lebhaften Stadt, die wie Bern ihre Lauben (Portici) besitzt, nur, daß sie höher und luftiger sind, so daß die hübschen Verkaufsmagazine Brescias viel mehr Licht haben als die Kaufläden der Bundesstadt. Arbeit und bürgerliche Wohlhabenheit tritt einem auf Schritt und Tritt entgegen. Auch fehlen nicht die zum Teil sehr alten Paläste der Nobili.

Hier sahen wir z. B. den Palazzo Fé, die Heimstätte des bei der Schweiz in den letzten Jahren akkreditirten italienischen Botschafters Grafen Fé Ostiani, der sich bei seinen Mitbürgern großer Popularität erfreut. Kleinere und größere Gärten, die sich oft an einen solchen Palast anlehnen oder von seinen Hofmauern umschlossen werden, üben mitten in der Stadt einen besondern Reiz auf den Vorüberschlendernden aus. Ein als Palast nicht mehr ansehnliches, aber durch die Verbindung von Architektur mit Gartenkunst einzigartig reizendes altes Gebäude liegt dem alten Dom gegenüber. Von drei Seiten umgeben die Mauern des Hauses den Garten, die Vorderseite nach der Straße ist offen. So erblickt man denn ein wunderliches Durcheinander von Freitreppen, Terrassen, Springbrunnen, Gebüschen, Balustraden und Balkonen, das den Eindruck macht, hier müsse sich's gut und lustig leben lassen. Und ein Kind, das in diesem Hause aufgewachsen ist, mit der täglichen Aussicht auf den unmittelbar vor dem alten Gebäude stehenden Minervabrunnen und den Dom dahinter, wird gewiß zeitlebens, wo es auch später seine Tage zubringe, an die holden Verstecke und Ruheplätzchen und Spielörter dieser einzigartigen Heimat zurückdenken, wo der Garten in die Zimmer hineinwächst oder die Zimmer in den Garten hinausgebaut sind. Einer Familie Falconieri gehört dieses seltsame behagliche Durcheinander, auf das ich am liebsten den schweizerischen Ausdruck „Wonnebaute“ anwenden möchte.

Brescia hat noch viele andere merkwürdige Gebäude, natürlich vor allem die Paläste auf der Piazza Vecchia, also den von Palladio und andern berühmten Baumeistern errichteten Munizipalpalast, dem gegenüber der alte Uhrturm steht mit einer Uhr, die noch die vierundzwanzig Stunden der ehemaligen Tageseinteilung zeigt. (Das Alte wird wieder neu; schon arbeiten unsere Uhrenmacher im Jura, für England besonders, die Zifferblätter der Taschenuhren mit der Einteilung in vierundzwanzig Stunden.

Bei Einführung der allgemein gültigen Weltzeit wird man voraussichtlich alle Uhren wieder mit diesem Zifferblatte versehen.)

Ein anderer Turm, Torre della Palata genannt, ein uralter Bau, vielleicht römisch, ist merkwürdig durch den in sein Gemäuer eingelassenen, mit Marmorfiguren geschmückten prächtigen Brunnen, der gewaltige Massen des besten Quellwassers spendet.

Den Abend beschlossen wir mit einem Spaziergange auf das hinter Brescia ziemlich steil sich erhebende Kastell. Wie ein Meer dehnte sich zu unsern Füßen die Ebene aus; aber sie ist nicht wüste wie das Meer, sondern gibt in ihrer ungemessenen Ausdehnung ein unbeschreiblich schönes Kulturbild, bei dem sich die Dinge, die man sieht, mit den historischen Erinnerungen, die man in sich trägt, zu einer Einheit zusammenschmelzen, die der Seele ein wahrhaft erhebendes Gefühl verleiht. Unmittelbar vor uns lag die auf Mittelalter und selbst auf altrömische Zeit (mit ihrem Heraklestempel) zurückweisende, doch auch zugleich für die Gewerbtätigkeit der Gegenwart wichtige arbeitsame und große Stadt; zahllos ihre Türme. Südlich von ihr eilten durch die vom roten Abendsonnenlicht beglänzte Ebene Bahnzüge, deren Signale nur schwach bis hier herauf tönten. Geheimnisvoll, wie dienstbare Geister im Auftrage eines mächtigen Gebieters, eilten sie dahin. Dieser Gebieter aber ist der rastlos tätige Menschengeist, der seit Urzeiten in dieser lombardischen Ebene sein Kulturwerk vollbracht hat und dem zu Ehren soeben jetzt alle Glocken der Stadt auf einmal zu läuten schienen. Der mächtig brausende Klang erzählte von dem unaufhörlichen Siege, den unter mannigfachen Hemmungen die Arbeit erringt, jener labor improbus, wie einst der römische Dichter unglimpflich nannte, was doch die treibende Kraft der Menschheit ist und bleibt. Hier hat man diese Kraft vor sich, wie sie im antiken Geiste mächtig war, dann im Christentum und in jener Zutat aus ostgotischem Völkerblute, die den Lombarden zu gut gekommen ist; endlich umgibt uns die Gegen-

wart mit ihren Werken. Einen Amerikaner, der zufällig dieses Kulturbild überschauen könnte, müßte es mit besonderer Macht ergreifen. Drüben in Amerika haben sie allerdings ein wunderbar schnelles Aufblühen ihrer großen Industriestädte; aber alles ist noch so kurzlebig, so geschichtelos, während in dieser lombardischen Ebene fast jede Erscheinung im Boden der alten Vergangenheit wurzelt. Dahin rechne ich auch jene einfachen Arbeiter aus dem Volke, die neben uns auf der Steinbank sitzen und unser Interesse an der Aussicht wohl zu würdigen wissen, auch mit wohlanständigen Worten uns belehren und durch jede Bewegung wie durch ihre Rede an den Tag legen, daß sie einem Volke angehören, an dem die Zivilisation seit Jahrtausenden gearbeitet hat. Auch sie fühlen die Poesie dieses Abends, den Zug schwermütiger Sehnsucht, den am fernsten Horizont jene weißen Punkte, die hohen Glockentürme (Campanili) der in der Ebene liegenden Dörfer und Städtchen erregen. Und dort blitzt ein Fluß auf, dessen Wellen sachte dem Meere zueilen. Wie viel Menschenglück und Menschenhoffnung, aber auch Menschenleid ein solcher Blick in sich schließt; wir müßten die Augen abwenden, wenn wir allsehend wären! —

Nach dem pranzo — ich weiß nicht, warum mir das Wort schon opulenter klingt als unser deutsches Abendessen, vielleicht weil es in Italien die Hauptmahlzeit des Tages vorstellt — setzten wir uns noch ein wenig in die Arkaden vor dem Café Guerini, wo die schöne Welt Brescias vorüberschlenderte. Die vielen Stühle und Tischchen, die vor dem Kaffeehause stehen, waren fast durchweg von Personen okkupirt, denen es nicht einfällt, einen Kaffee oder sonst ein Getränk zu bestellen. Das ist nun einmal in Italien liberaler Brauch bei den Kaffeewirten, daß der Eingeborne stundenlang vor dem Kaffeehause oder auch drin im Salon sitzen, Zeitungen lesen, schwatzen oder träumen kann, ohne auch nur für einen Soldo etwas zu verzehren. Wir

machten von dieser Freiheit keinen Gebrauch, da der Kaffee hiefür viel zu gut ist; ach! ein Kaffee, wie man ihn in der Schweiz nirgends bekommt.

Ein kleines Bürschchen mit einem merkwürdig pfiffigen Gesicht, das mich an einen gewissen schweizerischen Schulratspräsidenten erinnerte, trieb sich von Tisch zu Tisch und blies auf einer Ocarina hübsche Melodien, indem es nebenbei allerlei Späßchen vorbrachte, die von den zahlreich anwesenden Offizieren lebhaft applaudirt wurden. Das putzige Kerlchen, das so den Hanswurst machte und eine recht gute Ernte in Soldi hielt, hatte es, wie man so sagt, faustdick hinter den Ohren; es wußte sich zum Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu machen, verschwand aber taktvoll plötzlich, als ihm vorkommen mochte, nun sei's genug. Wer weiß, was noch aus dem kleinen Burschen wird? Er hat neben dem musikalischen ein gewissermaßen diplomatisches Talent. Und die Schulen Italiens sind ja jetzt so gut und jedermann so zugänglich, daß er es schon noch zu etwas bringen könnte, wenn er nicht mit seinem Zündhölzchenverkauf und mit seiner Ocarina in den Cafés sich verbummelt.

Die Schule betreffend, ist es wirklich eine Freude zu beobachten, wie viel im neuen Italien hiefür getan wird. Ueberall sahen wir auf den Straßen der Städte, die wir bereist, um die Mittagszeit Schwärme von Schulknaben und Schulmädchen, die ganz wie bei uns ihre Wissenschaft in ordentlichen Mappen und Taschen nach Hause trugen und sich — nebenbei bemerkt — auf dem Schulwege viel anständiger betrugen, als dies bei unserer Jugend durchschnittlich der Brauch ist.

Vielleicht ist es auch bereits dem Einflusse der Schule zuzuschreiben, — wohl aber noch mehr dem durch die Eisenbahnen und durch die politische Einheit Italiens bedeutend gesteigerten Verkehr der ehemaligen getrennten Provinzen, — daß man in Italien viel weniger mehr Dialekt reden hört als früher.

Dies fiel besonders meinem Schwager auf, der zu Ende der vierziger Jahre lange in Italien gelebt hatte. Immer und immer wieder mußte er sein Staunen, und natürlich ein beifälliges Staunen darüber aussprechen, daß an allen den uns umgebenden Tischchen die Leute sich in wirklichem Italienisch unterhielten. Es ist ja möglich, daß diese Notiz irgend einen Idiotikums-Fanatiker in unserer Professorenwelt mit Bedauern erfüllt, da er im Schwinden z. B. des mailändischen Dialekts den „Untergang wieder einer sprachlichen Individualexistenz eines interessanten Volksstammes“ betrauert. Wir aber, d. h. mein Schwager und ich, fühlen uns außer Stande, dem mailändischen oder einem andern Dialekt etwa eine Statue der trauernden Idiotika errichten zu lassen. Talleyrand freilich, welcher behauptete, die Sprache sei dem Menschen gegeben, seine Gedanken zu verbergen, hätte die Dialekte besonders hoch schätzen müssen; ihm würde z. B. der Mailänder Dialekt gewiß genügend erschienen sein hinsichtlich der Ansprüche, die er an die Sprache richtete. Wir andern aber, die wir gern erfahren, was eigentlich die Leute uns oder auch über uns zu sagen haben, wollen uns über das Schwinden der italienischen Dialekte freuen und bringen dem geeinigten Italien, das andern Völkern in dieser Beziehung ein so gutes Beispiel gibt, mit der letzten Kaffeetasse vor dem Café Guerini ein lebhaftes Evviva!

Am folgenden Morgen haben wir zwei Museen besucht, von denen ich nicht ganz schweigen kann.

Das eine, das den Namen „Museo Patrio“ führt, ist eigentlich ein schöner antiker Tempel (Heraklestempel?), der im Jahre 1820 hier im Garten de' Luzzaghi entdeckt wurde, wo schon längst ein antikes korinthisches Kapitäl, von einer Laube überwölbt, als Gartentisch gedient hatte. Als der Eigentümer Nachgrabungen anstellte, stieß er bald auf den untern Teil eines

Tempels aus weißem Marmor; man fand die ungefähr vierzig Fuß hohen Säulen noch aufrecht stehend, mit der Erde des Hügels bedeckt, den man allmälig und vorsichtig abtrug; so wenigstens versichert der Custode, und nun stehen die Ueberreste dieses Bauwerkes mit der noch wohlerhaltenen Vorhalle frei und schön da, wie nur irgend ein Tempel Pompejis. Im Innern der Cella sind die bedeutenden Kunstschätze untergebracht, die man (die meisten im Jahre 1826) hier ausgrub, so die herrliche Erzstatue der Siegesgöttin (Nike), ein berühmtes Werk, einst ganz vergoldet. Diese Viktoriastatue ist von so großen Verhältnissen, daß in ihrem Innern eine ungefähr drei Fuß hohe Mannesstatue ein sicheres Versteck fand. Diese letztere Bildsäule, einen Gefangenen darstellend, hat infolge solcher guter Aufbewahrung ihre prachtvolle Vergoldung noch fast unversehrt behalten.

Dieses ganze kleine Museum hat nichts von dem frostig Kalten, was sonst Sammlungen eigentümlich ist. Sind auch nicht alle der hier vereinigten antiken Bildsäulen und Inschriften gerade auf dieser Stelle gefunden worden, so scheint doch alles sich in Uebereinstimmung zu befinden mit dem genius loci; man steht auf geweihtem Boden unverfälschten klassischen Altertums. Und an den Tempel schmiegen sich Feigen- und Zitronenbäume; den stillen Hof, der dieses Heiligtum von der Außenwelt abschließt, schmücken blühende Syringen und andere Ziersträucher, zwischen denen die Säulen und die Stufengänge des alten Gebäudes hervorleuchten. Schmetterlinge flogen in der warmen Luft des schönen Frühlingsmorgens um die Blüten des Gartens und auch in die offen stehende Halle und setzten sich da und dort mit wiegendem Flügel auf die Büste eines bronzenen Frauenbildes oder auf den gewaltigen marmornen Arm des Herakles. Wahrlich, in einem solchen Museum wohnen noch die Musen!

Aber auch das andere Museum, welches die Gemäldegalerie Brescias birgt, ist nicht gewöhnlicher Art, da es vielmehr der

Palast des kunstfreundlichen Grafen Paolo Tosio ist, der seine reiche Sammlung samt dem Gebäude der Stadt vermachte. Demgemäß wandelt hier der Besucher durch schöne Räume, die noch den Glanz der altaristokratischen Einrichtung bewahrt haben, und viele der Bilder und Statuen, unter letzteren Werke von Thorwaldsen und von Canova, sind mit jener geschmackvollen Anordnung aufgehängt oder aufgestellt, die auf den kunstsinnigen Liebhaber schließen läßt. Von Saal zu Saal, von Gang zu Gang schreitet man mit immer wachsender Freude. Hier frappirt dich auf einem Madonnenantlitz des Andrea del Sarto aufs neue wieder der geistige Ausdruck, den dieser Maler mehr als ein anderer der leuchtenden Stirn der Mutter Jesu gibt, als wollte er uns versichern, diese wahrhaftige alma mater sei mehr als irgend ein anderes Weib auf Erden berufen gewesen, das Gotteskind zu leiten und in seiner zarten Unschuld zu bewahren. Dort dagegen belächelst du den Humor eines andern alten Malers, der auf einer Versuchung des heiligen Antonius dargestellt hat, wie üppige Weiber es sich nicht genügen lassen, dem Heiligen beschwerlich zu fallen, sondern sich sogar Mühe geben, das Schwein des Heiligen zu verführen. Vor einer Büste der Eleonora d' Este von Savona notirst du dir die Inschrift: „Corpore pudico, alta mente, et nobili vólto"; auch daß es einen Maler gegeben hat, der den Namen De Mulieribus führte (Makart könnte auch so heißen), dünkt mich bemerkenswert, obschon dir der Maler selbst unter dem bekannteren Namen Tempesta längst vertraut ist und nicht besonders bedeutend erscheint. Endlich hat diese Galerie neben den hundert und hundert alten Bildern zwei Gemälde moderner Meister, die niemand übersehen sollte. Das eine derselben, von M. Faustini, hält man zuerst für eine Komposition nach der Fabel Amor und Psyche. Man sieht zwei in den Lüften sich küssende Gestalten, unter ihnen eine lichte Frühlingslandschaft mit herrlichen Blumen und blauem Gewässer. Bald

aber gewahrt man, daß dieses eine glückliche Paar nicht das einzige ist; andere lagern auf dem Rasen, halb versteckt hinter den leuchtenden Blumen der Flur oder von dem Schatten eines nahen Gebirges. Der Maler hat sein Bild „L' amore degli angioli“ (die Liebe der Engel) genannt und sich gewiß dabei auf jene Stelle im ersten Buch Mosis bezogen, wo es heißt, die Gottessöhne hätten Wohlgefallen gefunden an den Töchtern der Menschen und wären vom Himmel herabgestiegen, in irdischer Schönheit zu schwelgen. Das Hauptinteresse des Beschauers konzentrirt sich aber bald wieder auf die Gruppe der beiden großen Gestalten, die zuerst unsern Blick angezogen. Der bräunliche schöne Jüngling mit schwarzen Locken und dunkeln Augen, der nur durch das Flügelpaar, das ihn und die von ihm gehaltene Geliebte tragen muß, sich von irgend einem glutäugigen Italiener unterscheidet, senkt seine Blicke mit durstiger Sehnsucht in das feine und edle Gesicht des blonden Mädchens, dessen reizvolle, jugendlich schlanke und doch reife Psychegestalt in seinen Armen ruht. Ist er, wie gesagt, eine Apotheose des italienischen Typus, so erinnert sie an jene blonde Lieblichkeit, die bei Engländerinnen am häufigsten ihren vollen Zauber entfaltet. Wer weiß, ob der Maler nicht sein Herz an eine schöne Albionstochter verloren hat und dieses Bild mit dem alten biblisch-mythologischen Inhalte ihn persönlich sehr nahe angeht. Gerade in den besten Kunstwerken genießen wir oft das Herzblut des Künstlers. Verhalte es sich übrigens in letzterer Beziehung auch weniger romantisch, als wir es angedeutet haben, — das Gemälde ist außerordentlich schön. Die schwebende Gruppe segelt nicht etwa in unnatürlicher Weise hoch durch die Lüfte dahin; sondern nur wenige Fuß über dem grünen Rasen schwebt sie, etwa so, wie wir alle in unsern jungen Jahren häufig geträumt haben, daß uns in bescheidener Höhe über dem Boden hinzugleiten verliehen worden sei. Die Landschaft ist in der Weise Böcklins ausgeführt,

und vielleicht haben wir überhaupt in M. Faustini einen Schüler Böcklins vor uns, aber einen, der entzückende Menschengestalten zu malen versteht und uns nicht durch jene bizarren Launen zurückstößt, in denen sich andere Schüler des Meisters gefallen. Das Gemälde war im letzten Jahre im Salon der großen Ausstellung in Turin.

Dort war auch die herrliche Kleopatra von Clisenti, das andere moderne Bild, das eben so sehr durch edle Zeichnung wie durch wunderbares Kolorit vor andern modernen Gemälden derselben Sammlung genannt zu werden verdient. Die so oft gemalte Situation ist hier mit ergreifender Tragik aufgefaßt. Kleopatra ist bereits tot; die kleine Schlange, die sie an den Busen hielt, hat ihr Werk vollbracht, und die Königin, mit entblößtem Oberleib, liegt zurückgesunken auf den Kissen ihres von exotischen Pflanzen umgebenen prunkvollen Bettes. Eine Dienerin, vielleicht mehr als Dienerin, die einzige Freundin der Königin, sieht in diesem Augenblicke ängstlich durch die Falten des Vorhanges herein; die lange unheimliche Stille oder vielleicht ein letzter Seufzer der Sterbenden, den sie gehört, hat sie besorgt gemacht. Aber so schlimm hat sie sich's nicht vorgestellt. Was sie jetzt erblickt, macht sie erstarren vor Entsetzen und vor Mitleid. Wirklicher tiefer Schmerz malt sich in ihren Zügen. „Alle Götter des heiligen Nils! Mußte meine herrliche Königin so enden?“ Das steht auf dem Antlitz der treuen Sklavin. Und diese schmerzliche Frage teilt sich auch dem Gemüte des Beschauers mit. Auch wir empfinden den Tod des unaussprechlich schönen Weibes wie einen Verlust, den wir selbst erlitten hätten. Wir denken nicht an jenes Shakespearesche: „Was ist Hekuba für mich oder ich für Hekuba, daß ich um sie weinen sollte?“ — Hier liegt Schönheit und Jugend tot hingestreckt, zu früh, lange bevor die Zeit ihr Werk getan hätte. Und was wir hier sehen, geschieht es nicht noch heute immer wieder? Das Bild wirkt wie

eine Trauersymphonie; wenn du die Klänge hörst und wüßtest auch nur, daß sie Jugend und Schönheit hinausbegleiten, ohne daß du der Toten jemals begegnet wärest, die Elegie würde doch in deine Seele dringen. Und so dieses meisterhafte Bild.

Eine der vielen Kirchen Brescias ist in eine mittelalterliche Sammlung umgewandelt worden und führt als solche den Namen „Museo Civico", den aber auch die soeben durchwanderte Galerie Tosio führt. Von den zahllosen Merkwürdigkeiten und historisch wertvollen Kunstgegenständen dieser Sammlung nenne ich nur ein einziges, höchst wunderbares großes Werk der Skulptur in Holz, Elfenbein und Eisen. Die Gruppe von menschlichen Figuren in etwa halber Lebensgröße stellt die Opferung Isaaks dar und zwar ganz so, wie etwa ein Maler den Stoff behandeln würde, wie man aber nicht für möglich halten sollte, daß der Bildhauer damit fertig werden könnte. Denn die Gruppe, deren Mittelstamm die Gestalt Abrahams bildet, geht in außerordentlicher Weise steil in die Höhe, nicht nur, indem Abraham den Arm mit dem Opfermesser hoch emporhält, sondern noch mehr dadurch, daß nun von oben ein Engel herabgeschwebt kommt, der mit seinen Armen Abrahams Hand aufhält, selbst aber, mit dem Antlitz gegen die Erde blickend, die mächtigen Schwingen und den von fliegenden Gewändern umhüllten Leib noch himmelan gerichtet hat, also einfach in der natürlichen Stellung eines vom Himmel herab fliegenden Wesens. Nimmt man hinzu, daß zu Füßen Abrahams der auf den Holzstoß gebundene Isaak liegt, und noch tiefer, halb verborgen, das Böcklein, das nachher an Stelle Isaaks muß geopfert werden, so ist ersichtlich, daß wir ein erstaunlich kühn gedachtes Werk der Skulptur vor uns haben, an das man gewiß ebenso wie an die Laokoongruppe eine Abhandlung anknüpfen könnte über die Grenzen zwischen den bildenden Künsten und der Poesie. Jedenfalls herrscht in der Gruppe eine Lebendigkeit und eine Bewegung, die alles übertrifft, was hierin die soeben

genannte antike Gruppe leistet. Sodann ist das merkwürdige Werk noch dadurch besonders interessant, daß alle gewandlosen Körperteile der Gestalten — Isaak ist natürlich ganz nackt — aus Elfenbein geschnitten sind und wundervoll hervorglänzen aus dem kirschbraunen Holz der Gewänder; das Opfermesser Abrahams ist ein wirkliches Eisenschwert mit Goldgriff. Ein alter ungenügender Katalog des Museums gibt an, das Werk sei niederländischen Ursprungs von Van Obstadt (Opera del Van Obstadt). Gsell-Fels nennt es das größte Elfenbeinwerk Italiens und setzt zu dem Namen des Künstlers Brüssel und die Jahreszahl 1648.

Von den Kirchen Brescias schweige ich mit Verstocktheit. Im „Faust“ heißt es, die Kirche habe einen sehr guten Magen und könne unendlich viel vertragen; aber wer erst die vielen Kirchen Italiens vertragen kann, was muß der für einen guten Magen haben! Einen solchen hat mein Schwager Ulysses. Er besuchte sogar eine Kirche, die jetzt in ein — Guanomagazin umgewandelt ist. Nachher aber fand er doch, daß das frisch gemähte Heu am Fuße der Statue des Arnold von Brescia lieblicher dufte als jene Guanokirche.

Dieses Denkmal des Arnold von Brescia verdient Erwähnung um seiner Entstehung willen. Schweizerisches Geld hauptsächlich hat das Monument begründet. Beiträge aus Zürich und ganz besonders aus Genf; ja, in letzterer Stadt scheint das eigentliche Initiativkomite seinen Sitz gehabt zu haben. Nun mochte die Errichtung des Monuments für den Ketzer, den einst der Papst verbrennen ließ, in dem ziemlich klerikalen Brescia auf einige Schwierigkeiten stoßen; längst hatten die Genfer das Geld an die Stadt abgeliefert, aber keine Hand regte sich für das Denkmal. Da erklärten die Genfer kategorisch: Entweder ihr beginnt sofort mit der Errichtung dieses Monumentes und führt dasselbe zu Ende bis zu dem und dem Datum, oder ihr zahlt das Geld

ohne weiteres an uns zurück. „Geld zurückzahlen, das einmal in Italien ist?“ Nein! das gibt's nicht für richtige Italiener. Es besteht zwar kein Ausfuhrverbot der Regierung, wie ein solches für Kunstschätze besteht, die nicht ohne einen besondern permesso zum Lande hinausgebracht werden dürfen. Aber jeder Italiener hat dieses Ausfuhrverbot für Geld im Blute und so ist es kein Wunder, daß die Drohung der Genfer den Brescianern Beine oder vielmehr Hände machte und daß demgemäß die Statue zustande kam. Wenn dann aber einmal der Italiener so etwas unternimmt, so macht er's recht. Irre ich nicht, so ist die Statue des Reformators aus Erz und steht auf hohem Marmorsockel, in welchen schöne Reliefs eingemeißelt sind. Der Ausdruck der Bildsäule entspricht dem Ernste und der Energie des Mannes, dessen Andenken sie verherrlicht. Selbst das die Statue umschließende Eisengitter ist nicht ohne Beziehung auf den Tod des edeln Märtyrers, indem die Spitzen der Eisenstäbe züngelnde Flammen darstellen. Ich kannte einst, so gut wie ich mich selbst kenne, einen Pfarrhelfer in Frauenfeld, der über Arnold von Brescia ein Trauerspiel geschrieben hat; er stund jetzt sogar zufällig mit mir unter dem Denkmal. Aber ich konnte nichts mehr mit ihm anfangen; seine pathetische Sprache ist nicht mehr die meinige und ich hab' ihn zwar gegrüßt, wie man einen Freund aus fernen Jugendtagen grüßt, zugleich jedoch bedacht, wie schlimm es um die Unsterblichkeit des Menschengeistes stehe, da selbst eine zwanzigjährige Kontinuität auf Erden kaum zu bewahren ist.

Ungefähr einen solchen Gedanken mochte mir mein Schwager von den Augen ablesen, denn als ob er mir antworten wollte, sagte er: „Da droben am Berg, da hat jemand auch hübsch für seine Unsterblichkeit gesorgt.“ Ich blickte empor und sah an dem in Terrassen ansteigenden, mit prächtigen Landhäusern und schönen Gärten geschmückten Höhenzuge eine Art von Mausoleum unter Cypressen. Mein Schwager, der einst in Jerusalem gewesen ist —

gewiß hat er von daher seine Kirchenläuferei — erkannte sofort, daß das sogenannte Grabmal des Absalom dem Architekten dieses Mausoleums zum Vorbilde gedient habe. Von einem gefälligen Brescianer erfuhren wir nun, dieses Denkmal habe sich eine Gesellschaft von vier Freunden setzen lassen, die alle Abende regelmäßig zusammenzukommen pflegte. Nun deckt sie der gemeinschaftliche Stein, ein Monument, das der ganzen Landschaft zur größten Zierde gereicht. „Hm!" sagte mein Schwager, „gerade ihrer vier und alle Abend regelmäßig beisammen; hm! hm! wären's Ostschweizer gewesen, ich wollte schwören, daß es eine Jaßgesellschaft war. Wenn doch unsere schweizerischen Jasser, da sie im Leben weiß Gott unserer lieben Republik herzlich wenig nützen, nach dem Tode sich solche Denkmäler Absaloms wollten setzen lassen, damit man wenigstens nach ihrem Ableben in den Zeitungen mit Recht etwas von „Zierde des Vaterlandes" munkeln könnte." So schwenkten wir die Hüte zum Gruße der vier toten „Jasser von Brescia" und nahmen uns vor, in der Heimat dahin zu wirken, daß unsere Jasser rechtzeitig an die Verschönerung der Landschaft mit ihren Grabmälern denken möchten.

Da wir nun einmal in solchem Ideengang waren, mußte uns unser Rosselenker vom Denkmal Arnolds weg zum großen Friedhofe Brescias hinausführen. Eine Allee von prächtigen Cypressen, groß wie bei uns die Pappeln, bezeichnet den Weg des Schweigens. In der Mitte des Friedhofs steht eine hohe, schlanke Säule, die in ihrem gehöhlten Schafte eine Wendeltreppe verbirgt, auf der man bis auf die höchste Spitze der Säule gelangen kann; ein echtes Minaret, das wir anfangs für das Kamin der Leichenverbrennungsanstalt hielten, die sich auf diesem Friedhofe befinden soll. Aber wir irrten uns hierin. Der Turm oder die Säule steht nur zum Schmucke da. Dagegen ist das Crematorio wirklich vorhanden, am Südostende des sehr großen Cimetero. Wir haben es uns genau angesehen und uns den

ganzen Vorgang der Leichenverbrennung schildern lassen. Auf eine Art Rost wird die Leiche gelegt, nackt. Drei Stunden vorher ist der Ofen mit Gas geheizt worden und hat eine so hohe Temperatur erreicht, daß die Leiche in anderthalb Stunden vollständig verbrannt ist; der übrig bleibende Staub mit wenigen unverbrannten Knochen wiegt höchstens gegen zwei Pfund und wird in ein Särglein gelegt, das alsdann in einer Seitenwand des Kolumbariums eingemauert wird; auf die Außenfläche schreibt man den Namen des Bestatteten und natürlich kann ihm ebenso wie einem Begrabenen entweder an dieser Stelle oder anderswo ein Denkmal errichtet werden. Bis jetzt sind in Brescia 405 Leichen verbrannt worden; die ganze Bestattung, wenn man sich mit dem einfachsten Modus begnügt, kostet nicht mehr als 50 Franken. Ich möchte mich, nachdem ich dies alles gesehen habe, weder für noch wider die Feuerbestattung aussprechen, da hier mehr als auf jedem andern Gebiete persönliche individuelle Stimmungen und selbst Launen wohl das Entscheidende sein werden. Jener unfleißige Student, dem sein Vater vorstellte, er werde dereinst, wenn er so fortfahre, nicht einmal so viel erwerben, um ein Begräbnis zu ermöglichen, antwortete cynisch, aber treffend: „Ich verlass' mich aufs Stinken." Dem war es offenbar gleich, ob man ihn dereinst verbrenne oder begrabe. Viele Leute aber haben gegen die letztere Art der Bestattung einen großen Widerwillen, da sie ihr Leben lang das Schreckgespenst ängstigt, sie könnten lebendig begraben werden. Man behauptet, daß besonders Asthmatiker unter dieser Vorstellung leiden, da ihnen schon auf der Erde das Atmen nicht leicht fällt. Warum sollte man nun solchen nicht den Trost ermöglichen, der für sie in der Feuerbestattung liegen muß? Auch wird ja für große Städte die Erweiterung der Leichenfelder aus Gründen der Sanität und der Ersparnis eine immer peinlichere Angelegenheit. Also wäre die Errichtung solcher Crematorien auf allen Friedhöfen großer

Städte wahrhaftig sehr zu empfehlen; nur daß es den Einwohnern freigestellt sein müßte, auf die neue (eigentlich uralte), oder auf die sogenannte alte bisherige Weise aus dem Reiche der Lebendigen fortgeschafft zu werden.

Der Friedhof von Brescia hat natürlich, wie jeder italienische Gottesacker, eine Menge künstlerisch schöner Monumente. Da wir aber das Schönste dieser Art zuletzt auf dem cimetero monumentale von Mailand gesehen haben, so soll von solchen Werken neuerer Bildhauerkunst erst am Schlusse unserer Reisebeschreibung die Rede sein. Aber eines Zuges kleiner Mädchen muß ich gedenken, den wir hier auf dem Friedhofe antrafen. Sie waren alle weiß gekleidet wie zum Balle und mit blauen oder roten Seidenschleifen geschmückt; über den Kopf ging ein kurzer weißer Tüllschleier. Diese fröhlich gekleidete Kinderschar kam vom Leichenbegängnis einer Gespielin zurück. So umgibt der Charakter des südlichen Volkes auch den Ernst des Todes mit heitern Bildern des Lebens.

8.

Auf dem Gardasee.

„Der du mit Wogen des Meers und Gebraus aufsteigst, o Benacus!“ singt Virgil in seinem landwirtschaftlichen Gedicht (Georgica II, 160). Aber gleichwohl fanden wir es stark, als wir im hochgelegenen Bahnhofe von Desenzano abends ausstiegen, von einem Portier mit der Frage begrüßt zu werden, ob wir „al mare“, zum Meer (!) hinabwollten. Das Mißverständnis hellte sich bald auf. Der Portier meinte, ob wir zum Hotel Mayer hinabwollten, und den Namen Mayer sprach er aus, daß es wie mare klang. Schließlich ist der Unterschied auch nicht so groß. Hat der Gasthof Mayer nicht die schönen Nereiden des Meers, so hat er doch wenigstens den nimmersatten Schlund des Ozeans und verschlingt die Schätze der Fremden so gern, wie

irgend ein Meer dies tut. Man hat aber wirklich in dem elenden, malerisch gelegenen Desenzano keine Auswahl; dieses Hotel ist das einzige, und von dieser Situation profitirt natürlich der Gasthofbesitzer nach Kräften.

Schlimm steht es mit der Dampfschiffahrt auf dem Gardasee. Ein einziges Schiff täglich! Am frühen Morgen, etwa um fünf Uhr, fährt es von Riva im Oesterreichischen den See hinab und landet um neun oder zehn Uhr in Desenzano. Am Nachmittag um vier Uhr tritt es die Rückfahrt an, den See hinauf, und kommt abends acht Uhr nach Riva. Unter solchen Umständen sieht man sich lieber nach einem Segelboot um, wenn man nicht zu viel Zeit verlieren will, freilich nur zu einer kürzeren Fahrt, die einem aber dann, da man Herr des Schiffes ist, desto größern Genuß gewährt.

Desenzano selbst ist, wie gesagt, ein malerisches Nest, ein großes Fischerdorf, das immerhin als Hafenort des mächtigen Sees eine Bedeutung besitzt, die man ihm auf den ersten Blick nicht ansieht. Hieher schleppen Pferde, Maultiere und am häufigsten die ungeheuren Ochsen aus der fruchtbaren mantuanischen Ebene alle jene unzählbaren Zentner Maismehl, die jenseits des Sees, im Südtirol, als Polenta verkocht werden. Große Segelschiffe mit mehreren Masten, die allenfalls auch auf dem Meere zu fahren sich unterstehen dürften, führen die auf den hohen zweirädrigen Karren herbeigeschaffte Ladung in die Ortschaften am Ufer und bis nach der nördlichen Endstation Riva. Eben an diesem Abend — und so ist es wohl jahraus, jahrein täglich — stunden und lagen in langer Reihe am Strande die armen, müden Tiere, die eben angekommen waren und nun hier rasten durften bis gegen Mitternacht. Einige kühlten sich im Wasser des Sees. Und auf den Mauersteinen umher lagen die Männer, gebräunte, hagere Gestalten, die jetzt ihr bescheidenes, von zu Hause mitgebrachtes Abendbrod verzehrten. Ein hartes Leben schleppen sie hin, wie

reichlich auch die Felder ihre Mühe lohnen; sie bringen es zu nichts bei einer angestrengten Arbeit, die man bei uns so nicht kennt. Daher auch neulich jene Bauernunruhen, die damit geendet haben, daß gegen zweihundert der unglücklichen Landleute in die Gefängnisse von Mantua sind abgeführt worden. Als ich um Mitternacht im Bette lag, weckte mich das Gepolter der Karren und das dumpfe Stöhnen der Zugtiere; ich wußte, daß jetzt die Mantuaner wieder aufgebrochen waren, um mit dem ersten Morgenstrahl ihre armen Dörfer draußen in der Ebene zu erreichen. Und wieder einmal, wie schon oft, wunderte ich mich im Stillen, warum doch ein so einfacher natürlicher Wunsch, alle Nebengeschöpfe — Mensch und Tier — glücklich zu wissen, nicht in Erfüllung gehen soll? In Byrons „Manfred" ruft eine der Naturgottheiten höhnisch aus: „Aus deinen Tränen koch' ich Saft!" So ist es; alle Confitüre des Daseins, die wir schlecken, ist aus dem Mark unserer Mitgeschöpfe destillirt. Der Natur können wir diese schlimme Kocherei leider nicht abgewöhnen; aber daß wenigstens von dem Terrain an, wo der Mensch dem Menschen gegenübertritt, ein anderes Verhältnis endlich Platz greife, das muß der unausgesetzt höchste Geisteswunsch jedes Menschen bleiben, eine immerwährende Andacht, die auf das Glück der Menschheit gerichtet ist und das Herz so wärmt, wie nur irgend ein Gedanke der veralteten Religionen.

Desenzano gegenüber, weit in den See hinein, erstreckt sich ein inselartiges Vorgebirge; im Altertum trug es das Städtchen Sirmio und noch jetzt heißt das Fischerdorf daselbst Sermione. Dort hatte Catull einst ein Landgut und weihte dem stillen Plätzchen jene Zeilen:

„Augapfel aller Inseln und Halbinseln,
So viel der zwiegestaltige Neptun
In klaren Seen und weiter Meerflut trägt,
Mein Sirmio! wie froh grüß' ich dich nun!"

Eine kleine Schaluppe trug uns über den leise atmenden See in morgendlicher Stille hinüber nach dem Vorgebirge, während der Ostwind von den Bergen die Nebelhüllen ablöste, so daß bald die Aussicht weit den See hinauf sich auftat. Alle Berge ringsum überragte das schneebedeckte Haupt des Monte Baldo; an den Höhen aber, die dicht den See umschließen, wurden zahllose Weiler, Klöster und Villen sichtbar und unten am Ufer größere langgestreckte Ortschaften. Rechts aber, draußen in der Ebene, ragte ein weißer Turm empor, San Marino della battaglia genannt, das Denkmal der blutigen Schlacht von Solferino (24. Juni 1859). Unser Schiffer meinte durchaus, wir sollten am südöstlichen Ufer schnell anlegen und das Schlachtfeld besuchen, wo damals von den drei kämpfenden Armeen über 40,000 Mann gefallen waren. Aber ein kräftiger Ruck am Steuer belehrte ihn, daß wir dort nichts zu sehen begehrten, vielmehr nach dem lieblichen Eiland Verlangen trügen, wo wir uns freundlichere Eindrücke versprachen. So rauschte denn das Wasser, in das er die Ruder mit der Energie des Aergers tauchte, schäumender unter dem Kiel der kleinen Barke, und immer deutlicher trat die Halbinsel — eigentlich darf ich sie schlechtweg Insel nennen, da ein schmaler Durchstich vom Lande sie trennt, — aus dem Morgenduft hervor. Nach der gegen die Ebene gewandten Seite zu steht auf der Insel ein imponirendes und architektonisch schönes mittelalterliches Kastell, ein festes Werk jener berühmten, stolzen Scaligeri von Verona; jetzt ist dieses einst fast uneinnehmbare Wasserschloß nichts anderes mehr als eine schöne Ruine und als solche ein wunderbar malerischer Schmuck der Insel.

Als nun unser Fahrzeug den Strand des Fischerdorfes berührte, da sahen wir erst, wie herrlich die Vegetation der Insel ist. Außer den wohlriechenden Lorbeergebüschen — die richtige Dichterinsel, wo der Lorbeer so süß duftet! — sieht man hier

reiche Zitronenpflanzungen; vor allem aber muß man den Oliven-hain bewundern, der über den ganzen Rücken der Insel sich hinzieht, ähnlich wie auf dem Grat der Petersinsel im Bielersee der schöne Eichenhain. Diese Oelbäume, unter denen wir nun hinschritten, geführt von einem feurig blickenden Manne und begleitet von zwei muntern Knaben, sind uralte Stämme und demgemäß von einer Größe und einer Seltsamkeit des Wuchses, wie man dergleichen wohl im Morgenlande, aber in Italien nur selten antrifft. Und während man nun unter ihnen hinschreitet, die Blicke bald links, bald rechts vom Bergesrücken der Insel hinabsendend zu erquickend schönen nahen und fernen Landschafts-bildern, deckt ein zufälliger Stoß mit der Fußspitze im leichten, trockenen Erdreich da und dort das Bruchstück eines Mosaikbodens auf und die begleitenden Knaben ermuntern uns, dergleichen einzustecken zur Erinnerung, da die Insel voll sei von derartigen kleinen Ueberresten der alten Römerpracht. Sieht man sodann am Nordende der Insel, das den weitesten Ausblick seeaufwärts gestattet, die mächtigen Marmorpfeiler, Travertinbogen und allerlei Substruktionen gewaltiger antiker Gebäulichkeiten, was alles zusammen als „grotte di Catullo" bezeichnet wird, so wird man bald vermuten, hier dürfte mehr gestanden haben als das gewiß nur bescheidene Landgütchen eines lyrischen Dichters. Der Pegasus wirft bekanntlich selten etwas ab (außer zuweilen den Reiter); am Ende hat hier ein Freund und Beschützer Catulls seine prächtige Villa gehabt. Die enorme Größe derselben, wohl über die ganze Nordhälfte der Insel sich erstreckend, läßt sogar auf kaiserliche Anlagen raten. Vielleicht könnten die Steine der im Jahre 1320 errichteten Kirche San Pietro, in der Mitte der Insel, mehr erzählen als eine ganze historische Gesellschaft; denn sie sind wohl alle von der zerstörten Römervilla hergenommen worden, und auch das Kastell scheint von ihr profitirt zu haben.

Aber hier zeigt sich nun wieder einmal siegreich über alles

Geldprotzentum der ideale Gedanke. Wer meldet den reichen Herrn, dem diese gewaltigen Bäder und Marmorsäulen einst gehören mochten? Die Nachwelt hat ihm alles weggenommen und es dem armen, vielleicht bei Lebzeiten arg verschuldeten Poeten gegeben. Catulls Name ist der Genius der Insel. Als wir im Albergo di Catullo den Preis — zwei Lire — für eine Flasche merkwürdig sauern Weines zu hoch fanden, da hieß es und schnitt jede weitere Erörterung ab: „Vino di Catull'!" und unten am Strande das Fischerboot trug denselben Namen, den schließlich, als wir von der Insel schieden und unsern dunkeläugigen Führer um seinen Namen fragten, auch dieser lachend sich beilegte. Und hätte ich gefragt, wie die große Katze heiße, die mir sogleich schnurrend auf den Schoß sprang, als wir beim Weine saßen, so hätte auch sie Catull geheißen. Die Jahrhunderte zehren von einem berühmten Worte und zehren es nicht auf.

Schöne hitzige Mädchen hat er übrigens in nächster Nähe gehabt, der römische Lyriker, wenigstens wenn sie zu seiner Zeit so waren, wie wir's an jenem Vormittage erlebten. Womit ich weder meinen Schwager noch mich in einen schlechten Ruf bringen möchte. Nämlich das Hitzige war einfach eine „Baruffa"! Das heißt: es entstund plötzlich im Fischerdorf ein fürchterlicher Lärm, als wären Seeräuber gelandet und wollten alle Mädchen der Insel an eine fremde Küste entführen. Wir eilten hinzu. Was war's? Zwei von den Dorfschönen waren handgemein geworden und selbstverständlich wortgemein dazu. Gewiß um einen Liebhaber! Das ganze Dorf lief augenblicklich zusammen. Die Fischer verließen ihre Netze, die auf den Leitern im Olivenacker arbeitenden Bauern ihre Bäume, die Mutter den Polentatopf am Feuer, die Mädchen die Spindel, und alles rannte zu der Stelle, wo die „Baruffa" stattfand. Ich bin leider zu spät gekommen, als daß ich die Szene so schildern könnte, wie sie es verdient; sie soll, wie ich aus dem Zustande der Röcke des besiegten Mädchens

und aus den Reden der Umstehenden entnehmen konnte, einen nicht wesentlich andern Verlauf genommen haben als jene ähnliche Szene, welche Zola im „Assommoir“ so drastisch beschreibt. Jedenfalls aber diente sie der Bevölkerung dieser sonst so idyllisch friedlichen Insel zur großen Auffrischung der Lebensgeister, etwa wie ein antiker Gladiatorenkampf, und es erschallte von da an bis zu unserer Abfahrt die ganze Insel von viel aufgeregteren Reden und Ausbrüchen der Lustigkeit, als dies vorher war der Fall gewesen. Wir aber breiteten die weiße Fläche eines stattlichen Segels aus, da ein guter Wind, wie gewöhnlich um elf Uhr Vormittags, eingesetzt hatte, und schneller, als wir gekommen waren, entfernten wir uns von dem schönen Eiland Catulls, hingegeben dem Reize, den das Volk der Lacerten am besten zu schätzen weiß, wenn die Sonne herabbrennt und man wohlig bratet in schöner Landschaft.

9.

Verona.

Etsch! Und noch einmal Etsch!

Und damit will ich niemand verspotten und ich will auch nicht bloß zu verstehen geben, daß Verona, wie man weiß, an der Etsch liegt, die auf italienisch Adige heißt. Sondern ich will viel mehr damit sagen, nämlich daß diese Etsch an die Stelle der alten Tyrannen Veronas getreten, daß sie die Schlange ist, die durch dieses Paradies sich windet, ein Ungetüm, das ein paar Jahrzehnde hindurch dergleichen tun kann, es sei nun zahm geworden, bis es dann plötzlich wieder losbricht gleich einem Dämon der Hölle, um desto entsetzlicher zu wüten.

Als ich in Knabenjahren Bürgers „Lied vom braven Manne“ bis zum Ueberdrusse las und belehrt wurde, daß diese Ueberschwemmungsgeschichte in Verona spiele, da hegte ich immer den stillen Hintergedanken, so schlimm werde es nicht gewesen sein,

der Dichter habe wohl ein bischen dazu getan. Ja, vom Eisgang der Newa oder eines andern großen nördlichen Stromes hätte ich dergleichen aufs Wort geglaubt. Aber in Verona, ein italienisches Gewässer! Ich weiß nicht, der heulende Zöllner mit Weib und Kind wollte mir nicht in die Landschaft der Zitronen passen.

Ich muß mich nun jener Zweifel schämen.

Zwar, als ich vom Balkon in unserem guten Gasthofe „Riva San Lorenzo" auf den dort unten seine schmutzig gelben Wellen in wildem Strudellaufe vorübertreibenden Fluß hinabblickte, wollte er mir noch immer nicht so gefährlich vorkommen. Ich habe ihn völlig erst erkannt, als ich am weitesten von ihm entfernt war, in höher gelegenen Teilen der Stadt, wo man weder sein Rauschen hört, noch seine Wellen sieht, noch auch nur an ihn denkt. Aber seine Siegesstandarten hat er gerade dort aufgepflanzt und, wohlgemerkt! zur Erinnerung sehr neuer Siege.

Oder was meint ihr, wenn ihr auf dem großen Platze Victor Emanuel steht — ihr seid aber vom Flusse lange Straßen weit getrennt — und ihr nun im antiken Amphitheater plötzlich an der Wand in mehr als Manneshöhe einen den Marmor durchschneidenden Querstrich gewahrt und dabei die in ihrer Einfachheit schrecklichen Worte: L'Adige 1882? Wie? Hier stund der Fluß? Da muß ja die ganze Stadt unter Wasser gestanden haben! Und so ist es. Keine Kirche, in der ihr diesen Strich von 1882 nicht trefft, kein Museum, wo er nicht wäre. Man zeigt euch, wie das gierige Wasser um die Fußgestelle der Statuen gurgelte und wie es einzelne aus Thon geformte Bildsäulen durch das Abspülen der endlos eindringenden Wellen unkenntlich machte. Im Dom, in der schönen Kirche San Zeno, in der Arena, im Museo Pompei, im Theater Ristori, im Munizipalpalast — doch was zähle ich auf? — einfach überall hat im Jahre 1882 die Etsch gestanden. Mit einem Worte: ganz Verona war von einer

der furchtbarsten Ueberschwemmungen heimgesucht, die eine Menge Häuser gänzlich zerstörte und fortschwemmte und vielen Menschen das Leben kostete. Das lasen wir in jenem Spätherbst 1882 in der Zeitung. Aber es an Ort und Stelle zu sehen, auch nur in der Erinnerung und mit Hilfe der Vorstellungskraft, ist etwas ganz anderes als ein Zeitungsbericht. Von diesem Augenblick an, da ich jene Zeichen allüberall in Verona bemerkt hatte, war ich versucht, wie einst Xerxes den Hellespont schmähte, auch der Etsch zuzurufen: Du bitteres Wasser! — Wahrhaftig, es ist keine Kleinigkeit, von einer solchen Schlange umwunden zu sein, die sich um Verona herumlegt gerade wie die Aare um Bern. Nun aber auch kein Wort mehr von dir, du gelbes, wildes Gewässer. Wir haben hier Besseres zu tun, als über unvernünftige Naturkräfte zu philosophiren.

Verona hat drei herrliche Plätze; den großen, ganz modernen, in dessen Mitte aber just das allerälteste Wahrzeichen der Stadt, die antike Arena liegt; sodann die beiden von prächtigen mittelalterlichen Palästen gebildeten Plätze Piazza d' Erbe und Piazza dei Signori. Gsell-Fels übersetzt Piazza d' Erbe nicht ganz treffend mit „Grasplatz." Gemüseplatz wäre richtiger. Hier ist seit undenklichen Zeiten der Gemüsemarkt abgehalten worden. Aber wie nimmt sich das profane Marktgewühl aus, wo es umschlossen ist von Monumentalbauten wie der Palazzo Maffei, wie die Casa Mercanti (1210), von dem hohen Torgange Volto Barbaro, aus dessen Wölbung die angebliche Rippe eines Riesen herabhängt!* Hiezu rechne man noch die Marmorsäule, die einst den venetianischen Löwen trug, und den Marmorbrunnen mit der antiken Statue der Stadt Verona, man rechne dazu auch die alten Fresken an den übermäßig hohen, bis siebenstöckigen Häusern. Und nun die Marktleute selbst, wie malerisch haben sie den reichen

* Es mag wenigstens der Knochen eines vorsündflutlichen Riesen*tieres* sein.

Ertrag der fruchtbaren Gegend ausgestellt, zum Teil unter phantastischen Zelten und Schirmen oder auch frei auf den schönen Steinfliesen der Piazza. Hier saß eine vergnügt lächelnde Alte bei ihren Kohlköpfen, Artischoken und Spargelbüschen; zu ihren Füßen spielten ihre Enkelkinder, ein dreijähriger Bube und ein zweijähriges Mädchen. Auf ausgemusterten, weil schon etwas welken, aber prächtigen Blumensträußen, die ihnen die Großmutter überlassen hatte, wälzten sie sich, die seligen Kleinen, hier mitten auf dem Platze und jauchzten vor Lust. Die Großmutter aber war ihrerseits glücklich im Anschauen der Enkel und doppelt vergnügt, daß auch die beiden vorbeispazierenden Forestieri dem kleinen Volke einen freundlichen Blick schenkten.

Vornehm still aber ist es auf dem andern Platze, auf der Piazza dei Signori. Schon in der Mitte desselben das ernste Standbild Dantes aus edelm weißem Marmor scheint den Vorübergehenden Schweigen aufzulegen; dann steht hier auch der schöne Palazzo del Consiglio mit seiner zweigeschossigen Marmorfassade; ferner der alte Präfekturpalast (1272) und der jetzt als Assisenhof dienende Palazzo della Ragione. Türme, Zinnen, Hallen, Bogenarchitektur — das alles wirkt stimmungsvoll und harmonisch zusammen, und weiß man vollends, daß gleich um die Ecke herum neben der Präfektur die unvergleichlichen Grabmonumente des Herrschergeschlechtes der Scaliger liegen, deren Paläste uns überall umgeben, so fühlt man sich ganz unter dem Zauber der alten, stolzen Geschichte der Stadt und man begreift den vornehmen Namen des Platzes wie die vornehme Stille.

Während den unvergleichlich schönen Tagen, die wir in Verona zugebracht, haben wir jedesmal am Morgen zuerst diesem Platze unsern Besuch abgestattet. Allerdings nicht bloß aus Idealität. Wir haben hier vor dem Kaffeehause gefrühstückt. Tauben, wie auf dem Markusplatze von Venedig, wenn auch nicht in so zahlloser Menge, kamen herangeschwirrt über das

glatte, saubere Viereck des breiten Platzes, auf dem die paar Leute, die darüber hinschlenderten, nicht auffielen. Das war mir nun das schönste halbe Stündchen des Tages, so hinzublicken über den mitten in der volkreichen lärmenden Stadt so stillen quadratischen Raum, der dem modernen Geschlecht imponirt mit der stolzen Größe und Pracht mittelalterlichen Herrscherernstes.

Aus der Geschichte weiß man, welche gewaltige Fürsten es waren, die den Hund und die Leiter (Can grande della Scala) im Wappen geführt haben. Wenn man nun aber von der Piazza dei Signori aus um die Ecke biegt und dort, dem einstigen Palast dieses Herrschergeschlechtes gegenüber, ihre phantastischen Grabdenkmäler erblickt (nach deren Vorbild die Genfer das vielbesprochene Denkmal des Herzogs von Braunschweig errichtet haben), dann erst werden einem jene alten Geschichten lebendig. Was lag nicht schon für ein Despotenstolz darin, mitten in die Stadt hinein, dicht an den Verkehrsweg, jene Gräber hinzustellen mit den in so bedeutender Höhe der Monumente angebrachten Sarkophagen, daß noch heute die Asche jener Fürsten über den Köpfen des vorübergehenden Volkes schwebt.* Und wenn jemand vielleicht denkt, es sei doch eine melancholische Aussicht gewesen, die sich den Fürsten des Scaligergeschlechts aus den Fenstern ihres Palastes direkt auf ihre Familiengruft dargeboten habe, so möge ein solcher nur auch hinzudenken, daß sicherlich stärker als die Melancholie dieser Vorstellung das starke Selbstbewußtsein sich geltend machte, noch im Tode über allem Volke erhaben zu sein, wie man im Leben die Stadt mit eiserner Faust beherrschte. Als trutzige geharnischte Reiter thronen diese Fürsten abgebildet auf dem Ueberbau ihrer Mausoleen, und nirgends ist in diesen Denkmälern die Idee der Hinfälligkeit oder der irdischen Schwäche

* Napoleon I. ließ die Sarkophage öffnen; sie enthielten Staub und jeder ein Schlachtschwert.

ausgedrückt. Prunken und Trotzen und Herrschen, das ist der Gedanke, den diese Monumente in ihrer Herrlichkeit darstellen.

Daß nun Verona, wo solche Herrscher lebten mit all ihrer adeligen Sippe, die Stadt der Paläste war und es noch ist, kann niemand Wunder nehmen. Zahllos sind die alten vornehmen Familienhäuser; an vielen derselben deutet die Reihe der im Marmorfries hinter einander her laufenden Jagdhunde auf das Geschlecht des Can Grande; andere aber haben ihre Ornamentik mit andern Symbolen geschmückt. Freilich liegen viele dieser prächtigen Palazzi oft in außerordentlich engen Straßen, so daß man Mühe hat, diese oder jene Fassade frei zu überblicken. Aber man wird sich nicht zu sehr wundern, daß in einem doch vorzugsweise warmen Lande, wo man sich vor der Sonne schützen mußte, selbst Prachtbauten in engen Straßen angelegt wurden, so daß die einander gegenüberstehenden Paläste sich gegenseitig Schatten geben und in den Gassen jene in heißen Gegenden so wohltuende Dämmerung erzeugen. Fragt man nach dem Baumeister dieser Paläste, so dominirt fast nur ein Name — San Michele. Was Giulio Romano für Mantua, und wohl noch mehr, war San Michele für Verona. Kaum irgend eine herrliche Fassade, irgend eine prächtige Kirche, irgend eine Kuppel oder eine kühne Torwölbung, die nicht auf diesen großen Meister zurückgeführt würde.

Aber ich bemerke mit Schrecken, daß ich nahe daran bin, in die Geschichte und in die Kunstgeschichte Veronas mich zu verwickeln, was niemand an dieser Stelle wünschen kann. Denn Verona ist so reich an Denkmälern seiner Vergangenheit, daß die bloße lexikonartige Aufzählung schon manche Druckseite füllen würde. Also müßte ich, bis ich dazu gelangen könnte, meine noch frisch haftenden Eindrücke über solche Werke hier wiederzugeben, zunächst gar viel aufmarschiren lassen, was in jedem Reisehandbuche (nicht zu sprechen von so zahlreichen guten Kunstgeschichten) längst gesagt ist. Lieber will ich mich also feierlich ausschweigen

über die fast dem Kolosseum vergleichbare Arena, über das antike Theater jenseits der Etsch, über die Prunkkirchen San Zeno, S. Anastasia, S. Fermo, S. Bernardino u. s. w. u. s. w. Aber meinen Leserinnen darf ich die Inschrift wenigstens nicht vorenthalten, die mitten in einer volksbelebten Hauptstraße auf dem alten Turme steht, den einst Romeos Julie soll bewohnt haben:

Queste furono le case dei Capuletti, d'onde uscì la Giuletta, per cui tanto piansero cuori gentili ed i poeti cantarano.

Dies waren die Wohnungen der Capuletti, aus denen jene Julia hervorging, um welche edle Herzen so sehr getrauert haben und die von den Dichtern besungen wurde.

Artig fügte sich's, daß, gerade als wir in Verona waren, das Ristoritheater eröffnet und die Oper „Montecchi und Capuletti" von Bellini gegeben wurde. Die Musik ist der reinste Melodienhonig; den ganzen Abend dringt kein Akkord ans Ohr, der nicht schmeichelnd süß wäre. Es ist ja gut, daß unsere tiefsinnige deutsche Musik auch einen andern Gebrauch kennt, den der Mensch von der Tonwelt machen kann, und die Italiener selbst, wie auch die Franzosen haben es in neuerer Zeit anerkannt, wie die sanfte dissonanzlose Musik nicht ausreichend ist, um das Tiefste auszusprechen, was in der Menschenbrust wohnt. Aber von Zeit zu Zeit wieder einmal unterzutauchen in das wohlige Bad solcher Harmonien, die mild und weich uns umspielen und keinen Augenblick unsere Nerven zu stark reizen, spannen oder gar erschrecken, das ist doch ein großer Genuß. Hier kam noch hinzu, daß das von einem feurigen Kapellmeister (Onsoni) geleitete große Orchester ganz vorzüglich spielte. Es zählt eigentliche Virtuosen in seinem Schoße, und das Publikum, das wie ein feiner Thermometer jede Schönheit sofort notirte, brachte mit Recht einmal der Klarinette und später der Harfe, die von einer Künstlerin gespielt wurde, seine Ovationen dar. Der Romeo wird bekanntlich von einer Dame gesungen. Aber solche gewaltige Altstimmen wie

der Contrealt der Signora Biancolini Rodriguez wachsen einfach nicht auf unserer Seite der Alpen, so gut wie die Orangen bei uns nicht wachsen. Es war eine Stimme, mit der an männlicher Stärke kein mir bekannter Tenor hätte rivalisiren können. Ihre höchsten Triumphe feierte daher die Künstlerin in jenen gewaltigen Momenten, wo Romeo im Kampfesmut den Feinden herausfordernd entgegentritt oder wo der Schmerz um die ihm Entrissene seine wildeste Verzweiflung entfesselt hat. Das Theater donnerte von den tumultuösen Applausen bei solchen Stellen, und wir selbst fanden diese tobenden Ausbrüche des Beifalls nicht übertrieben.

In den fünfzehn Sälen der Gemäldegalerie des Museo Pompei zu Verona hängen ja natürlich sehr viele für die Kunstgeschichte Veronas wichtige und zum Teil auch gute Bilder von namhaften Meistern. Aber sie sind fast alle ihrem Stoffe nach einer für uns untergegangenen Fabelwelt entnommen, den christlichen Heiligenlegenden. Wohl haben sich die alten Maler redlich bemüht, das Stück Weltlichkeit, das eben doch in jedem rechten Künstler steckt, auch bei solchen Stoffen zum Ausdruck zu bringen und, von diesem Standpunkt aus betrachtet, haben sie oft wahrhaft Wunderbares geleistet. Aber wenn diese Meister sonach auch vortrefflich verstanden haben, aus der Not eine Tugend zu machen, so ist doch dem modernen Gefühl — wenn einer nicht zufällig Professor der Kunstgeschichte ist — die Assimilirung dieser stofflich so fern abliegenden Werke außerordentlich erschwert. Und wenn nun viele dieser Bilder noch dazu sehr entstellt sind durch natürliche Altersbeschwerden aller Malerei, — bei einigen ist die Leinwand zerfressen oder eine dicke Kruste von Schmutz oder von Uebermalung liegt über dem Bilde, — so braucht es einen Aufwand an Pietät, über den ich nicht gebot, um in einer derartigen Galerie viele Stunden zuzubringen.

Da weiß ich in dem schönen Verona einen lieblicheren Ort, wo man wohl einen ganzen Tag verträumen möchte. Ich meine den an den Berg gelehnten Giardino Giusti mit seinen Riesenbäumen, jenen uralten, angeblich mehr als tausend Jahre alten Cypressen von Kirchturmshöhe, die in großer Zahl ihre fast schwarzen Wipfel emporhalten zum blauen Himmel. Die unbeschreibliche Wirkung, die dieser für die landschaftliche Schönheit Italiens wertvollste Baum hervorbringt und zwar außer durch seine edle Form wesentlich durch die Farbenwirkung des Schwarz auf dem Blau des Himmels, diese Wirkung hat kein neuerer Maler mit solcher Liebe, fast möchte ich sagen mit solchem Naturfanatismus wiedergegeben wie Arnold Böcklin. Hier nun, im Garten Giusti, — der Garten gehört dieser Familie „seit tausend Jahren", wie der Custode sagt, — ist ein eigentliches Cypressenparadies. Man wandelt durch eine ganze Allee von Cypressen, und seitwärts auch, in jeder Richtung, überragen einzelne der gewaltigen Bäume alles andere, was hier sproßt und gedeiht. Da der Garten mit Terrassen zum Berge hinanführt und man von oben eine prächtige Ansicht des Gartens selbst wie der ganzen Stadt Verona genießt, ist der Besuch dieses Edens in höchstem Grade lohnend. Es ist auch die schönste Stelle, um von Verona Abschied zu nehmen, obschon gerade diese vor uns ausgebreitete Schönheit uns den Abschied wahrhaftig nicht leicht macht.

10.

Mantua.

Es war recht traurig für den treuen Hofer, daß er zu Mantua in Banden liegen mußte. Aber noch trauriger, weil die Kalamität eine allgemeine ist, sind die Bande, in die ein so verbreitetes Lied unsere Gedanken legt, so daß fast jeder in deutschen Landen, wenn das Wort Mantua in seinem Ohre klingt, sofort „Zu Mantua in Banden" laut oder leise zitiren muß.

Dergleichen erwog ich im rollenden Bahnzuge, während der Regen an die Scheiben des Waggons schlug. Das schöne Wetter hatte uns in Verona zuletzt verlassen und von jetzt an war bis Parma kein rechter Sonnenblick erhältlich. Darum jenes Motto Manzonis über diesen ersten Aufzeichnungen: Quanto è bello, quando è bello, il ciel Lombardo. Ja, wann er schön ist! Jetzt war er grau, der lombardische Himmel, und die ganze Mincio-Ebene schien uns ein großer, grüner Sumpf zu sein, in dessen Mitte wie ein ungeheurer Frosch die Festung Mantua saß.

Wir hätten im Gasthof „Zum Teufel" absteigen können (Albergo con alloggio al Diavolo); das Wetter war darnach. Aber wir wollten den ohnehin erzürnten Himmel nicht noch mehr reizen und nahmen im „Grünen Kreuz" (croce verde) Quartier, von wo aus wir noch eine kleine Abendwanderung antraten, da Mantua wie fast die meisten lombardischen Städte seine Portici (Arkaden) hat, die bei Regenwetter, wie wir's in Bern ja am besten wissen, denn doch eine recht nützliche Einrichtung sind.

Der erste Eindruck, den wir empfingen, war nach dem schönen Verona kein besonders günstiger, auch ganz abgesehen vom schlechten Wetter, das natürlich jeder Stadt ein weniger gutes Aussehen gibt. Durch die engen Gassen wälzte sich viel Volk, vorwiegend Soldaten, aber auch sehr viele Bauern. Die letztern hatten einen düstern Gesichtsausdruck und sahen arg verkommen aus. Ich mußte mich wieder erinnern, daß zweihundert der Ihrigen gegenwärtig in den Kerkern Mantuas liegen wegen agrarischer Unruhen. Und im Hotel speiste mit uns ein feiner Herr von ausdrucksvollen Zügen, den ich für einen bedeutenden Schriftsteller oder Gelehrten taxirte, während sich dann herausstellte, daß es der Präsident des in voller Tätigkeit befindlichen Schwurgerichts war (eine Qualität, die übrigens mit jenen von mir ihm zugemuteten Eigenschaften gar wohl vereinbar ist). Auch in den Kaffeehäusern merkt man der Bevölkerung an, daß etwas nicht

ganz in Ordnung sei. An den kleinen Tischchen saßen zwar viele Individuen; aber alle starrten einander so wortlos an, daß wir fast glauben konnten, in ein Panoptikum mit Wachsfiguren geraten zu sein. Als endlich mein Schwager einen uns zunächst Sitzenden ein wenig ins Gespräch ziehen wollte, waren die Antworten eigentümlich gezwungene und kurze, und ganz plötzlich machte sich der Betreffende aus dem Staube. War dergleichen geeignet, unsern Humor nicht gerade zu verbessern, so erholte sich dieses notwendigste Requisit jedes Reisenden doch schnell vor einer lustigen Einrichtung, die wir an der Rathausuhr von Mantua wahrnahmen. Offenbar traut der Magistrat dem Volke nicht zu, daß es die Ziffern der großen altertümlichen Uhr hinlänglich verstehe oder mit der Zeigerstellung sich auskenne. Daher werden zu beiden Seiten der Uhr rechts die Stunden, links die Minuten auf besonderen Täfelchen aufgesteckt von einem Beamten, der mit den Stunden natürlich nicht viel Mühe hat, desto mehr aber mit dem Minutentäfelchen, das er alle fünf Minuten wechseln muß. In der Nacht, wo die Uhr dunkel ist, haben diese von inwendig beleuchteten, transparenten Tafeln einen recht guten Sinn; daß aber auch am Tage diese Täfelchen ausgesteckt werden, beweist eine wirklich weitgehende Fürsorge des braven Gemeinderates von Mantua.

Am andern Morgen war das Bild, das uns die gegenwärtige Bevölkerung darbot, so weit wir sie beobachten konnten, kein anderes. Wohl aber kam uns die ehemalige Größe und Bedeutung Mantuas zum Bewußtsein. Ueber 50,000 Einwohner hat die Stadt einst in ihren Mauern gehegt; jetzt ist sie für die 28,000 Personen viel zu groß, gleichsam das weite alte Prachtgewand eines stattlichen Mannes, das ein kleiner Mensch geerbt hat und mit seinen schmächtigen Gliedern nicht auszufüllen vermag. Auch hier, wie in Verona, Palast an Palast, die meisten freilich in etwas delabrirtem Zustande und einige zu Kasernen

oder zu Massenwohnungen des Proletariats degradirt. Der berühmteste ist der Palazzo del Te (T), ein Lustschloß, welches Giulio Romano 1524 für Federigo Gonzaga baute und mit Fresken schmückte. Wir fuhren an dem regnerischen Morgen hinaus zu diesem bloß einstöckigen, aber desto ausgedehnteren Luxusbau und besahen uns mit Muße die großen Säle, die je nach dem Gegenstande der an ihre Wände gemalten Fresken Camera dei Cavalli, di Psiche, dei Giganti u. s. w. heißen. Der erstgenannte, der Saal der Pferde, frappirte mich fast am meisten, da man sonst nicht lebensgroße Pferde in einer Höhe von etwa zehn Fuß über dem Boden abgebildet sieht; und hier sind diese prächtigen Tiere so vortrefflich gemalt, daß man beinahe glauben könnte, man sehe sie plastisch auf Gesimsen stehen. Im Zimmer der Psyche darf man staunen, daß der Schüler Raphaels sich so selbständig zu bewahren wußte gegenüber den Malereien, welche sein Meister im Palast Farnese zu Rom über denselben Gegenstand ausgeführt hat. Ganz besonderes Interesse aber schenkt man dem Saale der Giganten, indem hier Giulio Romano durch die Vereinigung gewisser architektonischer Kunstgriffe mit der Malerei den Eindruck hervorzurufen gewußt hat, als befinde man sich in einem zusammenstürzenden Palaste, der unter seinen berstenden Säulen die von den olympischen Göttern mit Blitzen hingeschmetterten Riesen erdrückt, obschon dieselben sich mit ihren gewaltigen Leibern gegen die sich lösenden Quadern stemmen. Die Giganten sind mit ausschweifendster Phantasie als Kolossalfiguren gemalt, so daß die Besucher dieses Saales sich wie Zwerge vorkommen, denen es in der Gesellschaft dieser ungeschlachten Gesellen auf die Dauer fast unheimlich wird. Da nun natürlich die ungeheuern Leiber dieser Riesen, wären sie nackt gemalt worden, die Anwendung einer und derselben Farbe auf zu großen Flächen notwendig gemacht hätten, hat Giulio Romano den wilden Burschen Gewänder angelegt, diesem ein blaues, jenem ein gelbes

oder rotes Hirtenhemd. Dadurch haben nun aber diese Riesen eine verzweifelte Aehnlichkeit bekommen mit den Mantuaner Bauern, und ich frage mich sogar, ob nicht am Ende, da diese Aehnlichkeit auch im physiognomischen Ausdrucke sich fortsetzt, der Maler in den niedergeworfenen Giganten sinnbildlich das von den Vornehmen, von den Olympiern dieser Erde, niedergehaltene Volk, — das im Grunde Riesenkräfte hat, — darstellen wollte. Jedenfalls hätte man z. B. die Beendigung des großen Bauernkrieges im Reformationszeitalter kaum durch ein charakteristischeres Bild feiern können, als durch diese Niederlage der von den schwebenden Göttern zerschmetterten wilden Männer. Es ist ja wahr, daß derartige Gedanken, — das niedere Volk als den Riesen darzustellen, der nur von seinen Kräften nicht den rechten Gebrauch zu machen weiß, — im ganzen moderne Gedanken sind, die vor 1789 selten vorkommen mochten. Aber andererseits mag so einem Meister, wenn er lange Tage auf der Staffelei stund und mit ruhelosem Pinsel die ungeheuren Flächen der Wände des Palastes bedeckte, auch manche Idee durch den Kopf gegangen sein, die nicht von Vasari aufgezeichnet zu sein braucht. Sei dem wie immer, mir kamen wenigstens die zweihundert armen Teufel in den Sinn, die gerade jetzt in den Gefängnissen saßen und, wenn nicht von den Quadern des stürzenden Palastes, so doch von den Paragraphen des Strafgesetzbuches gequetscht werden.

Viel größer als der doch sehr ansehnliche Palazzo del T ist der herzogliche Palast, auch er mit Werken von Giulio Romano geschmückt, besonders in dem sogenannten Spiegelsaale, wo namentlich wahre Wunderwirkungen der Perspektive den Beschauer in Staunen versetzen, z. B. an dem berühmten Deckengemälde „Die Nacht", die neben einander im Geschirr ziehenden Pferde, die, man mag in was immer für einer Ecke des Saales stehen, immer auf den Beschauer zuzuschreiten scheinen. Vieles, ja das meiste,

hat übrigens Giulio Romano von seinen Schülern unter seiner Aufsicht malen lassen; nur eine Figur — die Innocenza — behielt er sich vor und diese hat er denn auch so herrlich ausgeführt, daß man nicht satt wird, den wahrhaft himmlischen Ausdruck dieses Antlitzes und die unvergleichliche Harmonie der ganzen Gestalt zu beschauen. Auch der Helena im Trojasaale sollte ich gedenken und so vieler anderer Herrlichkeiten. Aber wo enden? Sechshundert Gemächer hat dieser imposante Bau, der jedoch in Kriegszeiten Unsägliches schon erlitten hat. Spanier, Oesterreicher, Franzosen haben hier gelegen und gehaust; es sind Räume, in denen man eine ganze Armee verstecken könnte. Da und dort trifft man in einem der Säle noch ein seidenes Prunkbett und vernimmt, hier habe der später in Mexiko erschossene Maximilian als Knabe geschlafen, oder, — im Saale des Zodiaks, wo von Giulio Romano an der den nächtlichen Himmel vorstellenden dunklen Decke die goldenen Sternbilder gemalt sind, — Napoleon der Erste. Jetzt stehen die meisten Räume des unermeßlichen Gebäudes verlassen da, viele im Verfall, und mehr fast als irgendwo empfängt man den Eindruck, daß auch Fürstenherrlichkeit auf Erden ihre Grenzen habe.

11.

Modena.

Am Regenwetter liegt es ganz gewiß nicht, wenn wir der Stadt Mantua im ganzen eine schlechte Censurnote geben mußten. Denn in Modena regnete es wo möglich noch ein bischen stärker als in Mantua, und dennoch machte die Stadt auf uns den allerbesten Eindruck. Ihre Straßen sind schön, breit, sauber, mit hohen, luftigen Arkaden und mit hübschen Magazinen. Ich fühlte mich an das nahe Bologna erinnert. Auch hat die Bevölkerung nicht das gedrückte, düstere Aussehen der Mantuaner. Man trägt hier den Kopf höher und freier, die Leute blicken

uns frisch aus hellen Augen an und es herrscht in der Stadt ein geschäftiges Treiben, das auf gedeihliche industrielle Zustände schließen läßt.

Dem Dom und seinem Glockenturm, der weltberühmten Ghirlandina, ungefähr gegenüber nahmen wir unsern Morgenkaffee bei einem wackern Landsmanne, einem Bündner, Cilli, den Gsell-Fels mit Recht empfiehlt. Von hier aus, wo wir mehrmals rasteten, richteten sich in den Pausen, die der Regensturm gestattete, unsere Ausflüge nach dem nahen Dom, wo das prächtige Orgelspiel mit den edeln Mollübergängen mich mehr gefangen nahm als die bildnerischen Schaustücke der Kathedrale; sodann nach andern Kirchen, deren Hauptsehenswürdigkeit meistens in sehr schönen Terracottafiguren besteht, die oft zu großen Gruppen von dramatischer Lebendigkeit vereinigt sind. Am wenigsten fesselte uns die wunderschöne Gemäldegalerie von Modena, da sie — eingepackt in Kisten lag. Man ist daran, sie aus dem ehemaligen herzoglichen Palaste fortzuschaffen in zwei Museen, indem der Palast zu Regierungszwecken soll verwendet werden.

Natürlich verkürzten wir infolge dieses Umstandes unsern Aufenthalt in Modena; doch blieben wir daselbst noch eine zweite Nacht und hatten am Spätnachmittag ein gutes regenfreies Stündchen, das uns einen Spaziergang auf den zur baumbepflanzten Promenade gewordenen ehemaligen Wällen gestattete, von wo wir auf die blauen schönlinigen Höhenzüge des ligurischen Apennin eine Aussicht genossen, die der Seele neue Impulse der Wandersehnsucht verlieh.

Abends machten wir uns einer großen bêtise schuldig. Es ist kein feines Wort, das ich da brauche. Aber die Sache ist eigentlich auch eine dicke. Wir gingen ins Theater. „Nun, das ist doch nicht so schlimm!“ Doch, es ist schlimm. Denn das betreffende Theater, das den Namen Goldoni trägt, ist ein ganz nur aus Holz aufgeführter riesenhafter Rundbau, den ich kurzweg

als einen vorläufig noch nicht in Brand gesteckten ungeheuren Scheiterhaufen bezeichnen will. Bricht hier einmal Feuer aus, was bei den zahllosen Gasflammen, die das Theater erleuchten, wahrhaftig kein Ding der Unmöglichkeit oder nur der Unwahrscheinlichkeit ist, so muß das Unglück Dimensionen annehmen, die den Wiener Ringtheaterbrand um ein Gewaltiges übertreffen. Winklig und eng sind die Korridore, durch die selbst in einem ruhigen Zwischenakt die Leute sich kaum aneinander vorüberdrücken können. Und, wie gesagt, alles, — Stiegen, Gänge, Inneres, Aeußeres, ist aus Holz gebaut, aus einem durch die Trockenheit, durch die unbeschreibliche Hitze, die während der Vorstellung in dem ungeheuren Menschenkrater herrscht, strohdürr gemachten Holze, das wie eine Zündhölzchenfabrik auflodern wird, wenn erst die Flamme es irgendwo gefaßt hat. Nun bin ich ja keineswegs dagegen, daß der Mensch für eine gute und rechte Sache sein Leben aufs Spiel setze; wer das nicht zu tun vermag in großen entscheidenden Augenblicken, ist ein jämmerlicher Gesell. Aber ebenso halte ich es für eine recht fette Dummheit, unnötigerweise sich in eine derartige Mäusefalle offenkundiger Gefahr zu begeben. Und doch taten wir's beide, und, — was das Allerschönste ist — jeder von uns dachte dabei ganz dasselbe, wie wir uns später gestanden, als wir nach dem dritten Akt den unerträglich heißen Raum verließen und den Heimweg antraten. Wir verloren übrigens nichts an dem Stücke, das wir nicht zu Ende hörten. „La portatrice di pane“ — „Die Brotträgerin“ — ist eines jener nach einem Roman zurecht gemachten sensationellen Rührstücke, die sich den Anschein geben, das wirkliche Leben abzuspiegeln, von dem sie doch nur ein Zerrbild gewähren, da sie in den schlimmsten Uebertreibungen sich gefallen. Ein solches Stück verdirbt auch die Schauspieler. Ich habe niemals in Italien auf der Bühne so kreischen, so unartikulirt lallen, stöhnen und brüllen gehört, wie in diesem Stücke. Die Schauspieler, sonst so maßvoll,

mochten ganz besondere Anstrengungen machen, da der Autor — Anselmi heißt er — anwesend war. Leider gefiel das Schauspiel dem Publikum; der Autor durfte mehrmals seine weiße Cravatte zeigen, und es war nicht etwa bloß süßer Pöbel, sondern sichtlich auch ein Gutteil der feinern Gesellschaft Modenas, der diese Coulissenreißerei mit Beifall lohnte.

12.

Reggio.

Am folgenden Tage spielte ein falscher Sonnenschein in den Straßen Modenas; kein Mensch traute dem Gleisner; aber wir nahmen ihn doch freundlich auf, zufrieden mit jeder guten halben Stunde, in der die himmlische Spritzkanne pausirte. Diese unsere Genügsamkeit wurde belohnt. Wir fuhren nicht nur bei hellem Himmel nach dem prächtig gelegenen Reggio, sondern hatten auch dort, von einigen kurzen Regengüssen abgesehen, einen im ganzen recht hübschen Nachmittag.

Reggio, Ariosts Geburtsort, liegt in einer freundlichen grünen Ebene mit dem Blick auf den etwa vier bis fünf Stunden entfernten, in edeln Formen sich hinziehenden Apennin. Wir würden von hier einen Abstecher in das Gebirge gemacht haben, wenn die Witterung uns dazu ermutigt hätte. So freilich konnten wir nun auch mit Bismarck sagen: „Nein! nach Canossa gehen wir nicht!" Die alte Burg Canossa nämlich liegt gar nicht sehr weit von Reggio über jenen Gebirgsschluchten; auch Correggio, das Bergstädtchen, das dem großen Maler Allegri den Namen gegeben hat, unter dem ihn alle Welt kennt, liegt in nordöstlicher Richtung von Reggio etwa vier Stunden entfernt. Was Canossa betrifft, so entschädigten wir uns wenigstens durch den Kauf einer Photographie. Es ist ein zerfallenes Nest, gerade so wie die Idee, die sich mit diesem Papstschlosse identifizirt, eine wurmstichige geworden ist.

Aber nun Reggio selbst? Was ist denn das für eine Stadt?

Nun, kurz gesagt, die Stadt der lustigen Schlaraffen, der Maulaufreißer, der Müßiggänger. Eine originelle Stadt. Natürlich auch eine Stadt der Hungerleider. Aber der Hungerleider mit Grazie, der Hungerleider, die dabei vergnügt bleiben. Ich gestehe, daß ich mir nicht habe träumen lassen, daß es auf dieser arbeitsvollen Erde noch ein derartiges Nest geben könnte, wo jedermann offen sich zum Orden der würdevollen Nichtstuer bekennt.

Neunzehntausend Einwohner hat die Stadt. Aber von Gewerbe, auch nur von Kleinhandel, Krämerei u. drgl. erblickst du fast nichts. Die notwendigsten Läden sind da, die für die Nahrung dieser Leute zu sorgen haben, das ist alles. In den alten, palastähnlichen hohen Häusern leben Menschen, die ungefähr abgezählt zu haben scheinen, wie weit ihr Geldchen noch reiche; sie haben herausgebracht, daß es, wenn sie bei edelm Nichtstun etwa siebzig Jahre alt werden, just draufgeht. Also leben sie darnach; sie geben nicht zu viel aus, aber sie arbeiten auch nicht einen Streich. Selbst die Juden, die sich hierher zurückgezogen haben, verleugnen ihre Volkstradition; sie verzehren ihr Vermögen langsam wie alle andern und rühren keine Hand mehr. Ein intelligenter Fiakerführer hat uns das alles versichert; aber auch ohne seine Mitteilungen hätten wir es bald herausgebracht. So etwas kann sich ja nicht verbergen.

Da ist zum Beispiel die Piazza maggiore mit dem uralten Dom. Hier wimmelt es den ganzen Tag von einer frohen, lachenden Menge, die ohne Sorgen die Zeit tot tritt. Wer es vermag, sitzt vor dem Kaffeehause des Platzes, gönnt sich eine Tasse des schwarzen Aromas und blinzelt vergnüglich in das Treiben der andern. Wer das nicht zu erschwingen vermag — und es ist die Mehrzahl — steht herum, liegt auf den Steinfliesen, streckt sich auf die zum Dom führende Freitreppe, lungert neben dem alten Brunnen, guckt in die Luft und klimpert in den leeren Hosentaschen mit imaginärem Gelde. Der Hauptspaß aller auf

dem Marktplatze Versammelten ist die Jagd. „Wie? die Jagd? mitten in der Stadt?" Ja! die Jagd! Hier mitten in der Stadt! Paff! kracht es da vom großen Campanile; Piff! vom Rathausturm; Puff! vom Turm S. Prospero. Was Teufels ist da los? frag' ich die Leute. „Caccia!" (Jagd) antworten sie. Zugleich sehe ich, wie nach dem Schusse alles in einer bestimmten Richtung rennt. Die Kerle in den gelben Wämsern laufen hin, aber auch die Herren in den schwarzen Röcken setzen sich in Trab. Aber was wird denn für Wild hier erlegt? Man schießt auf Falken. Auf den Türmen und in den Kirchendächern nämlich nisten sehr viele Tauben; da kommen dann die Sperber und andere Stoßvögel vom Apennin herüber und wollen sich ihre Beute holen. Unter dem Vorwande nun, die Tauben zu beschützen, bringen auf den Türmen und auf den Giebeln der höchsten Häuser Jagdliebhaber den Tag zu, indem sie, so oft ein Raubvogel sich zeigt, ihn aufs Korn nehmen. Alle fünf Minuten knallt ein Schuß. Daß nichts fällt — außer den Schrotkörnern — wissen wohl längst alle Pflastertreter. Aber doch rennen sie nach jedem Knall in der Richtung hin, wo der Falke herunterkommen müßte, wenn er ihnen den Gefallen getan hätte, sich treffen zu lassen. Heute beteiligten sich nur acht junge Herren (otto giovanotti) an dieser „Hochjagd"; aber oft sind's viel mehr, und dann mag der Regen von Schrotkörnern, der in den nächsten Seitenstraßen auf die Dächer niederprasselt, manchmal ein recht ausgiebiger sein.

Nun frage ich, ist das nicht einzigartig? Auf dem Domplatze, der zugleich der Gemüse- und Fleischplatz der Stadt ist, ein solcher lustiger Sport, der einem lieben Publikum vom Morgen bis zum Abend Zeitvertreib gewährt? Dazwischen schlägt die romantische Domuhr eine merkwürdige Melodie, bei welcher fünf Glocken gleichzeitig mitwirken, die tiefste in ganzen Noten, die zweittiefste in halben, eine in Vierteln, die zweitkleinste in Achteln, die kleinste mit hellem Gebimmel in schnellen Sechszehnteln. Und

über dem Hauptportal des Doms liegen in stolzer, seliger Ruhe ausgestreckt Adam und Eva, zwei Marmorstatuen von Prospero Clementi (1584), der bei diesen schönen Figuren sichtlich jene Gestalten Michelangelos („Nacht“ und „Morgen“ auf den Grabmälern der Medici) sich zum Vorbilde genommen hat. Wie gut, daß es einen Adam und eine Eva gegeben hat! Nicht nur, weil sie unser aller Stammeltern waren, sondern auch weil sie, wie oft schon! großen Künstlern den schicklichen Vorwand lieferten, ohne Aergernis zwei herrliche, große, nackte Menschengestalten an der Pforte eines christlichen Tempels zu lagern und so der sichtbaren Welt künstlerisch den schönsten Tribut zu zahlen. Und das eine muß ich jenen Nichtstuern auf dem Domplatze lassen, daß sie mit natürlicher Kennerschaft von diesem schönen Werke reden. Der nächste beste struppige Bursche nennt den Meister, der diese Statuen geschaffen hat, und bedauert mit nicht geheuchelter Trauer, daß die Eva bei einer früheren Reparatur des Doms den Unterschenkel verloren hat, indem ihr ein herunterfallender Backstein denselben zerschmetterte.

Das aber kennzeichnet wieder diese nur der heitern Lebensfreude zugewandten wahren Phäaken, daß in Reggio niemals ein Mensch an einem Leichenbegängnisse sich beteiligt. Wir waren auf den Friedhof hinausgefahren, der sehr schöne Monumente aufweist, rührende Denkmäler, z. B. den Sarkophag einer jung verstorbenen Mutter, um den ihre vier zurückgelassenen Kindlein, als Engel aufgefaßt, aber portraitähnlich, weinend herumsitzen. Wie wir nun dieses und viele ähnliche kunstvolle Denkmäler besichtigten, kam soeben eine Leiche an. Ein etwa dreijähriges Kind war diesen Morgen erst gestorben. Nicht ein einziger Mensch aus der Verwandtschaft folgte dem kleinen Sarge. „Es ist hier nicht Brauch; sie lieben es in Reggio nicht, den Tod zu sehen“, sagte uns unser gescheiter Kutscher. Wir hingegen folgten dem Träger des offenen Särgleins in die Leichenkammer und sahen,

wie er dem Kinde in seine starren Händchen die Enden einer Klingelschnur gab, die in das Wärterzimmer führt. Wirklich lag noch etwas wie ein Hauch des Lebens auf dem bleichen Gesichtchen. Am dritten Tage erfolgt die Bestattung; aber auch dann kommt niemand hinaus auf den Friedhof. „Sie lieben es in Reggio nicht, den Tod zu sehen."

Dagegen macht das „Teatro musicale" den höchsten Stolz Reggios aus. Gegen die Mitte des Mai hat es die beste Oper Italiens durch eine Kombination von Gastspielen der ersten Künstler der großen Bühnen anderer Städte. Ich begreife nur nicht, wie die Stadt dergleichen bezahlen kann. Aber freilich, wo man das Leben so sehr liebt, bringt man auch für die Lebensgenüsse schließlich das Geld zusammen. Es sind seltsame Bursche. So sah ich einen Kutscher, der auf der Straße Haare und Bart kämmte vor einem Spiegelchen, das in das lederne Stirnband seines Rosses eingelassen war. Von Ariost, Reggios berühmtestem Bürger, erzählt man, daß er einmal im Schlafrocke von Reggio nach Modena gebummelt sei, die vielen Wegstunden weit, und daß er erst in Modena bemerkt habe, er befinde sich nicht in üblicher Ausgehtoilette. Diese Geschichte glaube ich jetzt um so lieber, da die ganze Stadt, wie mir scheint, den Schlafrock angezogen hat, den sie wohl nie mehr ausziehen wird. Und auch Ariosts unsterbliches Gedicht mit all seiner breiten Behaglichkeit, mit dem Uebermaß an Muße und der endlosen Lust an immer neuen schnurrigen Geschichten ist mir in den Straßen Reggios näher getreten als je zuvor.

13.

Parma.

Es sind seither etwa zwanzig Jahre ins Land gelaufen, da begegnete mir auf der Basler Landstraße bei Liestal ein nettes kleines Bübchen von höchstens zehn Jahren. Mutterseelenallein — beiläufig bemerkt, ein dummes Wort, sollte wohl ursprünglich

heißen: mit der Seele allein, denn wo die Mutterseele mit uns ist, da gerade ist man nicht allein — also ganz einsam kam das barfüßige Bürschchen daher; in einem Kästchen aber, das es an einem Riemen um den Hals trug, hatte es zwei Meerschweinchen, die ihm helfen mußten, sein Brot zu verdienen, indem es die Tierchen den Leuten zeigte und um einen Zehrpfennig bat. Woher kommst du? wo bist du daheim? fragte ich den gar so jungen Wanderer. „Di Parma" sagte das Bübchen mit einer feinen und etwas kläglich klingenden Stimme, deren Ton mir heute noch im Ohre liegt.

So komme ich also jetzt in die Stadt — sagte ich mir bei der Einfahrt in Parma — wo sie die kleinen zehnjährigen Buben mit Meerschweinchen in die harte Fremde schicken. Ob man das der Stadt wohl ansieht?

Wahrhaftig, man sieht es ihr an! Zwar nach dem lustigen Lumpenneste Reggio macht Parma mit seinen 46,000 Einwohnern und mit seinen breiten geradlinigen Straßen, an denen fast durchweg stattliche Häuser stehen, anfänglich den Eindruck, hier möchte Gewerbefleiß und Wohlstand herrschen. Auch ist dies ohne Zweifel bis zu einem gewissen Grade der Fall. Aber es gibt doch auch hier eine übermäßig große Menge ganz beschäftigungsloser Menschen, die auf den Plätzen der Stadt, besonders auf der Piazza Grande, beisammenstehen und nicht bloß durch ihre elende Kleidung zu erkennen geben, daß sie arme Teufel sind, sondern die auch durch unverhüllten Bettel, mit dem sie den Fremden belästigen, offenkundig darlegen, es stehe mit ihnen schlimm. Nirgends auf dieser Reise sind mir so viele hohle Hände unter die Augen gehalten worden und die zerlumpte Armut hat mir in keiner Stadt so traurige Einblicke in ihre Blöße gewährt, wie in Parma. Aber Parma hat auch sechzig Kirchen, wie ich meinem Schwager mit einer vor Angst am Gaumen klebenden Zunge aus Gsell-Fels vorlas. (Er jedoch

erbarmte sich meiner Kirchenscheu und begnügte sich mit einem halben Dutzend.) Auch sahen wir hier einen ganzen Trupp schmutziger Kapuziner durch die volksbelebteste Straße hinziehen, einen wahren Fettfleck im saubern Bild einer modernen Stadt, einen Anachronismus, der noch an die Bourbonen gemahnt, an das alte Pfaffenregiment, jene Zeit, da gerade Parma von Mönchen und Nonnen wimmelte. Da braucht man nicht lange nach den Quellen der Armut zu forschen.

An mein Bübchen von der fremden Landstraße habe ich mich aber auch auf lieblichere Weise in Parma erinnert gesehen. Ich meine durch die reizenden Knabengesichter Correggios und Parmigianinos, die uns im Dom, in dem berühmten Zimmer der Äbtissin des Klosters S. Paolo und in der Galerie aus Fresken und aus Staffeleibildern mit so unaussprechlich liebenswürdigem und rührendem Ausdrucke anblicken. Und ihre lebendigen Brüder laufen noch immer in den Straßen Parmas herum. Es herrscht wirklich eine bemerkenswerte Wechselbeziehung zwischen diesen gemalten und diesen lebendigen schönen Bübchen; indem man die auf der Straße spielenden Kinder sieht, erinnert man sich jener gemalten Amoretten und Engel, und indem man die letztern bewundert, kann man nicht vergessen, daß genau solche Bürschchen von wahrhaft idealem Ausdruck im Zuckergesichtchen in den Gassen und auf den Plätzen an uns vorübergeschlüpft sind.

Die Gemäldegalerie Parmas war glücklicherweise nicht eingepackt wie die Modenas. Und sie hat uns denn auch von allen Galerien Oberitaliens, die wir diesmal besuchten — die Brera und die Ambrosianische Sammlung Mailands mit eingerechnet — den bedeutendsten Eindruck gemacht. In den prächtigen Sälen eines unvollendeten, kolossal angelegten farnesischen Baues, des Palazzo della Pilotta, sind Akademie, archäologisches Museum, Pinakothek, Bibliothek und das Theater Farnese zu einem imposanten Ganzen vereinigt. Das Juwel desselben aber ist die

Gemäldesammlung. Hier spricht vor allen andern Meistern Correggio zu uns in seiner süßen Sprache, der ich auf allen Kunstgebieten nichts zu vergleichen wüßte als Mozarts Musik. Poetischer hat kein Maler gefühlt und gedacht als dieser herrliche Meister, der mit unerschöpflichem Reichtum der Phantasie größte Kühnheit der Komposition und holdesten Liebeszauber zu verbinden wußte. Wer die Madonna della Scodella kennt, ein Gemälde, das die Ruhe auf der Flucht nach Egypten darstellt, „eine der sinnigsten und sonnigsten malerischen Dichtungen des Familienglückes", oder wer vor der Madonna mit den Heiligen Hieronymus und Magdalena gestanden hat, einem 1528 auf Holz gemalten Bilde, das heute noch in den frischesten Farben erglüht und wohl den Namen „Der Tag" führen darf, da auch das tiefste Dunkel der Schattentöne sich hier noch in Licht auflöst, wer namentlich auf diesem Bilde die träumerisch in das Glück dieser Stunde versenkte Magdalena gesehen hat, den unsagbaren Liebreiz in der hingegossenen harmonischen Gestalt, und wer dann wieder die Fresken desselben Correggio in der Kuppel des Doms betrachtet, jene gleichsam jubelnde und jauchzende Himmelfahrt Mariä, mit der ein ganzer Olymp von Heiligen in frohem Wirbelsturme himmelan fährt, ein Werk der feurigsten Phantasie und eines enthusiastischen Schönheitsrausches, ein solcher wird vor dem Alleskönnen was er will dieses Genius von tiefster Erfurcht erfüllt werden. Gewiß! die christlichen Götter brauchen die altgriechischen nicht zu beneiden; sie haben eben so große und wohl noch größere Meister gefunden zur Verherrlichung ihrer Taten und zum Schmuck ihrer Tempel.

In betreff der erwähnten Kuppel soll Tizian zu den Bürgern Parmas gesagt haben: „Wenn Ihr die Kuppel mit Gold ausfüllt, so habt Ihr nicht bezahlt, was sie wert ist." Aber den besten Genuß dieses Werkes und auch der andern von Correggio in den Kirchen Parmas ausgeführten Fresken hat man doch vor

den schönen Kopien derselben in der Gemäldegalerie. Im Dom wirkt ja allerdings das Ganze des bis zum letzten Winkelchen ausgemalten, von Pracht und Reichtum starrenden Heiligtums überwältigend; die verschwenderische Fülle von Schönheit, die hier ausgegossen ist, dürfte man mit der Herrlichkeit des Kosmos vergleichen, die ja auch in verschwenderischer Fülle sich kundgibt. Aber erstlich sind die Entfernungen zu große, als daß der Blick die Fresken recht deutlich und scharf erfassen könnte, sodann haben gerade die Fresken in der Kirche furchtbar gelitten, indem die Kupferdachplatten, welche ehemals die Kirche vor Feuchtigkeit schützen sollten, von diebischen Händen — sind es wohl wieder die Franzosen der neunziger Jahre gewesen? — weggenommen wurden, so daß nunmehr, da die sonstige Bedachung nicht genug Schutz gewährt, diese herrlichen Werke einem allmäligen sichern Untergange durch eindringende Feuchtigkeit ausgesetzt sind; schon jetzt ist alles sehr verwischt und darum müssen wir für die wirklich unvergleichlich schönen Kopien der Galerie, die freilich in sehr verjüngtem Maßstabe gehalten sind, von Herzen dankbar sein; sie gewähren heutzutage den einzig möglichen vollen Genuß dieser genialen Schöpfungen. Es gilt dies auch von den schon erwähnten Knäbchen (Putten) im Zimmer der Aebtissin Giovanna zu S. Paolo; zwar reicht hier der Blick leicht bis zu den nicht hohen Gewölbekappen, die eine Weinlaube vorstellen, aus welcher durch runde Oeffnungen jene reizenden Bübchen heruntersehen. Aber auch hier ist die Malerei nicht mehr so intakt erhalten geblieben, daß man nicht an den guten Kopien der Pinakothek größere Freude hätte. Und wenn man's vollends so trifft wie wir, daß nämlich die im ehemaligen Kloster gut eingenistete große Mädchenschule soeben ihre Freistunde hat und nun die mutwilligsten Schülerinnen der Oberklasse mit großen schwarzen Augen lebhaft in den zu ebener Erde gelegenen Raum hereinsehen, indem sie ihre blühenden Gesichter an das eiserne Fenster=

gitter drücken und über die beiden inglesi ihre spaßhaften Bemerkungen eintauschen, in der sichern Voraussetzung, die inglesi verstünden kein Italienisch, dann genießt man die Kopien in der Galerie wenigstens mit mehr Ruhe als hier die Originale, die keine gefährlichere Nebenbuhler- und Nachbarschaft haben könnten, als eine solche lebendige italienische Mädchenschule.

Der Leser wird mir bezeugen, daß ich ihm bisher mit der Schilderung von Gemäldegalerien und namentlich von Werken der ältern Kunst nicht zu oft und nicht so ausführlich gekommen bin. Wenn ich nun noch nicht enden kann mit der Galerie von Parma, so wird er daraus mit Recht schließen, dieselbe müsse ganz besondere Herrlichkeiten enthalten. Nur ein paar derselben nenne ich noch: eine fast alle Bilder ringsum durch die Leuchtkraft und durch die Harmonie ihrer Farben tötende Grablegung Christi von Rubens (den man hier gar nicht erwartet) und eine Verlobung der heiligen Katharina mit dem Jesuskinde von Parmigianino. Letzteres Bild — es trägt die Nummer 192 — ist eine kleine Versammlung dicht aneinander geschmiegter, unsäglich liebenswürdiger und anmutiger Mädchen- und Kindergesichter, alle in blondem Haar, eine holdselige Gesellschaft, wie ich mir Lieblicheres nichts denken kann. Das wäre so ein Bild, vor dem man versucht wäre, gleich jenem Manne im Evangelium zu handeln, der einen Schatz im Acker wußte und ging hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.

In der prächtigen Rotunde der Galerie stehen zwei riesengroße antike Basaltstatuen, ein Herkules und ein frauenhafter Bacchus, beides Werke der römischen Kaiserzeit, im Jahre 1724 entdeckt und ausgegraben im Flavierpalast auf dem Palatin zu Rom auf Veranstaltung der Familie Farnese. So sehr ragen diese beiden schwarzen Giganten über alles Maß hinaus, daß sie anfangs den Beschauer verblüffen und er nur mühsam aus dem Staunen über die kolossalen Dimensionen sich zur Bewunderung

der schönen Körperverhältnisse erhebt. Dagegen sind zwei moderne, in dieser Sammlung aufgestellte Skulpturwerke desto schneller zu erfassen, eine Statue des Heimwehs (ausgestreckt liegende Mädchengestalt mit schmachtendem Ausdrucke) von Mazaroli, und ein sehr gefälliger Christoph Columbus als Knabe von Monteverde. Der geschmeidige schöne Knabe sitzt auf einem Stein des Hafendammes, der eine seiner Füße ruht in dem schweren Eisenring, der zum Anbinden der Schiffe dient. Auf seinen Knieen hat er eine Karte liegen; sein träumerischer Blick aber schweift hinaus in die unendliche Ferne unentdeckter Länder. Es ist ein gutes Werk moderner Kunst und es mag auch stofflich gleich als Beweis dienen, daß wir Neuen auch unsere Heiligen haben, die uns mehr Freude machen als ein mit Pfeilen gespickter Sebastian.

Eine einzige italienische Stadt wie Parma ist reich genug an Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten, so daß derjenige, der das alles schildern wollte, mehr Zeit damit zubringen und mehr Raum dafür verfügbar haben müßte, als wir von beidem für diese ganze Reisebeschreibung aufwenden dürfen. Darum eben so wenig vom steinalten Baptisterium wie von dem wurmstichigen Holze des furiosen Prachttheaters Farnese im Palaste, nichts von der Kirche Madonna della Steccata, noch von dem mit den Ausgrabungen von Velleja dick tuenden archäologischen Museum. Auch die Aussicht, deren man sich von den Brücken über den brausenden, breiten Torrente di Parma erfreut, lasse ich unbeschrieben, und ebenso möge man's auf Treu und Glauben hinnehmen, daß sich's auf der Piazza Grande, wo das Denkmal Correggios steht, herrlich träumen läßt. Schon wieder sind wir zur Weiterreise gerüstet. Piacenza heißt unser nächstes Ziel. Auf dem Bahnhofe aber trifft unser Ohr der Ruf „Guastalla!" und

bringt uns auf einmal Lessings „Emilia Galotti" in Erinnerung. Zwar verlockt uns dieser Ruf nicht zur Aenderung unserer Reiseroute, aber indem wir jener Fürstengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert uns erinnern, fällt uns ein, daß noch in unserm Jahrhundert in Parma selbst Liebe, Eifersucht und Despotie ihre Rolle gespielt haben bei dem Tode, richtiger bei der Ermordung des letzten Herzogs von Parma. Karl III., der letzte Bourbone, fiel 1854 in der Straße S. Lucia durch den Dolch eines Bürgers von Parma. Wir ließen uns den Hergang von einem alten Herrn, der alles miterlebt hatte, genau erzählen. Der Herzog hatte mit einer Ballettänzerin ein Liebesverhältnis und stund hinter den Coulissen des Theaters bei seiner Schönen, als ein Tapezierer, der im Theater zu arbeiten hatte, an dem Pärchen vorüberging. Der Herzog mochte sich einbilden, der Tapezierer habe die Tänzerin zu zärtlich angeblickt oder auch ihm selbst einen etwas spöttischen Blick zugeworfen — kurz und gut (oder vielmehr kurz und schlecht), er warf sich wütend auf den Bürgersmann und versetzte demselben eine klatschende Maulschelle. Dieser steckte die Beleidigung ein, ohne augenblicklich etwas zu erwidern. Aber er ging weg mit dem Vorsatze, die ihm angetane Schmach im Blute des Herzogs abzuwaschen. Einige Freunde zog er ins Vertrauen, und als wenige Tage nachher der Herzog um zwei Uhr nachmittags in der Straße S. Lucia (die jetzt Via Cavour heißt) spazieren ging, tötete ihn der Tapezierer mitten unter allen Leuten durch einen wohlgezielten Dolchstoß. Dann floh er zur Stadt hinaus und entkam durch die Hilfe seiner Mitverschworenen, die ihn versteckten und die außerdem durch ihre Aussagen die Gerichte irre führten, schließlich nach England. Er wurde in absentia zum Tode verurteilt. Als dann 1859 Parma an das Königreich Italien kam, kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Dort jedoch wurde ihm von den Behörden bedeutet, daß das gegen ihn gefällte Todesurteil rechtskräftig bestehe und daß daher

auch unter dem neuen Regiment hier seines Bleibens nicht sei. Daraufhin kehrte er nach England zurück, woselbst er noch jetzt leben soll. Das ist nun so eine Geschichte, zu der der Ruf „Guastalla!“ gewiß die richtige Begleitung abgibt, im Grunde das in Italien schon seit den Zeiten des Tarquinius Superbus mit unendlichen Variationen immer wieder behandelte Thema der Kombination persönlicher mit politischen Motiven.

14.

Piacenza.

„Die Gefällige“ heißt Piacenza mit Recht. Mit ihren vierhundert Palästen unweit des Po in die freundliche Ebene gestellt, welcher letztern die reich bebauten Vorberge des Apennin den hübschesten Hintergrund geben, empfiehlt sich diese Stadt auf den ersten Blick. Wir sahen sie im Sonnenschein eines Nachmittags und fühlten uns hier alsobald heimisch. Allerdings, Raphaels Sixtinische Madonna, die einst hier in der Kirche San Sisto thronte, ist längst (1754) ausgewandert nach dem sächsischen Florenz (für 60,000 Gulden wurde sie an August III. verkauft); aber etwas wie einen Schimmer ihrer Anmut hat die Göttliche hier zurückgelassen und ein heiterer, freundlicher Geist scheint über dieser Stadt zu wachen.

Für den fröhlichen Kunstsinn der Bewohner mag ein seltsamer, aber lustiger Schmuck, den sie in den innern Höfen ihrer Paläste angebracht haben, Zeugnis ablegen. Daß die hinterste, dem Haupteingang gegenüberliegende und von der Straße aus sichtbare Wand einen gemalten Landschaftsprospekt mit Architektur u. dgl. darstellt, das sieht man ja in Italien sehr häufig. Aber in welchen riesigen Dimensionen ist dies z. B. in dem Palaste des Grafen Costa an der Straße S. Lazzaro in Piacenza ausgeführt! Dort hat man, um den Eindruck des Natürlichen zu erhöhen, die ganze gemalte ungeheure Gebirgslandschaft mit

Kastellen und Brücken und Villen wie eine kolossale Theatercoulisse aufgerichtet und ihr nach oben nicht etwa den horizontalen Rahmen eines Gemäldes gelassen, sondern man hat die einzelnen Berggipfel plastisch hervorgehoben und so ausgezackt, daß sie in den wirklichen, nicht in einen gemalten Himmel hineinragen, wodurch ein überaus phantastischer Eindruck erzielt wird. Die Hinterwand ist natürlich zu diesem Zwecke eigens erbaut worden, und da im Vordergrunde der fabelhaften Landschaft wirkliche gepflanzte Bäume stehen, auch ein plastischer Brunnen mit wirklichem fließendem Wasser, so weiß im Anfang der staunende Blick des Vorübergehenden gar nicht, wo die Wirklichkeit aufhört und die dekorative Nachahmung beginnt. Ist nun auch dergleichen durchaus nicht auf die Stufe eines Kunstwerkes zu stellen, sondern seinem ganzen Wesen nach ein bloßer Theatereffekt, so ist es doch sehr lustig, am hellen Tage mitten in den Straßen solche Prospekte plötzlich vor sich zu erblicken. Derjenige im Palaste Costa (von Brandini in Piacenza gemalt) ist nämlich durchaus nicht der einzige, wohl aber der bedeutendste. Uebrigens sieht man Aehnliches auch in Parma.

Indem ich hier des Palazzo Costa gedenke, ziemt mir auch ein Wort des Dankes für den Schwiegersohn des Grafen, den Dottore Pietro Ceresa-Costa, der die außerordentliche Liebenswürdigkeit hatte, zwei ihm ganz Unbekannte, die noch dazu in ihrer etwas nachlässigen Reisetoilette steckten, persönlich in seiner prächtigen Privatgemäldesammlung herumzuführen, was um so höher anzuschlagen ist, als die Gemälde nicht in einer besondern Galerie, sondern in den Salons, Wohnzimmern und Schlafgemächern der Familie hängen. Es geschah dies mit einer Freundlichkeit und Geduld, die kaum ihresgleichen findet. Von den Gemälden sind fast alle Werke erster Meister oder vortreffliche Kopien nach solchen. Ein Domenichino (Töchter Lots) und ein Guercino sind wohl die Hauptstücke dieser Sammlung, deren auch Gsell-Fels gedenkt.

Der schönste Platz der freundlichen Stadt ist die berühmte Piazza dei Cavalli vor dem prächtigen gotischen Rathause, einem der imposantesten Backsteinbauwerke des 19. Jahrhunderts. Die kolossalen ehernen Reiterstandbilder der Herzoge Ranuzio und Alessandro Farnese (1620—1624) befinden sich in edler Uebereinstimmung mit den alten Prachtgebäuden, die den Platz einfassen. Aber auch der Platz vor dem Dom mit dem bischöflichen Palaste und den Riesenkaryatiden des letztern ist höchst ansehnlich.

Hier nun ist der Ort, einmal tüchtig in die Höhe zu blicken, freilich nur, um ein Wahrzeichen der alten schrecklichen Zeiten zu sehen, die wir in Europa glücklicherweise überwunden haben, während in andern Ländern, z. B. in Centralasien, noch heute das Mittelalter zu Recht besteht. Am hohen Glockenturm des Doms ist nämlich über der Uhr, in schwindelnder Höhe, außen ein eiserner Käfig angebracht, der auf Befehl Lodovico Moros 1495 für Majestätsverbrecher gefertigt wurde, ein schauerliches Gefängnis, schlimmer als der Tod. Wie ein Schwalbennest, aber ohne die Behaglichkeit eines solchen, klebt das enge eiserne Gitterwerk, das auch nach unten kleine quadratische Oeffnungen zeigt, an dem ungefähr 220 Fuß hohen Campanile. Der Unglückliche, der hier etwa die letzten Tage und Nächte vor seiner Hinrichtung zuzubringen hatte, mochte dem Wahnsinne nahe sein, wenn ihn endlich seine Peiniger aus der furchtbaren Lage befreiten, so an der Außenfläche eines Turmes zwischen Himmel und Erde zu schweben.

Doch lassen wir uns durch dieses eiserne Gespenst dort oben den freundlichen Eindruck, den heute Piacenza macht, nicht trüben. Mit dem echten Charakter der stillen Provinzstadt verbindet Piacenza noch immer den Abglanz alter einstiger Herrscherherrlichkeit unter den Farneseschen Herzogen, und wenn der Fremdling von dieser liebenswürdigen Stadt Abschied nimmt, so geschieht es nicht ohne den Gedanken, daß hier gut wohnen wäre.

15.

Rückkehr nach Mailand.

Unsere Rundfahrt ging zu Ende. Und da wir nun zum letzten Male dem Conducteur unsere biglietti circolari vorwiesen, mag auch der billige Preis derselben notirt werden — 35 Franken. Für diese relativ kleine Summe fährt man also von Mailand über Bergamo, Brescia, Verona, Mantua nach Modena und von dort zurück über Reggio, Parma, Piacenza nach Mailand, zweiter Klasse. Fügen wir noch bei, daß die Waggons angenehm eingerichtet sind, französisches System, aber besser, bequemer in der Konstruktion der Sitzplätze. Auch verdient die Höflichkeit der italienischen Conducteure Erwähnung. Um das Vorweisen der Fahrkarte bittet ein italienischer Conducteur wie um eine Gefälligkeit, und den Waggon verläßt er, indem er den Reisenden ein „Buon viaggio, Signori!" zuruft. Das Publikum verhält sich, wie fast überall in der Welt, anfänglich etwas reservirt gegen Fremde. Spricht man aber mit den Leuten italienisch und beobachtet man dabei die nötige Höflichkeit, so antworten sie mit großer Liebenswürdigkeit und sind sehr bereit, uns über alles Mögliche zu belehren. So beschrieb uns z. B. während der Nachtfahrt von Piacenza nach Mailand ein Herr, welcher in Lodi eingestiegen war, die Verhältnisse dieser Stadt so anschaulich und so sehr ins Einzelne gehend, daß wir das berühmte englische Fräuleinstift von Lodi, eines der größten Damenpensionate Italiens, im dunkeln Waggon mit Händen zu greifen glaubten, eine Illusion, die erst vor dem elektrischen Lichte schwand, mit dem der Bahnhof Mailands beleuchtet ist.

16.
Die Certosa.

Waren wir in Mailand eingefahren mit dem Gefühl, nun schon beinahe zu Hause zu sein oder wenigstens in einer recht behaglichen Vizeheimat, so durften wir uns aber doch diesem Gefühle erst an den folgenden Tagen ganz hingeben. Zuerst hieß es noch einmal: Fort von Mailand! Es gab noch ein sehr interessantes Pensum zu absolviren: Die berühmte Certosa und die Stadt Pavia.

Die Certosa — die grande chartreuse Italiens — das ist nun einmal eine Kirche, bei deren Besichtigung ich mich eben so eifrig bezeigte wie mein Schwager. Vielmehr — die Certosa ist gar keine Kirche. Sie ist ein großer, schöner Juwelenschrein, der heutzutage, da er in die Hände der Regierung übergegangen ist und man keinen Gottesdienst mehr in diesen von Kunst und Pracht erfüllten Räumen abhält, das denkbar herrlichste Museum für alte kirchliche Kunst darstellt. Ihr Reichtum ist unvergleichlich. Marmor von allen Farben, Elfenbein und Bronze sind noch die geringsten Stoffe, die in den zahllosen Seitenkapellen an den Altären und überall, wo sich Schmuck und Verzierung anbringen ließen, Verwendung gefunden haben. Der berühmte Tempel Salomonis ist sicherlich bei weitem nicht so prächtig gewesen wie diese Schatzkammer, die der Renaissancezeit ihre besten Monumente und Gemälde verdankt und für die auch heute noch hie und da ein Künstler arbeitet; wenigstens sahen wir von einem modernen, noch in Mailand lebenden Maler Ferdinando Galli, eine „Flucht nach Egypten."

„Mariae Virgini sponsae Dei" steht mit großen Lettern an der Prachtfassade über dem mit wunderbarem Reliefschmuck fast überladenen Hauptportal der Kirche geschrieben; eigentlich eine Gotteslästerung ersten Ranges, vor der ein

Mohammedaner, der bei seinem edleren Gottesbegriffe neben den unendlichen Weltenschöpfer keinen Menschen zu setzen wagt, sein Haupt verhüllen und sein Kleid zerreißen müßte. Wir nun sind zwar aufgewachsen mit dem Dogma, daß Maria aus Gott den Gottmenschen geboren habe, aber wir haben in unserer kühleren protestantischen Auffassung das Verhältnis nicht weiter nach Analogie menschlicher Verhältnisse ausgedeutet. Der sinnliche Zug jedoch, den der Katholizismus in den südlichen Ländern frühzeitig angenommen und der nichts anderes ist als das wiedererweckte, immer noch kräftige Heidentum, das einfach in neue Formen sich hineinlebte, hat dem Mysterium frischweg alle die Bezeichnungen gegeben, die dem menschlichen Liebes-, Ehe- und Familienleben entsprechen. Das weiß man ja längst. Tritt es einem aber an so berühmter Stelle so groß und derb vor die Augen wie hier in den Worten sponsa Dei, so gibt es einem doch immer wieder einen Ruck und man erschrickt ordentlich über die Blasphemie, die auf dem Grunde des römischen Weihwasserbeckens ruht wie eine züngelnde Schlange.

Eine Schilderung der Certosa zu unternehmen, ohne dem Leser Abbildungen ihrer schönsten Kunstschätze vor die Augen zu bringen, halte ich für ein verfehltes Unternehmen. Hier ist einmal ein Gebiet, auf dem unsere moderne Illustrationswut, die sich die fruchtlose Mühe gibt, Heines Lieder mit unnötigen Holzschnitten zu begleiten, ein reiches Feld ihrer Tätigkeit finden würde. Aber so ohne Bilderbeigabe zu erzählen von den wunderbaren Reliefarbeiten in Marmor und Elfenbein, von den herrlichen großen Bronzekandelabern am Hauptaltar, von den Sarkophagen der Beatrice von Este und ihres Gatten Lodovico Moro, von den alten und doch in frischer Leuchtkraft strahlenden Fresken (unter ihnen eine ganz nur in ihre goldenen Haare gekleidete Magdalena), von dem Grabmal des Visconti, des Gründers der Certosa, von der Sakristei mit ihrer ebenso reichen als schönen

Holzskulptur, — das alles hätte doch keinen Sinn. Das ordinäre Sprichwort, wonach selber essen fett mache, muß seine volle Anwendung auf das selber sehen der Certosa finden; Worte können keine Begriffe geben von der unerschöpflichen Fülle des Schönen und Geschmackvollen, das in diesem reichen Tempel eingeschlossen ist.

Nicht nur die Fremden, welche Mailand besuchen, wissen diese Herrlichkeit der nahen Certosa (drei Eisenbahnstationen) zu schätzen; auch italienische Familien aus der Umgegend besuchen diese einzigartige Kirche zahlreich, und ich erinnere mich einer sehr hübschen Szene, die sich hieraus ergab. Es war da ein junges Ehepaar mit dem etwa zweijährigen Töchterchen. Abwechselnd trugen Mann und Frau den kleinen Liebling auf dem Arme, wenn er während dem mehr als eine Stunde dauernden Umherwandern durch alle die Seitenkapellen der Kirche zu müde wurde. Einmal aber hatten sie das Kind auf den Boden gestellt. Da kroch nun die Kleine die Stufen eines Altars empor, indem sie sich sichtlich angezogen fühlte von einer Gruppe nackter spielender Engel, also von ihresgleichen, die da als Hochrelief in Elfenbein die eine Seitenwand des Altars bildete. Ein Maler hätte den Stoff zu einem hübschen Genrebildchen gefunden in dieser Kleinen, die sich, halb liegend, auf ihre Aermchen aufstützte, vorwärtskroch und mit größter Neugierde sich die ungefähr lebensgroßen Engelchen besah. Auch später einmal jauchzte dasselbe Kind vor einem allerdings auch besonders liebenswürdigen Bilde. Dem heiligen Franziskus, der in der Bibel liest, tritt aus dem aufgeschlagenen Buche heraus das leibhaftige Christuskind plötzlich unter die Augen, eine der holdesten Legenden der katholischen Kirche. Die kleine Italienerin streckte sogleich ihre Aermchen nach dem Christuskinde aus, und mit welchem Blick die junge Mutter in diesem Moment ihr Kind ansah! Ja — da lag freilich mehr darin als in allen Schätzen der Certosa.

17.
Pavia.

Wenn man unschuldigen ruhigen Bürgern, denen die Brutalität und die Dummheit der Regierungen ein größeres oder kleineres Martyrium bereitet hat, wie den christlichen Märtyrern Kirchen weihen würde, so müßte mein Schwager Ulysses in Pavia eine Kirche „zum heiligen Ulysses" haben.

Denn was er in Pavia hat ausstehen müssen, ist wirklich erzählenswert.

Nur muß ich gleich beifügen, daß es leider nicht auf dieser unserer gemeinschaftlichen Reise geschah, sondern ältern Datums ist, als hier noch Oesterreichs Doppeladler seine Krallen spreizte, die man ihm seither ziemlich gestutzt hat. Es ist aber eine jener Geschichten, die man absolut nicht verschweigen darf, da es immer noch notwendig ist, argwöhnischen Regierungen, die ein schlechtes Gewissen haben, gleichsam den Spiegel vorzuhalten, in welchem sie mutatis mutandis ihre eigenen Züge wieder erkennen. Ich erinnere nur an jenen Studenten, den spätern Dr. Lieber, den die preußische Regierung einsteckte, weil sie in seinem Tagebuch das Wort „mordfaul" fand und es auslegte, als wäre der Betreffende an jenem heißen Julitage, an welchem er seine Tagebuchnotiz eintrug, ausnahmsweise einmal faul zum Morden (natürlich zum Königsmord u. s. w.) gewesen. Aehnlich verfuhr die österreichische Regierung mit meinem Schwager.

Es war zu Anfang der Fünfziger Jahre. Der Revolutionssturm war vorüber, die Reaktion in vollem Gange. In jener schönen Zeit, da die Sonne das ganze Jahr hindurch im Zeichen des Krebses stund, reiste mein Schwager Ulysses durch Oberitalien und führte freilich etwas Entsetzliches bei sich, — ein Notizbuch, in das er in deutscher Sprache, man denke! seine Ausgaben notirte und auch kleine Bemerkungen eintrug, die sich

entweder auf persönliche Reiseerlebnisse oder auf handelsmännische Dinge bezogen. Genug. Dieses Notizbuch hatte man in seinen Händen beobachtet. Und eines Morgens wird er mir nichts, dir nichts auf seiner Reise verhaftet und ihm bedeutet, er habe sich in Pavia der Behörde zu stellen. Er verliert sein Postbillet, versäumt mehrere ihm für seine Geschäfte wichtige Tage und wird per Extrapost, vulgo Schub, d. h. auf einem kleinen Wägelchen in früher Morgenstunde — es war kaltes Wetter — nach Pavia geführt in Begleitung eines Sicherheitswächters mit geladenem Gewehr. Und das alles um eines deutsch geschriebenen Notizbuches willen. Glücklicherweise war der Untersuchungsrichter in Pavia von Geburt ein Preuße, der also der deutschen Sprache mächtig war und sich schnell von der Unschuld des angeblich staatsgefährlichen Inhaltes des kaufmännischen Notizbuches überzeugte. Daraufhin wurde der Arrestant in Freiheit gesetzt, doch ohne daß man ihm eine Entschädigung gewährte, da er durch die Unvorsichtigkeit, in dem von den Oesterreichern beherrschten Italien ein deutsches Notizbuch bei sich zu führen, die Unannehmlichkeiten dieser Untersuchung selbst verschuldet habe. Auch rieten ihm Wohlmeinende, ja nicht etwa beim schweizerischen Konsul in Mailand zu reklamiren, sondern, da er von Stunde an doch so wie so unter die Aufsicht der geheimen Polizei gestellt bleibe, sich so schnell als möglich aus dem lombardischen Staube zu machen, ein Rat, der ihm so einleuchtete, daß er ihn ohne weitere philosophische Erwägungen sofort befolgte.

Man kann sich vorstellen, daß unsere Fahrt nach Pavia, das nur zwanzig Eisenbahnminuten von der Certosa entfernt liegt, dem soeben Erzählten gemäß fast den Charakter einer Pilgerfahrt trug. Immerhin haben wir hier keineswegs von Heuschrecken und wildem Honig gelebt und auch nicht aus Muscheln getrunken.

Pavia liegt sehr malerisch am Tessin, der hier ein bedeutender schiffbarer Strom ist, noch immer aber den wilden Charakter

seiner Heimat im Livinertal nicht ganz abgelegt hat. Trotzig und gelb schießt er unter der langen gedeckten Brücke hin, auf der wir die eine Hälfte der Einwohner Pavias in gedrängten Kolonnen daherwandern und dicht geschart stehen sahen, da sie die andere Hälfte erwartete, die in feierlichem Zuge daherkommen sollte. Auf unsere Frage, was es eigentlich gebe, antwortete man uns: „Un morto“, was ziemlich schauerlich klingt, im Grunde aber ganz dasselbe ist, wie wenn wir auf deutsch eine ähnliche Frage mit den Worten „eine Leiche“ beantworten. Es handelte sich also um ein Leichenbegängnis, das der am Sonntag Nachmittag müßig herumstehenden Volksmenge eine sehr angenehme Unterhaltung gewähren sollte. Auch wir suchten uns einen guten Posten aus, um den „morto“ vorbeiziehen zu sehen. Ob es der Herr Kannitverstan gewesen, den sie da begruben, oder nicht vielmehr die Frau Kannitverstan, weiß ich nicht zu sagen, glaube aber eher das letztere annehmen zu dürfen, da ungewöhnlich viele Frauen im Leichenzuge dahinschritten. Dem Zug voran lief wild durch einander eine stürmisch wogende Plebs. Dann kam eine Schar Matronen, wahrscheinlich die nähern Verwandten der Verstorbenen, alle mit großen brennenden Wachskerzen in den Händen, hierauf das Musikkorps, das vortrefflich spielte und dem eine große Schar junger Männer folgte, die bei einer gewissen Stelle des von den Blasinstrumenten gespielten feierlichen Trauermarsches alle zu singen anhuben, und das nicht etwa in jener „halbbatzigen“* Manier, die bei uns oft Brauch ist, wo die Sänger kaum das Maul auftun, sondern gewaltig laut wie ein tüchtiger Theaterchor auf einer guten Bühne. Sie hielten keine Gesangbücher in Händen; auswendig sangen sie alle, erhobenen Hauptes und mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit und schwungvollen Deklamation, so daß der in eigentümlich bewegten

* Ein Ausdruck des Sängervaters Weber.

Rhythmen anschwellende Gesang gewaltig emporstieg an den Häusern der ziemlich engen Straße, durch welche der Zug hindurchging. Besonders gut aber machte es sich, daß dann immer wieder plötzlich dieser Gesang abbrach und die Instrumentalmusik allein weiter ging bis zu der Stelle, wo mit neuer Gewalt, mit einer wahren Wucht und einer Art pathetischer Seelenzerknirschung der Chor abermals anhub. Hinter den Sängern kam der Leichenwagen, umgeben von einer Leibgarde der schönsten jungen Frauen, die in lange herabwallenden Schleiern feierlich daherschritten, ebenfalls in den Händen brennende Kerzen tragend. Das war nun wirklich ein Ehrengeleite, das man schöner sich nicht denken konnte. Hinter dem Sarge folgte in fast endlosem Zuge eine Schar weißgekleideter kleiner Schulmädchen, endlich eine lange Reihe von Frauen und Jungfrauen, aber nun durch einander die hübschen und die weniger hübschen, die jungen und die alten, alle mit Wachskerzen, jedoch nicht mit brennenden. Jedenfalls bewies dieser pompöse Aufzug, daß man in Pavia nicht wie in Reggio allem aus dem Wege geht, was an den Tod erinnert. Und was meinen Schwager und mich betrifft, so verdanken wir dem unbekannten „morto“ eine der angenehmsten halben Stunden unserer italienischen Reise.

Der Dom von Pavia befand sich in voller Reparatur und zwar wird diese Reparatur nach einem großartigen Plane vorgenommen, der, wenn die Ausführung nicht hinter dem Vorhaben zurückbleibt, zum Niederreißen vieler Häuser am Domplatze führen muß. Im übrigen waren wir heute, da wir am Morgen die Certosa gesehen hatten, gegen die Schönheit anderer Kirchen ziemlich stumpf; auch bannte uns ein plötzlich ausbrechendes Gewitter mit sündflutlichem Regengusse längere Zeit in die Hallen an einem der großen mittelalterlichen Plätze, die auch Pavia besitzt. Pavia hat sogar eine recht stattliche Nachahmung der Galerie Vittorio Emmanuele von Mailand, die einem bei Regen=

wetter ebenso wie die außerordentlich geräumigen Bogengänge der Universität wohl zu statten kommt.

In einem der Paläste ehemaliger Adelsherrlichkeit (Malaspina) befindet sich eine Kunstsammlung, die aber mehr durch Kuriositäten als durch eigentliche wertvolle Bilder sich auszeichnet. Gobelins, merkwürdige kleine Skulpturen, Mosaiken und anderer solcher schöner Trödel ist hier aufgespeichert. Bemerkenswert erscheint mir, daß die in der Galerie vorhandenen deutschen und niederländischen Gemälde als „oltremontani“ (ultramontan) bezeichnet waren; man sieht, daß alle Begriffe relativ sind und daß selbst unser schweizerischer Radikalismus schon in Airolo ultramontan genannt werden dürfte.

Ein interessantes Werk der modernen Skulptur, das Pavias große Promenade schmückt, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es ist nur ein Garibaldidenkmal. Ich sage „nur“, weil ja die Menge der Garibaldimonumente in Italien den Wert des einzelnen natürlich herabsetzt. (Immerhin sieht man von Zeit zu Zeit auch diesen Alten gern, während die Standbilder Viktor Emmanuels einen weniger guten Eindruck machen bei aller Sympathie, die man für den braven König fühlen mag. Sein gedrungener Wuchs, der Stierennacken und die brutale Physiognomie, zu alle dem die militärische Uniform mit den riesigen Epauletten stellen auch dem talentvollsten Künstler eine fast unlösbare Aufgabe.)

Aber nun also das Garibaldimonument in Pavia! Nicht Garibaldi ist mir dabei die Hauptsache. Zwar er steht schön und bedeutend da auf der Spitze eines aus Tuffsteinen gebauten kleinen Berges. Am Fuße des Berges liegt ein mächtiger edler Löwe. Zu diesem nun steigt vom Berge hinab eine entzückende Gestalt, der Genius der Freiheit Italiens, mit dem gezückten Schwert in der Rechten, mit den gebrochenen Fesseln in der Linken. Die in weißem Marmor ausgeführte Idealfigur hält

sich genau in der Mitte des Tuffsteinhügels, so daß höchstens ihr Haupt und die Spitzen der halb zum Fluge gehobenen Fittige bis an das Fußende der Statue des Helden emporreichen; so bietet denn der bräunliche Ton des Hügels den besten Hintergrund dar, von dem die weiße Lichtgestalt sich scharf abzeichnet. Man glaubt sie wirklich hinabschreiten zu sehen zu dem gelagerten Löwen, dem sie die Befreiung bringt. Dabei leuchtet einem sofort ein, wie der geniale Künstler dieses Werkes (leider konnte ich seinen bescheiden versteckten Namen nirgends entdecken) mit dieser Auffassung, wie idealistisch sie erscheinen mag, treu realistisch die Geschichte der Befreiung Italiens symbolisirt hat, indem ja in der Tat von den Bergen Piemonts herab der Genius der Freiheit niedergestiegen ist bis nach Sizilien, bis zu den Löwen Marsalas. So hat man hier ein Werk vor sich, das durch Schönheit und durch zutreffendes Erfassen des historischen Momentes in gleicher Weise befriedigt. Dabei ist die Ausführung von herrlicher Kühnheit der Phantasie und ein Beweis dafür, daß die italienischen Bildhauer nicht stille stehen in bloßer sklavischer Nachahmung der überlieferten Antike. Sie wagen sich an neue Ideen und sie haben neue Ideen. Ich glaube kaum, daß ein Bildhauer diesseits der Alpen das riskirt hätte, was, wenn nicht der feinste Geschmack und Takt den Künstler leitete, leicht sehr barock oder auch genrebildmäßig ordinär hätte ausfallen können. Vielleicht werden Kritiker an den mächtigen Schwingen des Genius der Freiheit Anstoß nehmen, diejenigen Kritiker nämlich, die überhaupt vom anatomischen Standpunkte aus Flügel an der Menschengestalt nicht wollen gelten lassen. Ich halte ihnen entgegen, daß auch die antike Welt uns klassische Statuen mit Flügeln übrig gelassen hat (z. B. die herrliche Viktoriastatue in Brescia, die in diesen Aufzeichnungen neulich erwähnt war). Hier vollends, wo kein kritisches Auge hinter den Genius der Freiheit treten kann, um nachzusehen, wie ihm denn

die Schwingen angewachsen sein möchten, — da er dicht an dem Tuffsteinberge niedergleitet, — hier muß solche Hyperkritik alle Waffen strecken. Und endlich — wenn die Freiheit keine Flügel mehr haben soll, wer soll sie denn haben?

18.

Allerlei Schönes in Mailand.

Die paar Tage, die wir nach unserer Paviafahrt in Mailand zubrachten, haben mir eine Menge unvergeßlicher Eindrücke hinterlassen und den schönsten Abschluß dieser lombardischen Reise gebildet.

Ich will mich aber hüten, von Dingen zu sprechen, die jedermann kennt, der in Mailand gewesen. Was wäre auch noch zu sagen über Lionardos Abendmahl in Santa Maria delle Grazie oder über den antiken Säulenprospekt, der die Colonnade San Lorenzo heißt und mitten in der modernen Straße auf einmal wie ein aus dem Hades aufsteigender Schatten uns fast erschreckt? Auch Raphaels keusches Jugendbild „Lo Sposalizio“ in der Brera ist oft beschrieben worden, und aus der reichen Ambrosianischen Sammlung will ich nur einer modernen Glasmalerei gedenken, da sonst meistens die Reisehandbücher zwar alle möglichen ältern Bilder, wenn sie nur berühmte Namen tragen, pünktlich registriren, aber noch so schönen Leistungen der Neuzeit nur wenig Aufmerksamkeit schenken.

Die Glasmalerei, die ich im Sinne habe, bildet ein schmales hohes Fenster in einem der untern Säle der Ambrosianischen Bibliothek. Sie zeigt uns Dante und Beatrice in einem paradiesischen Garten, das Ganze in allegorischem Sinne gehalten, wie namentlich gewisse Nebenfiguren beweisen. Nun ist aber die Farbenglut dieses Gemäldes eine geradezu unbeschreibliche und jedenfalls nicht geringer als in irgend einem der schönsten Glasfenster des Mittelalters. Letztere jedoch weisen selten so

große einheitliche Flächen auf, wie sie hier in wohltuendster Weise sich präsentiren. Auch sind die schönen Gestalten des Bildes doch entschieden erfreulichere Erscheinungen, als wir sie auf vielen der alten Butzenscheiben antreffen. Giuseppe Bertini (1850) ist der Meister, der dieses Glasfenster ausgeführt hat; die ganze Arbeit soll in Mailand vollendet worden sein und erfüllt jeden Beschauer gewiß mit der Zuversicht, daß diese besondere Kunst, die man oft als eine in Verfall geratene und der großen Vergangenheit nicht mehr ebenbürtige darzustellen beliebt, noch lange nicht am Ende ihrer Entwicklung angelangt ist, sondern im Gegenteil noch das Schönste erwarten läßt.

Ein Glück war es, daß wir beiden, mein Schwager und ich, zeitweise unsere treue Zwillingsschaft aufgaben und vereinzelt Mailand durchstreiften, um alsdann bei der gemeinsamen Collazione uns zu erzählen, was jeder etwa inzwischen gesehen hatte und gern mit dem Begleiter noch einmal ansehen mochte.

So hatte mein Schwager eine Ausstellung moderner Gemälde und Statuen entdeckt in der Nähe des Senatspalastes, in dessen Hofe das Reiterstandbild Napoleons III. steht. Gern folgte ich ihm dorthin. Unter den Gemälden war das bei weitem bedeutendste eine große Vedute Konstantinopels, mit der Brücke von Pera im Vordergrunde, über welche sich eine unabsehbare Menschenmenge wälzt. Buchsers so figurenreicher Markt von Tanger wird von diesem wimmelnden Volksgewühl noch überboten. Dabei ist das Gemälde nicht übergroß, höchstens fünf Fuß lang, drei Fuß breit, und ganz merkwürdig ist die wohltuende Harmonie, in die sich das unsägliche Farbendurcheinander auflöst. Sucht man im Kataloge nach dem Namen des Malers, so findet man die Worte: Tetar van Elven, commendatore Pietro 1884. Dieses Bild ließ andere eigentlich gar nicht neben sich aufkommen, und doch gab es einige sehr brave Landschaften in der Ausstellung, z. B. einen Canale Grande von Guglielmo

Ciardi u. dgl. Als originell, fast bizarr, fiel mir ein den Frühling, den April, vorstellendes Gemälde von Giacomo Mantegazza auf, indem der Maler sich erlaubt hat, die Bäume über den hiezu eigens verfertigten Goldrahmen hinauswachsen zu lassen, so daß also der Rahmen gleichsam von der Triebkraft des Frühlings gesprengt erscheint, dies natürlich aufs geschmackvollste ausgeführt.

Bedeutender jedoch als die meisten Gemälde dieser Ausstellung erschienen mir die Statuen und Büsten, lauter Werke moderner Meister. Da war die prächtige Büste eines Backfischchens mit schweren Zöpfen, wie sie dieser liebenswürdigen Jugend noch eigentümlich sind; man konnte sich kaum satt sehen an der Lieblichkeit und Naturwahrheit dieses Werkes, das den Namen Gelindo Monzinis trägt. Von demselben Künstler war auch eine Frauenbüste da, die im Katalog als „vanità" (Eitelkeit) bezeichnet war. Von den Statuen war vielleicht die schönste „La schiava denudata" von Bonisegna Michele. Das Mädchen, dessen Reize wider seinen Willen auf dem Sklavenmarkte zur Schau gestellt werden, offenbart in der Haltung der tadellos schönen Gestalt und in dem angstvollen und schamhaften Ausdrucke der feinen Züge eine Keuschheit des Empfindens, die zu der Fülle ihrer preisgegebenen Schönheit einen wirkungsvollen Gegensatz bildet.

Was jedoch italienische Skulptur vermag, habe ich in noch höherem Grade als hier auf dem großen monumentalen Friedhofe in Mailand gesehen. Daß wir dorthin unsere Schritte lenkten, ist fast einem Zufalle zu verdanken. In einem der Photographiemagazine, welche mein Schwager zu plündern pflegte, kamen ihm Abbildungen zu Gesicht, Darstellungen von plastischen Figuren, die durch ihre phantasievolle Kühnheit ihn stark frappirten. Auf sein Befragen erfuhr er, dies seien Photographien nach den Statuen des cimetero monumentale. Alsobald war es ausgemacht, daß wir die Stadt der Toten besuchen wollten. Ein

Tramway führte uns in zwanzig Minuten hinaus, und nun sollten wir etwas zu sehen bekommen, wie wir es uns so schön, so erhaben nicht hatten träumen lassen.

Mehr als sechszehnhundert bildhauerisch schön ausgeführte Monumente — man denke ja nicht an die Grabsteine unserer Friedhöfe! — erheben sich inmitten eines wohlgepflegten Gartens, in welchem die dunkle Cypresse vorherrscht. Viele dieser Monumente sind große Mausoleen, Pyramiden oder ganze Tempel mit offener Säulenhalle, in welcher die einzelnen, lebensgroßen Statuen einer einzigen Familie versammelt erscheinen, während bei andern über den liegenden Steinen riesengroße Gestalten, Symbolisirungen der Ewigkeit, ihre Hände oder ihre Fittige schützend ausbreiten. Was seelischer Schmerz einem Menschen von feinster Empfindung eingeben kann, was die Liebe im Bunde mit der Phantasie zu ersinnen vermag, was zum Herzen des fremden kältesten Beschauers sprechen muß, was rührt und erhebt, was edel ist und lieblich, jedes höchste Gefühl, jeder kühnste Flug der Erfindung hat hier im harten Marmorgestein jene Gewalt des Ausdrucks erlangt, die uns berechtigt, das Wort „saxa loquuntur“ (die Steine reden) auf diese wahrhaft heilige Stätte der in edler Kunst sich läuternden Trauer anzuwenden.

Wie der Mensch mit dem Tode sich abfindet, ist ja überhaupt eines der interessantesten Probleme im Studium der menschlichen Psyche. Hier nun kann der Dichter, der Philosoph tausend feine Züge individuellsten seelischen Lebens mit Bezug auf den Tod entdecken. Nicht dreiste Sprüche mit der von niemand ernstlich geglaubten Behauptung, hier liege nur der Staub und die Seele lebe irgendwo in ewiger Glorie, stören die wahrhafte, schöne menschliche Trauer. Wo hier eine solche Hoffnung überhaupt zum Ausdruck gelangt, hat sie sich wenigstens nur andeutungsweise in die zarte Huldgestalt einer mit leichtem Fuße dem Sarkophag entschwebenden Psyche gekleidet. Meistens aber haben

die Angehörigen sich begnügt, die Liebe darzustellen, die sie im Leben so innig verband, das gemeinschaftlich genossene Familienglück.

Da ist z. B. eine etwa sechs oder acht Fuß über dem Grabe sich erhebende offene dorische Säulenhalle auf festem Unterbau, das Grabmal der Familie Nasoni. Die Verstorbenen dieser Familie sind daselbst in lebensgroßen Portraitstatuen versammelt und zwar so, wie sie etwa, da sie noch lebten, an einem Geburtstagsfeste der alten Mutter sich alle zusammenfinden mochten. Einzelne sitzen in Lehnstühlen, andere, in natürlicher Haltung und scheinbar im Gespräch begriffen, stehen daneben. Und, was das Merkwürdigste ist, der noch in Mailand lebende Herr Vincenzo Nasoni hat sich selbst hier ebenfalls bereits in lebensgroßer Figur ausmeißeln lassen, um jetzt schon, während ihn noch das Leben von seinen dahingegangenen Teuren trennt, hier auf dem geweihten Boden mit ihnen in Liebe vereint zu sein.

Unfern von diesem Monument erhebt sich das Denkmal für eine Familie Brun, die entweder aus Egypten stammt oder sonst mit Egypten Beziehungen haben mochte. Wir sehen eine Pyramide von mäßiger Größe vor uns, in deren Inneres wir hineinzublicken vermögen. Prächtige Fresken in glühenden Farben schmücken die innern Wände, das Bild einer schönen egyptischen Harfenspielerin u. dgl. Vor der Pyramide ruht die Sphinx; am Eingang der Grabeskammer aber lehnt, lebensgroß, eine leicht vorgebeugte Frauengestalt, die hineinzuhorchen scheint, ob alle ruhig schlafen, die hier gebettet liegen.

Auf einem andern, der Familie Cattaneo gehörenden Grabmal steigt eine junge Frau, Kränze tragend, die Stufen zum Mausoleum empor. Einen Knaben führt sie an der Hand, frühzeitig ihn zu pietätvoller Pflege des Grabes seiner Vorfahren anleitend. Welche entsagungsvolle Trauer in den Zügen der jungen Frau! Welcher an sich haltende, aber tiefe Schmerz selbst in der Art, wie sie den schlanken Leib leicht vornüber beugt.

Die Meister, welche solche herrliche Monumente geschaffen haben, sind namentlich auch groß durch die Kunst, mit der sie die Schwierigkeit zu beseitigen wußten, die dem Bildhauer die moderne Kleidung bereitet. Allerdings kam ihnen bei den Frauen der kleidsame Mailänder Schleier statt des Damenhutes sehr zu statten; da brauchten sie nichts Schöneres erst zu erfinden. Aber sie haben es auch verstanden, die faltenreichen und die bauschigen Roben der Pariser Mode so zu behandeln, daß diese Statuen moderner trauernder Frauen nur selten etwas Gewöhnliches, Genrebildmäßiges an sich haben. Es müßte jemand schon ganz erstarrt sein im akademischen Begriff des antik Klassischen, um dieselben zu tadeln. Selbst die Kleidung der Männer, ich denke z. B. an das Monument des in moderner Tracht dastehenden Marchese Crivelli — ist so glücklich aufgefaßt worden, es hat den Bildhauer ein so feiner Geschmack geleitet, daß man nur bewundern und sich freuen muß, die Skulptur des neunzehnten Jahrhunderts auf solcher Bahn zu sehen.

Da ich dieses Denkmals des Marchese Crivelli gedenke, sei auch erwähnt, wie neben dem Grabe des Großvaters seine Enkelin gar herzig auf einem Kinderstühlchen sitzt, auf dem ein Kissen liegt; so traulich sieht das aus, so lieb! man glaubt, sie habe sich hingesetzt, damit ihr der Großpapa eine Geschichte erzähle, der sie still und mit zufriedenem, freundlichem Gesichtchen zuhört.

Auf andern Monumenten tritt das menschlich Liebliche und Rührende mehr hinter dem Phantastischen und dem Erhabenen zurück. So lagert über einem Grabmale der Familie Borghi ein riesenhafter Saturn, dessen gewaltige Schwingen man schon von weitem über die Cypressen der Gräber schimmern sieht. Wie er so daliegt in seiner gigantischen Größe, scheint er sich um die nicht zu kümmern, die unter dem Steine schlafen; er ist es gewohnt, daß alles unter seiner Sichel sinkt und verdorrt. Es müssen Menschen starken Herzens sein, die sich mit diesem

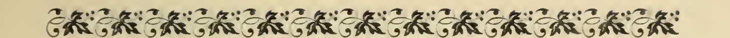
auch jede leise Anspielung auf Trost vermeidenden Monumente begnügen.

Höchst weihevoll wirkt auf dem Monument der Familie Giulini „Il Silenzio“, eine in edelsten Formen gehaltene Gestalt, die ernsten Antlitzes dem Vorübergehenden Schweigen auferlegt. Bei andern Denkmälern müßte man mehr aus der persönlichen Geschichte des Verstorbenen wissen, um die Beziehungen ganz zu verstehen, die auf dem Sarkophage angedeutet sind. So thront z. B. auf dem ziemlich hohen Unterbau über dem Grabe des berühmten Bildhauers Antonio Tantardini ein schönes Mädchen von eigentümlich verdrossenem, nicht trauerndem, sondern trotzigem Gesichtsausdrucke. Dieser Bildhauer ist selbst der Schöpfer mancher hier vorhandenen Monumente, z. B. des schönen Grabmals der Familie Scorzini. An dem Grabmale eines andern Bildhauers, Andrea Boni, steht die trauernde Muse seiner Kunst. Hier sei auch des Bildhauers Tabacchi gedacht, der besonders in Engelsgestalten, z. B. auf dem Monument der Familie Pigni (1877), eine unbeschreibliche Anmut und Lieblichkeit zum Ausdrucke gebracht hat.

Doch wie wäre es möglich, hier auch nur die allerhervorragendsten Kunstwerke dieses Campo Santo aufzuzählen? Eine Stadt der Statuen überblickt man, wenn man von einer erhöhten Stelle der großen Halle am Ende des Friedhofes den Blick über das Ganze gleiten läßt. Und man muß nicht bloß die unermeßliche Phantasie der Künstler bewundern, die für denselben tragischen Gegenstand immer neue Ideen aufzubringen wissen, sondern auch den pietätvollen Sinn einer kunstfreundlichen Bevölkerung, in welcher hundert und hundert einzelne Familien für ihre Angehörigen das zu stande bringen, was z. B. in der Schweiz, wo es sich um einen berühmten Mann handelt, nur durch öffentliche Bettelei in den Kantonen herum annähernd erreicht wird. Annähernd — sage ich. Denn was ist so eine arme Büste,

wenn's hoch kommt unter einem kleinen kapellenartigen Dächlein, im Vergleich zu solchen Gruppen von lebensgroßen oder auch weit über lebensgroßen Marmorstatuen? In Mailand allein leben und finden Arbeit mehr als tausend Bildhauer. Es ist eben etwas anderes, ob einem Volke von Haus aus der Kunstsinn im Blute steckt, oder ob erst Kunstvereine in ihm denselben durch gleichsam galvanische Experimente wecken müssen.





Neuestes aus dem alten Etrurien.

Momentaufnahmen auf einer Maifahrt im Toscanischen.
(1886.)

1.
Dieselben Vögel.

„Aha! Da sind sie wieder“, sagt der gute Bürger behaglich, wenn aus ihrem egyptischen Winteraufenthalt die ihm vom letzten Jahr her bekannten Störche im Frühling eintreffen. „Da sind sie wieder, dieselben Vögel; willkommen!“

Es ist vielleicht viel zu viel verlangt vom Leser, daß er die beiden Reisenden, die ihm auf vorstehenden Blättern ihre vorjährige empfindsame Reise durch elf lombardische Städte erzählt haben, mit eben diesem Willkommgruße empfange. Aber man lernt eben in Italien das Betteln. Und so hoffen wir auf ein freundliches „Aha! Da sind sie wieder!“ und es bleibt dieser captatio benevolentiæ nichts beizufügen als der Schlußpunkt.

2.
Ein Verdienst des Verfassers dieser Reisebeschreibung.

Um nur sicherlich jeder Versuchung zu entgehen, die oft geschilderten Herrlichkeiten der Gotthardbahn noch einmal zu schildern, haben wir uns die Kasteiung auferlegt, nachts, und zwar in der echten Walpurgisnacht des Jahres 1886, durch den Gotthard zu

fahren. Der Leser gewinnt durch diese Aufopferung mit uns den Vorteil, wie durch Traumeszauber sich plötzlich in den Apenninen zu befinden, auf jener von Bologna nach der Toscana führenden Bergbahn, die durch mehr als vierzig Tunnels und vorüber an seltsam wilden einsamen Berglandschaften Pistoja, die erste Etruskerstadt, erreicht. Es ist jene selbe Senkung des Apennin, durch welche einst Catilina mit seiner verzweifelten Schar hinabstieg in die Ebene, wo dann Metellus Celer und Petrejus ihn faßten. Bei Pistoja war die Entscheidungsschlacht, in welcher der landesverräterische vornehme Wüstling wenigstens heldenmütige Tapferkeit bewies. Jetzt heißt eine kleine, enge Gasse Pistojas nach Catilina.

3.

Pistoja.

In Pistoja, das heute eine Stadt von 14,000 Einwohnern ist, sagten es uns schon die Wasserflaschen im Gasthof durch ihre Gestalt, daß wir uns im alten etruskischen Lande befanden. Und daß es zugleich die Toscana sei, das sagte die schöne, reine Sprache, die in musikalischen Lauten überall auf der Straße, auch aus dem Munde des gemeinen Volkes dialektfrei klingend, an unser Ohr schlug. Dasselbe verkündete ferner das luxuriöse Pflaster, schöne Fliesen aus pietra serena. Man geht auf diesen Straßen der toscanischen Städte wie auf Parquet. Auch die dünnsten Sohlen einer Dame werden nirgends durch einen scharfen Stein auf die Probe gesetzt und die Wagen rollen leicht und sanft dahin. Leicht und sanft gehen auch den Bewohnern Pistojas die Tage hin. So wenigstens darf man vermuten, wenn man überall heitere Gesichter, lachende Augen sieht; aus den Fenstern der Häuser tönt Musik; in den Gärtchen, die meistens mit geschmackvoller Berechnung in die Architektur des Hauses hineingenommen sind, lustwandeln schlanke Frauengestalten zwischen Orangengebüsch oder sie blicken von den Loggien auf die Straße

hinab. Als ich am Giardino Galli vorüberkam, füllte man eben einem jungen Mädchen die Schürze, die es immer wieder in einen großen Korb ausschüttete, mit den herrlichsten gelben und roten Rosen, und das Mädchen selbst war ganz umgeben von Azaleen. In vielen Gärten steht als schönster Schmuck in der Mitte ein prächtiger Magnolienbaum, dessen große weiße Blüten weithin ihren zitronenähnlichen Duft verstreuen. Darüber der milde Himmel der toscanischen Ebene und die Hitze doch gemäßigt durch kühlende Lüftchen, die vom nahen Apennin herunterwehen. Ueberall blicken die grünen Höhen desselben in die offene Stadt herein.

Für den leichten, frohen Sinn der Einwohner spricht auch die Tatsache, daß Pistoja drei Theater hat, von denen zwei luxuriös ausgestattet sind. Das eine hat fünf Galerien über einander mit Balkonlogen. Wer in Bern „wohn- und theaterhaft" ist, sollte lieber nicht hineingehen, damit ihm das Herz nicht schwer werde beim Vergleich einer kleinen Toscanerstadt mit der Bundesstadt der Schweiz.

Um nun gleich diejenigen zu beruhigen, welche die leichtlebigen Pistojesen schon mittelst dreier Theater direkt zur Hölle fahren sehen, sei erwähnt, daß die Zahl der schönen Kirchen — ich zähle nur die kunsthistorisch wichtigen — acht bis zehn beträgt. Und diese Kirchen stehen nicht leer. Der Dom besonders, den wir am Sonntag beim Frühgottesdienst besuchten, war gedrängt voll Leute und merkwürdigerweise überwog die Zahl der Männer bedeutend.

Ich beschreibe diese Kirche nicht, zähle auch ihre Kunstmerkwürdigkeiten, wie die bildhauerisch herrlichen alten Kanzeln (von Niccolo Pisano u. a.) nicht auf. Diese Dinge gehören dem glücklichen Auge, das sie sieht, oder dem Stift des Zeichners und der Platte des Photographen, die sie zu kopieren und vervielfältigen im stande sind, nicht aber der Feder des Schriftstellers,

die nur eine Art hätte, solche alte Denkmäler der Kunst wieder aufleben zu lassen: das geschichtliche Schauspiel und die geschichtliche Novelle, wie sie C. F. Meyer kultivirt. Etwas wie eine solche Meyersche Novelle wird einem lebendig, wenn man auf dem Platze vor dem alten Dom steht und sich rings von großartigen Gebäuden des Mittelalters umgeben sieht; dem Dom gegenüber ein aus weißem und schwarzem Marmor erbautes Baptisterium, weiter links der Palazzo pretorio mit seiner ungeheuren Tribunalhalle, seinen Treppen, die an den Dogenpalast erinnern und mit den vielen hundert originellen Wappen, die in den Bogengängen, an der Decke und an den Pfeilern prangen. Gegenüber der Munizipalpalast der Stadt, dazu ein bischöflicher Prachtbau und so weiter, alte, burgähnliche Bauten der Vorzeit, einige mit trotzigen Türmen. Auch ein herrlicher, von Della Robbia herrührender Fries gemalter Terracottareliefs über den Loggien des Spitalgebäudes ist gar nichts, wenn man davon bloß liest auf grauem Papier in schwarzen Lettern, während er dem plötzlich seiner ansichtig Werdenden eine wahre Festfreude in die Seele wirft mit all seinem Glanz unter dem blauen Himmel, der solchen schönen Werken so viel Licht spendet.

Der Domplatz, den wir Sonntag nachmittags ganz still und einsam trafen, als wir zum zweiten Male unsere Schritte dorthin lenkten, war am Vormittag von einer festlich erregten Menge erfüllt gewesen. Mit Bannern in allen Farben und mit Musik zogen viele und zahlreiche Männervereine in den erwähnten alten prätorischen Palast. „Wem gilt das Fest?“ wandte ich mich fragend an den Nächststehenden. Es war ein hübscher Mann von etwa dreißig Jahren. „Mein Gott!“ sagte er, indem er seine lustigen Augen wie nach einem Gedanken suchend am Himmel und an den hohen Palästen ringsum spazieren ließ, „mein Gott! es ist eben ein Fest. Wissen Sie! so ein Fest! Vereine . . . nun ja! mein Gott! . . . es ist ein Fest! Fahnen! Musik. Sie

sehen ja! es ist ein Fest." Ich dankte ihm lächelnd für die genaue Auskunft und ging weiter, indem ich im Stillen dachte, der junge Mann sei wahrscheinlich hier so fremd wie ich selbst. Doch jener alte, feingekleidete, ehrsame Bürger mußte mir jedenfalls vortrefflich Bescheid zu geben wissen. „Wem gilt das Fest, wenn ich fragen darf?" sagte ich, indem ich ihn höflich begrüßte. „Ha, hm! ha, hm! Si, si, hm, das Fest, ha, hm, si, si, das Fest! Ein schönes Fest! Alle Vereine der Stadt, Sie sehen! Und drei Festmusiken und mehr als zwanzig Fahnen." Das war seine Antwort und mehr nicht aus ihm herauszubringen. Und doch, da an den Fahnen lange schwarze Trauerschleifen wehten, da ferner der Festzug diesen Morgen schon zu einem bestimmten Hause der Vorstadt gezogen war, mußte das Fest seinen ganz besondern Anlaß haben. Ich fragte mich durch das dichteste Gewühl durch bei Leuten herum mit weißen und mit schwarzen Bärten, bei Bürgern und Bauern, bei Laien und Geistlichen, bei reichen Herren und Tagelöhnern. Alle wußten, was ich ohnehin sah, daß es ein Fest sei. Ein einziger, ein dicker Herr in den Fünfzig, konnte beifügen, es gelte einem Verstorbenen, der schon seit langer, langer Zeit verstorben sei, so daß man unmöglich wissen könne, was er gewesen oder was er getan. Genug! Er wurde gefeiert. Alle waren fröhlich, man blies in die Trompeten, man ließ die Fahnen flattern, Turnvereine zeigten ihre hübschen Gestalten in kleidsamen Tricots, Zuavenmützen und Dekorationen glänzten im Sonnenschein. Das befriedigte jede Pistojeserseele, und nur solche Bären von der andern Seite der Alpen konnten so unangenehm pedantisch darauf halten, zu erfahren, was eigentlich die Veranlassung des Festes sei.

Als ich schon längst jede Hoffnung aufgegeben, diese lustige Trauerfeier zu ergründen, kam ich später, der Kirche San Andrea gegenüber, mit dem Unterpräfekten ins Gespräch, der unter der Pforte seines Amtsgebäudes stund. Von ihm erfuhr ich endlich,

man feiere einen vor sechzig Jahren verstorbenen tragischen Dichter Namens Benedetti, der in schlechten Zeiten ein guter italienischer Patriot gewesen sei. Eigentlich sei er ein Bürger von Cortona gewesen und habe Pistoja weiter keine Ehre erwiesen, als daß er in einer Vorstadt Pistojas sich umbrachte, als ihm die Drangsal des Lebens zu viel wurde. Da aber Cortona ihn vor vierzehn Jahren gefeiert habe, seien die pistojensischen Turn- und Gesang- und Schützen- und „Männerzofingervereine“ eifersüchtig geworden und hätten beschlossen, diesem Benedetti ebenfalls ein Fest darzubringen. Und in gewissem Sinne hat er doch Pistoja eine Ehre angetan, wenigstens, wenn er sich mit einer Pistole erschossen hat. Denn Pistoja, ehemals durch seine Waffenschmiede berühmt, soll den Pistolen den Namen gegeben haben.

Um die Mittagszeit aßen dann in unserm Gasthof zum Globo und zwar in einer großen Orangenlaube, einer wundervollen natürlichen Festhütte, die Honoratioren der festfeiernden Vereine, wohl gegen hundert Herren, zum Gedächtnis des tragischen Dichters und Selbstmörders ein lucullisches Mahl, bei dem es übrigens fein und artig herging auch noch beim Dessert. So viel ich bemerken konnte, störte niemand die stille Festwehmut des andern mit Toasten. Alle saßen sie mit feinen, klugen Gesichtern um die wohlbesetzten Tische, unterhielten sich in gemütlichen Gesprächen, tranken mäßig Wein und gaben mir von dem taktvollen Anstand der Männerwelt Pistojas den besten Begriff. Aber das Fest, bei dem niemand nichts weiß von dem Gefeierten, will ich mir gut merken. Bei uns kommt ja wohl nichts dergleichen vor.

Die Stadt, die man anfangs für klein hält, umschließt zum Teil ungeheure Plätze, wie sie in solcher Ausdehnung eben nur südliche Länder kennen. Der größte dieser Plätze ist der bei der Kirche San Francesco; so groß, daß auf demselben, jährlich am

Jakobsfeste, Pferderennen gehalten werden. An schönen Abenden wimmelt die ungeheure grasbewachsene Rotonde des Platzes von Menschen. Viele sitzen auf den zahllosen Steinbänken. In der Mitte springen Wasserkünste; im Hintergrund auf einem Hügel hat der erste Napoleon Bäume pflanzen lassen, die jetzt eine große Zierde des Platzes bilden und den kleinen nachgemachten antiken Tempel fast verdecken, den er ebenfalls aufführen ließ.

In der Kirche San Francesco, einem italienisch-gotischen Prachtbau, den im Innern schöne Fresken aus dem vierzehnten Jahrhundert schmücken, saß auf einem Betschemel nahe dem Hauptaltar ein zerlumpter Straßenjunge, barfuß, und war recht guter Dinge in all der frohmütigen Glorie, die ihn in diesem reichen Gotteshause umgab. Auf seinem Antlitz schien die Empfindung zu stehen: Es ist gut, daß der liebe Gott Paläste hat für uns arme Leute. Wirklich ist es ein nicht zu unterschätzendes Glück für die Armen, hier gratis sich eines Luxus erfreuen zu können, der dabei nichts Verweichlichendes, auch nichts die Seele mit Neid Erfüllendes hat, da er vielmehr das Gemüt erhebt und das Auge mit edler Schönheit tränkt. Wer zählt die hundert und hundert Maler Italiens, die so als arme Bübchen einst in den Prachtkirchen gesessen haben? Und wenn auch aus tausend und tausend solcher Bürschchen keine Künstler werden, so durchdringt doch die von früher Jugend an gewohnte Anschauung so großer, reicher Schönheitsfülle das Gemüt wie mit Sonnenwärme und gibt dem ganzen Volke diese Feinheit und von innen herauskommende Höflichkeit, die besonders den Toscaner auszeichnet.

Nicht bloß Pistoja selbst, auch die Umgegend dieser reizenden Stadt ist genußvoll, wie uns dies ein am Sonntag Nachmittag unternommener kleiner Ausflug im offenen Wagen bewies. Das Ziel der Fahrt war das Bergkirchlein Groppoli, wo mein Schwager Ulysses ein uraltes achteckiges Taufbecken wußte, das ihm keine Ruhe ließ, es sei denn, daß er es sehe. Gesegnet sei dieses Tauf-

becken! Denn seiner Lockung verdanken wir eine ganze Reihe der wundervollsten Landschaftsbilder sowohl vom Wagen aus, wie später von der Höhe des Bergleins herab. Da ziehen sich die schönen, mit Villen geschmückten Hügel hinan Cypressenhaine, die mit ihren schwarzen, edelschlanken Wipfeln unsagbar träumerisch zur tiefblauen Wölbung des Nachmittagshimmels emporragten. Eine sonntägliche heilige Ruhe überm ganzen Land vom Apennin nieder bis zur Arnoebene, wo in weiter, duftiger Ferne das Auge die Kuppel des Domes von Florenz zu unterscheiden vermochte. Ueberall Dörfer mit weißen Häusern, lang hingestreckt an den Höhenzügen, oft von Kastellen überragt, wie das von mittelalterlichen Burgtürmen starrende Serra-Valle. Hie und da flog an einem der Berge jenseits ein Wolkenschatten über die sanften Abhänge, und fern überm nordöstlichen Apennin, dort, wo auf den höchsten Spitzen noch etwas Schnee lag, ballte sich grauer Nebel, während um uns herum die ganze Natur im warmen Sonnenlichte badete. Rosen blühten an allen Hecken. Bei einigen Bauernburschen saß dicht unter der Bergkapelle der Pfarrvikar im Grase, selbst nicht viel mehr als ein Bauer, aber so höflich und gefällig, daß er sich bedankte, wenn wir so gut waren, ihm zu erlauben, uns die schönsten Punkte der Aussicht zu nennen. Drinnen im Kirchlein beim achteckigen Taufbecken und unter einer uralten Marmorkanzel mit mehr als naiven zoologischen Reliefs hielt der ebenfalls bäurische gute alte Dorfpfarrer Kinderlehre und plagte weder sich noch die kleine Schar seiner Getreuen mit großem Wissen.

Diese Kinderlehre war nun heute schon der zweite kirchliche Akt, dem wir beiwohnten. Wir hatten vorher eine Taufe im schönen Baptisterium unten erlebt. Wie gemütlich es dabei zugegangen war, ist kaum zu beschreiben. Straßenjungen durften mit den Taufzeugen und dem Geistlichen um den Altar herumstehen, so nahe, daß sie die Gewänder des Priesters berührten.

Dieser selbst guckte zerstreut in der Kirche herum und schlug nur zuweilen flüchtig und ganz theatralisch die Augen auf zu der Johannesstatue auf dem großen marmornen Taufbecken. Der Pate, der das Kind hielt, lächelte grinsend die Zuschauer an und tauschte mit einzelnen Personen im Publikum ein vertrauliches Augenzwinkern. Und so schritt die heilige Handlung fort, rasch, mechanisch und ohne jedes Bemühen, die Mienen feierlichen Ernstes anzunehmen. Und selbst hier wirkte wieder die natürliche Grazie dieser Leute so bestrickend, daß ihre Gleichgültigkeit sich nicht häßlich ausnahm. Sie sind eben große artige Kinder und alles ist auf Fröhlichkeit gestimmt und auf lustig romantische Phantasterei. Als wir an eben jenem Abend noch nach Prato fuhren, rief da nicht auf dem Bahnhof ein zärtlicher Gatte seinem verspäteten Weibchen: „Schnell! Armida! Armida!" Und man bemerke auf der Visitenkarte des Wirtes, bei dem wir in Prato abstiegen, die Häufung fröhlicher Vorstellungen:

Gaetano Ballerini (d. h. Ballettänzer, und zwar gleich mehrere),
Proprietario dell' Albergo il Giardino (d. h. der Garten)
in Prato (Toscana).

4.

Prato.

Zwischen Pistoja und Florenz liegt Prato, aber zwischen Pistoja und Prato liegt eine Kluft fast wie zwischen Paradies und Fegefeuer (um gut katholisch zu reden). Zwar ist Prato mit viel mehr Einwohnern verzeichnet als Pistoja, mit 42,000. Aber die Menge macht's nicht. Es ist eine Landstadt, da ihr eine vorwiegend ländliche Bevölkerung, die in den ausgedehnten und uninteressanten Vorstädten lebt, das Gepräge gibt, während in Pistoja alles den Charakter des städtisch Feinen trägt.

Es konnten uns daher wenige Vormittagsstunden genügen, Pratos Sehenswürdigkeiten zu erschöpfen. Das Beste davon

gehört dem frühen Mittelalter an. So der malerische romanische Dom, ein herrlicher Götzentempel. Letzterer Ausdruck möge entschuldigt werden mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß außen vor die Fassade des Doms eine schöne Kanzel mit halbrundem Baldachin hingebaut ist, von welcher aus dem Volke der echte Gürtel der heiligen Jungfrau gezeigt wird, den sie einst dem heiligen Thomas schenkte. (Denn der heilige Thomas liebte bekanntlich bei seinem sprichwörtlich gewordenen Unglauben starke handgreifliche Zeichen, zu denen offenbar der Gürtel einer Jungfrau muß gerechnet werden.) Im 12. Jahrhundert war dann ein streitbarer Herr aus Prato, ein gewisser Messer Michele dei Dagomari, nach Palästina gezogen als Kreuzfahrer und hatte daselbst diesen Gürtel der heiligen Jungfrau um so leichter erworben, als er selber jedenfalls kein ungläubiger Thomas war. Er brachte ihn glücklich in die Heimat zurück und schenkte ihn seiner Vaterstadt, die im Jahre 1312, als ein frecher Versuch war gemacht worden, den Gürtel zu stehlen, die bisherige Stadtkirche zu dem herrlichen Dom ausbaute, der jetzt dasteht und wo nunmehr hinter einem kunstvollen Bronzegitter der Gürtel sorglich gehütet wird.

Der Hauptmaler der Stadt, Fra Filippo Lippi (15. Jahrhundert), hat den wichtigen Augenblick, da die Madonna dem Thomas den Gürtel schenkte, auf einem Gemälde verewigt, das in sehr delabrirtem Zustande sich in der kleinen Galerie des Kommunalpalastes von Prato befindet. Aber auf diesem Bilde ist noch interessanter als die Gürtelgeschichte das Porträt einer Nonne. Denn diese Nonne, die Tochter eines Francesco Butti in Prato, hatte Fra Filippo, der geistliche Maler, aus dem St. Margarethen-Kloster entführt. Wahrscheinlich suchte er diesen Frevel dann eben dadurch zu sühnen, daß er seine Liebste auf dem Bilde in eine etwas heiligere Gesellschaft brachte, als ihr seine eigene Nähe mag gewesen sein.

Diese alten Erinnerungen sind das Interessanteste, was ich in Prato sah. In den Gassen wehte zufällig ein abscheulicher Nordost, den ich der Toscana gar nicht zugetraut hätte. Vor ihm flüchteten sich die zahlreichen, den Markt besuchenden Bauern in den Dom, wo der Weihrauch diesmal gewiß kein Luxus war. Hier knieten und standen und lagen sie herum, daß man Mühe hatte, nicht über sie zu stolpern. Dazwischen saßen und knieten auch feinere Damen. Eine junge Pratenserin hatte sich geradezu auf das breite Marmorgeländer gekniet, das Vorhalle und Chor scheidet. Da thronte sie hoch oben wie eine Statue aus schwarzem Marmor, ein merkwürdiger Anblick, der diesseits der Alpen nicht so vorkommen könnte.

Glücklicherweise sind uns in der schweizerischen Heimat auch widrigere Anblicke erspart, die in Prato leider so landesüblich zu sein scheinen, daß niemand daran Anstoß nimmt. Es wälzten sich nämlich in der Via dei Sarpi, die vom Dom zu den alten Palästen des Prätoriums führt, zwei elende Krüppel mitten auf der Straße. Wie Tiere, jämmerlich auf den Stummeln der Hände und Füße kriechend, schleppten sie sich in unheimlicher Hast jedem Vorübergehenden nach und schrieen an ihm ihre Klagen empor. Dies mitten in der belebtesten Gasse, wo so viel Volks sich drängte, daß die beiden in beständiger Gefahr waren, getreten zu werden! Wofür baut man denn Spitäler, — so fragt man sich unwillkürlich — daß solche elende Kreaturen in einer Mitleid und Grauen zugleich herausfordernden und unangenehmen theatralischen Weise sich in den Straßen wälzen müssen, um ihr trauriges Leben fristen zu können? Terracottenfriese an Spitälern sind schon schön und gut; aber die Hauptsache ist, daß ein Spital seinen humanen Zweck erfülle. Hiebei sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß Pistoja, dessen Spital jenen herrlichen Terracottenfries hat, diese Krüppel in den Straßen nicht besitzt, während Prato die Krüppel hat, aber nicht das schön geschmückte Spital.

5.
Florentinisches Intermezzo.

Die Reise nach den kleineren etruskischen Städten führte uns auch in die Hauptstadt, doch vorläufig nur auf anderthalb Tage. Was also hier über Florenz gesagt wird, soll für alles andere eher gelten als für eine Beschreibung der berühmten herrlichen Medici-Stadt am Arno. Ohnehin hat diese Feder schon einmal an anderem Orte* Florenz geschildert, es kann sich hier nur um eine Nachlese handeln und allerdings auch um das Festhalten einiger frischer Eindrücke.

Zu letzteren rechne ich einen Morgenausflug in die so reizende nähere Umgebung von Florenz, nach der schönen, auf einem cypressenreichen Hügel jenseits des Arno liegenden Kirche San Miniato. Es ist dieselbe Kirche, die einst (1529) Michel Angelo im Auftrage der florentinischen Republik gegen die Geschütze Oraniens glücklich verteidigte, indem er von der Brüstung des Turms an Stricken hängende Wollsäcke herabließ, welche, frei schwebend, von den Kugeln hin und her geschleudert, den Turm vor Schaden bewahrten. Auch einen Erdwall ließ er vor der Fassade aufwerfen, in dem die Kugeln stecken blieben. Es ist ein erfreulicher und erhebender Gedanke, daß ein großer Genius der bildenden Künste in diesem Falle Beschützer eines schönen Bauwerkes seiner Vaterstadt war. Die Kirche ist jetzt wesentlich eine monumentale Gräberkirche und erinnert mit dem reichen Schmuck des Innern ein wenig an die viel prächtigere und größere Certosa bei Pavia. Auch draußen vor der Kirche auf dem langgestreckten Hügel sind Gräber, ein campo santo, dessen Lage eine fast unvergleichlich schöne heißen muß. Doch sind die Monumente weniger phantasievoll und originell als die auf dem

* Rektor Müslins italienische Reise. (Verlag Cäsar Schmidt, Zürich 1881.)

Mailänder cimetero monumentale. Hingegen drücken die Inschriften auch hier die Freundlichkeit des Volkscharakters aus. Man nehme nur gleich die erste, die einem in die Augen fällt:

Zelmira Taruffi.
Di sembianze angeliche
di maniere amabilissime
spenta da lento morbo
4° gennajo 1860
nella fresca età d' anni XVI.*

Eine solche Inschrift spricht doch gewiß ergreifender zum gleichgültigsten Vorübergehenden als jene allgemeinen, an und für sich zwar frommen Redensarten, die auf den Gräbern unserer Verstorbenen stehen, wie: „Der Herr hat's gegeben, genommen" u. s. w. In Bibelsprüchen steckt nichts Individuelles, sie passen überall hin und nivelliren alles Persönliche. Und wenn man andererseits einer derartigen italienischen Grabinschrift vorwerfen will, sie enthalte vielleicht zu großes Lob des Verstorbenen, so wird die schöne Antwort lauten: Desto größere Liebe der Hinterlassenen.

Daß die Florentiner nicht nur gegen Fremde artig, sondern auch im engsten Familienverkehr zartsinnig und liebevoll sind, habe ich schon bei meinem frühern Aufenthalt in Florenz bemerkt. Eine kleine Szene, die ich diesmal vor dem Portal unseres Gasthofes erlebte, mag diese Bemerkung durch ein neues Beispiel unterstützen. In der engen, von Menschengewühl und Wagen mit Pferden fast unheimlich belebten Straße ging auch eine den bessern Ständen angehörende Mama mit ihrem kleinen, etwa fünfjährigen bildschönen Knaben an mir vorüber. Vor dem Hotel

* Zelmira Taruffi, von engelgleichem Ansehen, von holdseligstem Wesen, hingerafft nach langsamem Leiden am 4. Januar 1860 im frischen Alter von 16 Jahren.

stund ein Fiaker und das Pferd hielt den Kopf tief gesenkt, wie das bei müden Droschkenpferden so vorkommt. „Oh! Mama“, rief der kleine Florentiner, „oh! Mama, vedi, il havallo piange!“* Alsobald blieb die Mama in allem Gewühl stehen, beugte sich zu ihrem feinen und mitleidigen Bübchen hinab, erstlich, um deutlicher noch einmal zu vernehmen, was es eigentlich gesagt habe, sodann, um sich nach dem Pferde umzusehen, das es meinte, und ihm tröstend zu erwidern, sie glaube, es sei bloß müde und schlafe stehend. Und dazu mußte man diesen Augenaustausch zwischen Mutter und Söhnchen sehen. Es begreift sich bei solchen Szenen mitten im Tagesgewühl, daß die schönste malerische Verherrlichung der durchgeistigten Mutterliebe in diesem Lande jene Madonnen und Pietas schuf, die wir ewig bewundern.

Wie mild und zart nun auch hier die Menschen sind, — das Klima ist daran jedenfalls nicht schuld. In diesen Tagen wehte durch gewisse Lücken des noch nicht ganz schneefreien Apennin herunter ein rauher Nord, der in der Nacht einen den Olivenbäumen gefährlichen Reif brachte. Es ist ja schon richtig, daß über alle Gartenmauern üppige Rosen hinausranken; aber die Luft war trotz dem Sonnenschein nicht so warm, wie man es von Mittelitalien erwarten zu dürfen glaubt. Der treffliche Gsell-Fels hat auch darin Recht, daß er sagt, Florenz sei namentlich kein Klima für Brustkranke und alle, die an Beschwerden der Atmungsorgane leiden.

In einer Beziehung jedoch ist es ein Klima für Wetterscheue: Florenz hat so viele herrliche, mit Kunst und Pracht erfüllte Räume, in die man sich vor dem Wetter flüchten kann, daß hiedurch das Klima zur Nebensache wird.

Natürlich stehen hier obenan die Gemäldegalerien Pitti und

---

* „Oh! Mama, sieh, das Pferd trauert!“ (weint). [Die Florentiner sprechen havallo statt cavallo.]

Uffizien. Aber wie viele andere Herrlichkeiten glänzen neben ihnen. Wäre es z. B. doch möglich, mit Worten zu beschreiben, wie unwiderstehlich überwältigend jene sogenannte Cappella dei Principi (d. h. der Großherzoge von Toscana) bei der Kirche San Lorenzo auf denjenigen wirkt, der in dieses aus Marmor und Edelgestein errichtete, von prächtig bemalter Kuppel überwölbte, hohe Pantheon fürstlichen Herrscherstolzes eintritt. Man erinnert sich an Alladins märchenhaften Palast, den zu erbauen selbst den Geistern der berühmten Wunderlampe ein Riesenwerk erschien. Und hier ist das orientalische Märchen glückliche Wirklichkeit geworden. Die unbeschreiblich schöne Prachtrotunde nimmt die Seele so sehr gefangen mit dem eiteln Glanz ihres auf edelste Raumverhältnisse verschwenderisch hingegossenen Prunkes, daß selbst die daneben befindliche Halle mit den Grabdenkmälern der Medicifürsten von Michel Angelo für das noch geblendete Auge anfänglich in zweite Linie tritt.

Auch die Privatgemäldegalerie im Palazzo Corsini verdient Beachtung. Doch sei hier von ihren hundert bedeutenden Bildern nur eines einzigen gedacht, das dazu noch von einem Unbekannten herrührt, aber von einem Maler, der wie es scheint, Augenzeuge der Verbrennung Savanarolas gewesen ist oder wenigstens ungefähr um jene Zeit (1498) gelebt hat. Denn sein Gemälde stellt die Hinrichtung des großen fanatischen Eiferers dar und gibt zugleich ein offenbar treues Bild des damaligen Signorieplatzes in Florenz. Der ungeheure Palazzo Vecchio der Medici ist auf dem Gemälde ganz derselbe wie heutzutage; auch die Loggia dei Lanzi ist so, wie sie heute noch sich zeigt, nur fehlen ihr die seither daselbst aufgestellten marmornen Kolossalgruppen. Dagegen zeigt das Gemälde statt der jetzigen in die alten Palastfassaden hineingebauten modernen Häuserfronten die früheren trutzigen Paläste und so erhält man den auch mit der Zeitgeschichte wohl übereinstimmenden Eindruck, Florenz sei im Mittelalter wesentlich eine

große Stadt von lauter aneinander gebauten, verteidigungsfähigen Ritterburgen gewesen. Mehrere dieser Burgen stehen ja heute noch unverändert da mit den gewaltigen eisernen Ringen längs den Mauern zum Anbinden der Rosse, wenn z. B. ein Lorenzo Magnifico hohen Besuch bekam wie 1471 vom Herzog Galeazzo von Mailand, der als Dienerschaft 2000 Mann zu Pferd und 500 Koppeln Hunde (!) mitbrachte. Auf dem erwähnten Gemälde wird Savonarola genau auf der Stelle verbrannt, auf welcher heutzutage der Neptunsbrunnen steht. Der Brunnen mag noch so viel Wasser in seine Schale niederrauschen lassen, jene Flammen löscht es nicht aus im Andenken der Menschheit, obschon man zugeben muß, daß jener andere Scheiterhaufen, auf welchem Savonarola ein Jahr früher die herrlichsten Kunstschätze aus asketischem Eifer verbrannte, seitens der lebens- und schönheitslustigen Florentiner die Wiedervergeltung herausgefordert hatte. Es mag hier noch bemerkt werden, daß dem erwähnten Gemälde zufolge Savonarola (mit seinen beiden Leidensgefährten Fra Domenico und Fra Silvestro) an einem Pfahl über dem Scheiterhaufen aufgeknüpft, also nicht lebendig verbrannt wurde.

Geistliche aufzuknüpfen war den Florentinern überhaupt keine große Sache. Selbst ein Erzbischof baumelte vor Zeiten an einem der Fenster des Palazzo Vecchio. Es war jener Erzbischof von Pisa, welcher eigens nach Florenz gekommen war, um bei der Verschwörung der Pazzi gegen die Brüder Lorenzo und Giuliano Medici mitzuwirken. Bekanntlich war ausgemacht worden, die beiden Fürsten sollten während der Messe im Dom niedergestochen werden in dem Augenblicke, da der Priester die Hostie emporhebe. Dem bezahlten Montesecco, einem wilden Kriegerbandenführer von Beruf, schauderte doch vor solcher Tat an solcher Stätte in solchem Augenblicke. Da fanden sich ein paar Priester bereit, die — charakteristisch genug! — erklärten, „sie seien der heiligen Stätte besser gewohnt, man solle es nur

ihnen überlassen." Die Ausführung gelang dann nur halb. Giuliano fiel tot nieder bei der Sakristei, aber Lorenzo konnte sich retten. Und nun traf das Strafgericht die Mörder. Und offenbar war es speziell die Entrüstung gegen die priesterliche Ruchlosigkeit, die bei diesem Anlasse sich gezeigt hatte, was dem Erzbischof von Pisa den Strick eintrug, an dem er zum Fenster des Palastes hinausgehängt wurde.

Das sind ein paar Erinnerungen aus dem alten Florenz, wie sie uns Jakob Burckhardt (in seiner „Kultur der Renaissance") und andere erzählen. Als ich sie in unserm Gasthof, der „Porta Rossa", zu Florenz niederschrieb, durchtobte soeben ein wilder Lärm streitender Männer die enge Gasse, so daß man hätte glauben können, es müsse wieder, wie so oft schon, toscanisches Blut fließen. Aber in fünf Minuten war der kleine Privat=aufruhr vorbei und bald darauf durchzogen einzelne junge Leute, auf der Guitarre klimpernd, die Gasse, wo noch da und dort vor einem Hause in später Nachtstunde Hausrat abgeladen wurde. Denn es war anfangs Mai, die Zeit der aufgekündeten Miet=verträge, und ich bedauerte von Herzen die vielen guten Leutchen, die ihre Habseligkeit durch das Gewirr einer so volkreichen Stadt mit so engen Gassen schleppen müssen und Mühe haben, ihr bischen Eigentum ungefährdet durchzubringen. Indessen auch da hilft ihnen ihr leichter Sinn aus. Und nirgends besser als in Florenz kann man lernen, daß das Glück nicht in einem Mehr oder Weniger von irdischer Habe besteht, sondern in gewissen Gemütseigenschaften. Das vergessen unsere sozialistischen Welt=verbesserer zu sehr. Auch in ihrem Zukunftsidealstaat wird es immer Malcontente geben, die zum Glücklichsein kein Talent haben. Glück ist zu zwei Dritteln eine angeborene Tugend und diese Tugend gehört wie die Nespola giapponica, die wir hie und da zum Nachtisch aßen, zu den Südfrüchten, die in Japan und in der Toscana reifen.

6.
Die Stadt der Türme.

Zu den vielen leckern Dingen, an denen doch so mancher ästhetische Feinschmecker auf seiner Reise nach Rom vorüberschnurrt, gehört auch die Stadt der Türme. Sie liegt freilich nicht dicht an der Eisenbahnlinie; ein feuriges Etruskerrößlein braucht immerhin eine volle Stunde, um von der Bahnstation Poggi-Bonsi (zwischen Florenz und Siena) den Reisenden nach San Gimignano zu bringen. Dies ist nämlich der eigentliche Name der kleinen alten Bergfeste, welcher ihre dreizehn mittelalterlichen Schutz- und Trutztürme jenen andern Namen eingetragen haben.

Wir brachen früh morgens um 5 Uhr von Florenz auf und fuhren in den herrlichsten Maimorgen hinein. Von allen Hügeln und Bergen längs der ganzen Linie grüßen Villen und Burgruinen herab. Die Gegend würde an die Bergstraße mit ihren Schlössern (zwischen Heidelberg und Darmstadt) erinnern, wenn nicht jene Villen in Cypressenhainen stünden und am Horizont der Hügellinien breite edle Pinien sich mit scharfem Profil von einem indigoblauen Himmel abhüben. Die Vereinigung von Cypressen und Pinien zu kleinen Wäldern ist ganz besonders schön, indem diese Bäume wie holde ungleiche Schwestern sich ergänzen, die Pinie so wölbig die Krone verbreitend, die Cypresse so turmspitz zum Himmel weisend. Von den vielen schönen Schlössern an dieser Linie seien bloß die einander gegenüberliegenden friedlichen Burgfesten Montelupo und Capraja genannt, von den reizenden größern Ortschaften (Landstädtchen mittelalterlichen Charakters) Castel Fiorentino und Certaldo. In Certaldo besaß Boccaccio ein Haus, den Stammsitz seiner Familie, auf den er sich in den letzten Lebensjahren zurückzog.

Um 8 Uhr morgens war Poggi-Bonsi erreicht, und bald hatten wir mit einem trefflichen Rosselenker, der in seinem Wesen

etwas von stolz antikem Zuschnitt hatte und dabei doch ein recht höflicher und zuvorkommender Mensch war, einen Vertrag abgeschlossen, wonach uns sein kleiner Gaul mit dem Olivenzweig hinterm Ohr nach dem Felsenneste der dreizehn Türme hinaufbringen sollte. Daß wir ein ordentliches Stück der strengeren Steigung zu Fuß gingen, war für Schweizer selbstverständlich.

Wunderbar eigenartig bot sich dieses San Gimignano schon von der Ebene aus dar. Und es verlor nichts von seinen seltsam originellen Reizen durch das Näherkommen. Je mehr wir stiegen, desto öfter mußten wir um der unbeschreiblich großartigen Aussicht willen stille stehen und zurückschauen. Und vollends oben, da lag vor uns ausgebreitet der ganze Garten der Toscana, von jenen fernen beschneiten nördlichen und westlichen Apenninen herab bis nach Florenz und über uns weg nach Siena und nun weiter südlich gegen die römische Campagna hin, unzählige Hügel und Berge mit schönem horizontalen Rücken, oder Höhenketten in sanften Wellenlinien, hie und da auch ein steilerer Kegel, dazwischen wenige Städte, zahllose malerische Dörfer und Schlösser und Kirchtürme und verfallene Kastelle, so daß selbst der Kutscher, der das alles doch schon oft mochte gesehen haben, überwältigt ausrief: Tanto mondo! tanto mondo! (Wie viel Welt! wie viel Welt!) Ja! wie viel Welt! reichte doch diese immense Aussicht westlich über das von Bergen verdeckte Volterra hinaus beinahe bis ans Meer.

Dann kehrte das Auge wieder zum Allernächsten zurück, zu der Stadt der Türme selbst, und neues Staunen erfüllte die Seele. Diese von solchen hohen Bollwerken starrende kleine Bergstadt war einst von einem stolzen Rittergeschlecht bewohnt, das den eigentlichen höchsten Gipfel des Berges inne hatte und denselben gegen das angebaute Städtchen ringsum durch Mauern mit Zinnen und Tortürme abschloß. Die nicht ritterlichen Bewohner von San Gimignano durften ohne Erlaubnis diese streng bewachten Pforten nicht betreten. Auch sonst scheinen jene

adeligen Herren nicht die sanftesten Herrscher gewesen zu sein. Wenigstens zeigte uns unser Begleiter an einem der ältesten Paläste, den Torri Ardinghelli gegenüber, eiserne Körbe hoch oben an der äußern Mauer, „in denen man gewöhnlich die Köpfe der Hingerichteten zur Schau ausstellte.“

Außer den alten Ritterburgen, die jetzt teilweise als Sitz der Bezirksregierung dienen müssen, hat San Gimignano mehrere Kirchen, von denen S. Agostino die sehenswerteste ist, da sie in ihrem gotischen hellen Schiff schöne, zum Teil rührende Gemälde alter toscanischer Meister beherbergt. Im Chor ist das Leben des h. Augustin in Fresken gemalt von Benozzo Gozzoli (1465 vollendet). Auf einem dieser Bilder, welches darstellt, wie Augustinus als Knabe zur Schule gebracht wird, wird einem kleinen Jungen auf denjenigen entblößten Teil, der stets das besondere Ziel pädagogischer Bemühungen war, eine derbe Züchtigung verabreicht, was jedenfalls den heiligen Augustin nicht besonders ermutigen konnte bei seinem ersten Schulgange.

Auch ein kleines Museum mit etruskischen und altrömischen Scherben aller Art besitzt San Gimignano, darin unzweifelhafte Beweise einer einst in der Nähe befindlichen Pfahlbauten-ansiedelung. Diese letztere Andeutung mache ich, weil mir die schwarzen melancholischen Augen der jungen Wirtin im Albergo delle due Piazze gefallen haben. Ich stelle mir nämlich vor, daß das bloße Wort „Pfahlbauten“ eine Menge schlummernder Pfahlbauten-Kolumbusse wecken und somit der artigen Wirtin viele Gäste zuführen könnte und hoffentlich bessere, als jene unverschämten englischen Weiber es waren, die in einer Equipage anlangten, während wir im Albergo speisten. Die Unverschämtheit dieser Töchter Albions bestund hauptsächlich darin, daß sie in der Locanda nicht nur ihre aus Siena mitgebrachten Speisevorräte auspackten, sondern selbst Maschinen zum Vorschein brachten, auf denen sie Beefsteaks zu braten, Speck zu rösten,

Eier zu sieden und Thee zu kochen sich anschickten. Mit Recht sagte der junge Wirt achselzuckend zu uns: „Brutta gente questi Inglesi“ (Grobes Volk, diese Engländer). Er selbst, der Wirt, war ein feiner Mensch; seine eigene Frau — immer die Marie mit den melancholischen schwarzen Augen — stellte ihm das Zeugnis aus, in seiner Abwesenheit natürlich, er sei der bestunterrichtete Mann der ganzen Gegend. Das wird wohl auch richtig sein, wenn wir den geistlichen Bibliothekar ausnehmen, den Dekan (preposto) der Geistlichkeit dieser Gegend, Abbate Ugo Nomi, Verwalter der Altertümer des Museums und der Schätze der Büchersammlung. Dieser feine, bewegliche, überaus lebhafte Mann, der das reinste Toscanisch spricht, hat wirklich einige ganz artige Merkwürdigkeiten unter Verschluß, z. B. eine Art von altem orbis pictus, in den Blätter hineingeheftet sind, auf welchen sich Autographen von Luther, Melanchthon, Zinzendorf und andern befinden. Auch manche Inkunabeln der Sammlung sind nicht ohne Wert. Aber das Wertvollste für die Bibliothek ist der Bibliothekar selbst mit seinem Feuereifer für alles, was zur Ehre San Gimignanos gereichen und der Bibliothek dienen kann. Unser Handbuch (Gsell-Fels, Mittelitalien) verschlang er beinahe mit den Augen. Wir mußten ihm das Wichtigste mitteilen und er kopirte zuletzt mit größter Genauigkeit den Titel des Buches, das er sich wahrscheinlich wird kommen lassen. Mit welcher fast nervösen Aengstlichkeit der liebenswürdige und gefällige Priester die Ordnung der Bibliothek aufrecht erhält, das zu sehen, ist ein ebenso ergötzlicher als über die nächste literarische Zukunft San Gimignanos beruhigender Anblick. Wir schieden mit aufrichtigem Danke aus dem kleinen Raum, in dem ein so aufmerksamer und so lebhafter Geist friedlich waltet.

Da ich oben das Reisehandbuch „Mittelitalien“ von Gsell-Fels erwähnte, so sei hier endlich eine Dankesschuld abgetragen durch die Erwähnung der vortrefflichen Dienste, die dieser braune

gelehrte Begleiter uns geleistet hat. Wie schön liest sich z. B. die Geschichte der Stadt Florenz bei Gsell-Fels. Diese Darstellung, die so richtig die Hauptmomente ausführlich, die Nebensachen kurz zu geben wußte, ist ein kleines Meisterwerk. Auch bewährt sich das Buch in den Einzelangaben beim Besuche berühmter Monumente fast immer als zuverlässig. Wenn Irrtümer vorkommen, so sind sie meistens von kleinem Belang und überhaupt selten. Nur in einem Punkte erscheint die Einrichtung bei Bädecker, der viel weniger Kunstgeschichtliches bietet, doch vorteilhafter, darin nämlich, daß Bädecker bei Besichtigung von Kirchen immer den Wanderer erst links schickt und dann an derselben Wand weiter begleitet im Rundgang durch die ganze Kirche, während Gsell-Fels, was zwar künstlerischer sein mag, aber in der Praxis sich unbequem macht, meistens von der einen nach der andern Seite der Kirche hinüberhüpft. Damit hat nun Gsell-Fels, was meinen Schwager Ulysses und mich betrifft, einige sakramentale Redensarten auf dem Gewissen, die, obschon in der Kirche ausgesprochen, dennoch nicht eigentlich von den kirchlichen Sakramenten im Ernste handelten. Allein diese nicht jedermann konvenirende Einrichtung des Gsell-Felsschen Reisebuches kommt nicht stark in Betracht gegenüber dem enormen Material an Wissen und an nützlichen Winken, das der in Italien Reisende dem Herrn Med. Doctor in München zu danken hat.

7.

Siena.

Auf einer Reise in fremdem Lande die Dinge in Natur sehen, geht nicht ganz so gleichmäßig ab als das Durchblättern eines Bilderbuches, in dem sie abconterfeit sind. Man ist beeinflußt von allerlei Zufälligkeiten, vom Wetter, von den Einrichtungen des Gasthofes, wo man abgestiegen ist, endlich auch vom eigenen Befinden.

Diese letztgenannten Dinge waren nun alle nicht ganz nach Wunsch, als wir von der lustigen Fahrt nach San Gimignano abends in Siena anlangten. Unser Unstern verschlug uns in eine jener großen internationalen Gasthofkasernen, die in der ganzen Welt dieselben, daher langweilig sind. Vor einem italienischen Albergo haben sie nur die größere Bequemlichkeit und Sauberkeit jenes Ortes voraus, den die Baumeister lieber rückwärts hinaus als in der Fassade anzubringen pflegen. Das Essen, die Gäste, alles ist ohne Landescharakter, für denjenigen also wertlos, der auf der Reise Land und Leute möchte kennen lernen.

Eine abscheuliche Tramontana pfiff durch die immerfort bergauf und bergab gehenden Gassen Sienas und in der Nacht brachte dieser böse Wind sogar Regen, mir dazu als spezielles Gastgeschenk einen Schnupfen, der mein Gemüt gegen alle gemalten Märtyrerleiden der alttoscanischen Schule merklich verhärtete. Wer den Schnupfen hat, ist sich selbst der Nächste, und auch das eigentlich nicht freiwillig, da er am liebsten auf einige Zeit den Leib in einen Backofen stecken und unterdessen als unafficierbarer Geist spazieren gehen möchte.

So also stunden für uns die Dinge in Siena, und es kam die Besorgnis hinzu, schlechtes Wetter möchte uns unsere weiteren Pläne — Ausflüge nach allerlei etruskischen Bergstädtchen — durchkreuzen. Indessen hatte jeder von uns in seinem Toiletten-Necessaire ein Schächtelchen philosophischen Resignationspulvers mitgenommen, wobei es zwischen uns Sitte war, daß immer der eine aus der Dose des andern schnupfte. Auf diese Weise kamen wir noch leidlich zurecht mit den genannten Widersachern und erlangten nach und nach sowohl den richtigen Ueberblick über die Stadt, wie auch den Genuß ihrer herrlichen Bauwerke.

Schon am Abend der Ankunft, als das Wetter, den bösen Wind abgerechnet, noch recht schön war, spazierten wir wacker herum, bergauf, bergab, und eigentümlich war es, wie das

Bewußtsein von dem Vorhandensein des herrlichen Doms, dem wir eigentlich erst für den folgenden Tag unsern Besuch zugedacht hatten, uns ohne gegenseitige Verabredung mit magischer Gewalt in jene Gegend der Stadt zu gehen nötigte, wo wir dieses höchste Wunderwerk sienischer Baukunst wußten.

Endlich erreichten wir es und lange saßen wir auf einer dem Dom gegenüber befindlichen Steinbank in fast wortloser Bewunderung der jenseits des Platzes in marmorner Pracht sich erhebenden Fassade. Gold und weißer Marmor, — alles so blendend hell, als wäre es gestern aus der Hand des Baumeisters und seiner Gesellen hervorgegangen. Es ist auch nicht alles in dieser Fassade uralt. Die großen Mosaikbilder auf Goldgrund, die ganz oben die drei korrespondirenden Dreieckflächen der Fassade einnehmen, sind erst im Jahre 1877 nach Entwürfen von sienischen Künstlern in der berühmten Glasfabrik Murano in Venedig ausgeführt worden. Früher standen in diesen Spitzenflächen drei Statuen aus Erz, die noch jetzt auf dem schönen Stahlstich zu sehen sind, welchen das Reisehandbuch von Gsell-Fels hat. Wenn ich erwähne, daß dieses Reisehandbuch sechzehn Seiten verbraucht zur Schilderung der Herrlichkeiten des Doms, so wird man an dieser Stelle auch nicht den leisesten Versuch einer Beschreibung erwarten. Nur möge folgende Notiz dem Leser einen Begriff von der Prachtliebe des toscanischen Volkes geben, daß nämlich an den Dom die Taufkirche San Giovanni unmittelbar anstößt und ebenfalls eine eigene Fassade hat und zwar eine in den Verhältnissen vielleicht noch schönere als der Dom selbst. Allerdings ist die um viele Stufen tiefer befindliche Taufkirche im Grunde nichts anderes als die zu einer selbständigen Kirche ausgeführte notwendige Gewölbesubstruktion des Doms. Aber wo sonst macht man Fundamente zu neuen herrlichen Kunstmonumenten? Und noch Eines! Auf der rechten Seite vom Dom erheben sich Riesenruinen eines andern Doms in die Luft, indem

im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts der Gedanke aufgetaucht war eine in noch viel gigantischeren Verhältnissen angelegte Kathedrale zu bauen, für welche der jetzige Dom nur das Querschiff hätte abgeben sollen. Die Pest 1348 und später die Erklärung der Baumeister, das Werk würde hundert Jahre zur Ausführung verlangen, lähmten endlich den Eifer, und nur jener imponirende Rest, den man weit über die Häuser der Stadt emporragen sieht, ist in großer Herrlichkeit stehen geblieben, eine stolze, dem schönen Dom ebenbürtige Ruine. Im Innern des Domes wagt man kaum den Fuß zu setzen, denn man wandelt auf lauter Mosaikbildern nach Entwürfen der größten Meister. Und wohin man blickt, zur schwindelhohen, von Gold starrenden Kuppel empor, oder an den Säulenreihen hin, überall schwelgt das Auge in einem Ueberfluß von originellen und schönen Gedanken aller bildenden Künste.

Wenn nun in Siena der Dom zwar das größte Wunder der Baukunst ist, so ist er doch bei weitem nicht das einzige Bauwerk, das durch Schönheit oder durch Kühnheit imponirt. Die Stadt ist voll alter Paläste, von denen die meisten nach dem Vorbild altflorentinischer Prachtbauten in eifersüchtiger Nachahmung letzterer entstanden sind. Dies gilt vor allen Dingen von dem Palazzo Communale unten an dem merkwürdigen amphitheatralischen Marktplatze der Stadt; es gilt aber auch von den Palästen der Piccolomini, der Saracini, der Tolomei und anderer großer Familien Sienas. Einer dieser Paläste umschließt eine sehenswerte Gemäldegalerie, in die wir uns gern vor einem Hagelschauer flüchteten; es ist der Palast der Saracini, einer Familie, welche der katholischen Christenheit den Papst Julius III. gegeben hat. Jetzt ist niemand mehr da in direkter Nachfolge als eine verwitwete Dame ohne Kinder; ihr Erbe wird Fürst Chigi in Rom sein.

Siena besitzt auch eine öffentliche Gemäldesammlung, deren

Bilder durchweg religiöse Stoffe behandeln, da sie aus Kirchen und Klöstern stammen. In einem einzigen Saale zählten wir 29 Madonnen und haben überhaupt an jenem 6. Mai über 100 Madonnenbilder gesehen, was eine ganz passende Beschäftigung ist für den Mai, der hier zu Lande als der Marienmonat in den Kirchen besonders feierliche Gottesdienste veranlaßt. Man könnte nun denken, eine solche Galerie von bloß religiösen Gemälden dürfte dem Besucher leicht langweilig werden. Sie wird es ihm, wenn er oberflächlich zu Werk geht. Sieht er sich aber die Bilder etwas genauer an, so tritt warmes Interesse an die Stelle der Gleichgültigkeit. Und zwar gilt dies nicht nur für Beschauer, welche mit dem Besuch einer Galerie einen Kursus Geschichte der Malerei verbinden wollen und die natürlich gerade in einer solchen Gemäldesammlung, welche von magern und mürrischen byzantinischen Heiligenbildern bis zu den besten Werken eines Sodoma und Beccafumi aufsteigt, für solche Studien vielfache Veranlassung finden; es gilt auch für den mehr naiven Beschauer, den der Gegenstand der Bilder unmittelbar interessirt. Denn der biblische Mythus ist unerschöpflich und hat den alten Malern auch weltliche Motive in Hülle und Fülle zugewendet. Sodann erfordert dieser Mythus oft die größte Phantasie des Malers, so wenn z. B. Sodoma uns Christi Höllenfahrt malt und sich vor unsern Augen alle die Schlünde der Tiefe auftun, aus denen menschliche Wesen sich emporarbeiten, um den Heiland zu sehen, der zu ihnen kommt, während der mit Christus hinabgestiegene linke Schächer auf der Stiege zur Hölle neugierig stehen geblieben ist und sich den Vorgang mit der Miene eines nicht direkt Beteiligten ansieht. Es wäre ja gewiß nicht zu billigen, wenn unsere modernen Maler wieder auf solche biblische Stoffe zurückgreifen wollten; aber eben so sehr muß man sich freuen, daß in einem frühern Zeitalter die Religion dem Künstler so große Aufgaben für seine Phantasie zu bieten hatte.

Umherschlendernd haben wir auch dem in einen merkwürdigen Kapellenbau umgewandelten Hause, in welchem einst die heilige Caterina von Siena lebte, einen Besuch abgestattet. Gleich einer Jeanne d' Arc war sie ein gottbegeistertes Mädchen, dessen Leben nicht etwa der Legende, sondern der Geschichte angehört, obschon natürlich ein Kranz von Sagen sich um die rührende Gestalt der jung verstorbenen ascetischen Jungfrau schlingt. Ihr Haus steht in einer engen Gasse, wo die spätere Heilige als Tochter eines Färbers 1347 geboren wurde. Da sie noch fast ein Kind war, verlobte sie sich dem Heiland, der ihr sein eigenes Herz in ihren Busen setzte und dafür das ihrige annahm, eine anatomische Manipulation, deren Darstellung auf einem der Gemälde in der dem Andenken Caterinas geweihten Kapelle den großen Chirurgen Professor Billroth schwerlich befriedigen würde. Ihrer Vaterstadt hat die Heilige viel Gutes erwiesen, besonders in den Tagen der Pest; sie hat sich auch notgedrungen in weltliche Händel gemischt und durch ihre Autorität zwischen Florenz und dem Papste Frieden gestiftet. Ihre berühmteste Tat ist die Zurückführung der Päpste aus dem Exil in Avignon nach Rom. Noch hat man von ihr 364 italienische Briefe und 6 lateinische religiöse Abhandlungen. Der Besuch in ihrem Hause ist ähnlich wie der Besuch in irgend einem Schiller- oder Mozart-Hause. Man sieht nur wenige charakteristische Reliquien. Die bedeutendste schien mir der Stein, der ihr als Kopfkissen diente. Die fromme Jungfrau schlief nämlich auf nacktem Boden, trug seit ihrem fünfzehnten Jahre ein Bußkleid und legte sich um die Zeit, da weltliche Mädchen sich mit dem Schmuck zu ihrem ersten Balle beschäftigen, einen eisernen stachelbesetzten Bußgürtel um den zarten Leib. Das alles ist ja von unserm Standpunkte aus große Torheit, die man menschlich bedauern kann. Aber im Zusammenhang mit jenem Zeitalter und eigentlich noch heute in konsequenter Erfassung der ascetischen Doktrin des Christentums ist es das Höchste, was ein wahrhaft

gläubiger Christ tun könnte. Für groß und zugleich einfach angelegte Naturen gibt es in dieser Sache keine schwächlichen Kompromisse. Weder die Vermittlungs- noch die Reformtheologie waren zur Zeit der heiligen Caterina von Siena erfunden.

Von der Heiligen zu den Gräbern ist der Schritt nicht groß. Ich berichte daher, daß Siena einen durch Katakomben interessanten Friedhof hat. Statt in ein immer weiter sich ausdehnendes Feld die Leichen neben einander zu legen, hat man in die Tiefe gegraben, Gewölbe ausgemauert und so weite unterirdische Räume gewonnen, in deren Wänden man übereinander die Särge gleichsam in einzelne Schubfächer legt. Die Monumente dieses Campo santo sind jedoch weder besonders schön noch kostbar. Der Seltsamkeit wegen habe ich mir angemerkt, daß in diesen Katakomben an einer Stelle ein Herr Fantastici begraben liegt und gar nicht weit von ihm ein unlängst verstorbener Apotheker des Namens Modesto Bizarri.

Viel besser als der erste gefiel uns der zweite Tag in Siena. Man muß sich an gewisse Eigentümlichkeiten der Stadt erst gewöhnen, ihre topographische Gestaltung begreifen und ungefähr merken, von wo aus man Aussicht in die wirklich sehr schöne Gegend (bis zu den Hügeln des berühmten Chiantiweins) gewinnt, um sich in Siena recht wohl zu fühlen. Zuerst ist man etwas verstimmt, sich immer zwischen endlosen, übermäßig hohen Häuserreihen zu befinden, in wahren architektonisch zwar schönen, aber melancholisch düstern Steinschluchten; später aber bemerkt man, daß die Stadt auf eine Menge Hügel hinaus gleichsam ihre Vorposten von Vorstädten mit Kirchen und Toren und Türmen gestellt hat und daß man von dort aus freie Blicke in die Landschaft erhascht, so z. B. in der Gegend der Kirche San Domenico, zu deren Füßen das von Gerbern bewohnte Tal Fonte-Branda liegt, das in Bern der „Gerberngraben" heißen würde.

Diese Kirche selbst enthält recht sehenswerte Dinge, wie z. B.

in einer Seitenkapelle die wundervollen Fresken aus dem Leben der h. Caterina (von Sodoma gemalt). Hier wird auch „das wahre Porträt der h. Caterina“ gezeigt, was ich mir noch lieber will gefallen lassen, als daß hinter einer Goldwand des Altars der einbalsamirte Kopf der Heiligen in einem silbernen Gefäße aufbewahrt wird, was schon mehr an die Sitten der Aschanti-krieger von Dahomey erinnert. Ueberhaupt wird in Siena das römische Kirchentum eifriger praktizirt, als ich es in einer Stadt für möglich gehalten hätte. Daß unwissende italienische Bauern zu jeder götzendienerischen Reliquienandacht sich hergeben, nimmt mich nicht Wunder. Aber in Siena knieten um das Altargeländer herum dicht bei der berühmten Kanzel des Niccolo Pisano auch viele Damen von Siena, welche dem Priester die Tragkissen ihrer kleinen bambini oder Windeln und anderes Kleinkinderzeug über-gaben, das dieser glattrasirte Bonze mit lächelndem Eunuchen-gesicht in Empfang nahm, es dreimal vor dem Allerheiligsten hin und her schwenkte, um es alsdann den devoten Eigentümerinnen zurückzugeben. Auch hielt er ihnen irgend einen vergoldeten Unsinn zum Küssen hin und alle der Reihe nach drückten ihre Lippen auf den Fetisch, eine einzige junge Dame ausgenommen, die dort mit ihren zwei Kindern kniete und betete, aber den Kuß auf dieses von so vielen Lippen vorher beleckte Heiligtum mit entschiedener Kopfabwendung verweigerte.

In einer Chorkapelle der eben genannten Kirche von San Domenico befinden sich in ziemlich großer Zahl die Grabmonu-mente deutscher Studenten. Siena hat noch jetzt eine von un-gefähr hundert Studirenden der Medizin und der Rechte besuchte Universität; in früheren Jahrhunderten war ihr Ruf groß und es studirten hier, wie es scheint besonders im 16. und 17. Jahr-hundert, deutsche Studenten meist aus angeseheneren Familien. Viele mußten hier ihr junges Leben lassen. Ich notirte mir einen im Alter von achtzehn Jahren gestorbenen Schenk von Staufen-

berg (1627), einen Christoph Kreß von Kressenstein, einen Leonhard Barth aus München und andere. Welschland mit seinen schönen Weibern und seinen feurigen Weinen war deutschen Männern allezeit gefährlich. Schweizer scheinen es schon besser zu ertragen. Wenigstens befinden sich die mehreren deutschen Schweizer, die wir in Siena antrafen, unter ihnen mehrere liebenswürdige junge Berner, allem Anscheine nach ganz vortrefflich, obschon sie dem Chianti ihrer Aussage nach wacker zusprechen. Es ist sehr vernünftig von solchen, die ein gutes Italienisch lernen wollen, gerade nach Siena zu gehen, da die Stadt den Ruf hat, das reinste, schönste Toscanisch zu sprechen. Und da sich diese jungen Schweizer, wenigstens die Berner, die wir hier fanden, zu den Italienern halten, lernen sie im täglichen Verkehr vielleicht noch mehr als in den drei wöchentlichen Stunden beim professore. Mit einem dieser Herren speisten wir in einer auch von den jungen Aerzten und Assistenten des Spitals besuchten trattoria, wo wir uns nicht nur vortrefflich unterhielten, sondern auch allerlei Interessantes über die Stadt und ihre Umgebung erfuhren. Beiläufig sei bemerkt, daß der betreffende Berner mehrere große, vollständig möblirte Zimmer in einem Palazzo bewohnt und hiefür monatlich bloß zwanzig Franken auszulegen hat. Essen und Trinken soll besonders auf dem Lande sehr billig sein. Die toscanischen Bauern seien reich, da ihnen ein uraltes toscanisches Ackergesetz zu gut komme, wonach der Herr des Grundstücks und der Pächter (die Bauern sind immer nur Pächter) sich zu gleichen Hälften in den Jahresertrag der Felder teilen, während die Anschaffung der Maschinen zur Bearbeitung der Aecker ganz Sache des Herrn ist. Wie schlimm es dagegen die lombardischen Bauern haben, ist bekannt.

Wir machten nach Tisch mit unserm freundlichen Landsmann eine kleine Fahrt in die Landschaft hinaus, die ihm durch tägliche Ausflüge zu Fuß oder zu Pferd gut bekannt ist. In

großer Ferne, nach den Chiantiweinbergen zu, zeigte er uns ein Schloß, wo über 34,000 Flaschen abgezogenen Chiantis liegen. Wir kamen auch an einer vielleicht antiken oder doch früh mittelalterlichen Säule vorüber, deren Inschrift zu lesen wir uns jedoch nicht Zeit nahmen. Dagegen sahen wir im Dom, der auf den Fundamenten eines ehemaligen Minervatempels steht, antike Reliefe. Das schönste antike Werk jedoch, das Siena besitzt, befindet sich in der sogenannten Opera del Duomo (Bauwerkstätte des Doms). Es ist eine Gruppe der drei Grazien, von einem der Päpste aus dem Hause Piccolomini in Rom entdeckt und seiner Vaterstadt geschenkt, ein edles Werk wahrscheinlich griechischer Skulptur. In demselben Raum befindet sich ein antikes Relief, das eine Gruppe Centauren und Giganten mit ihren schönen Weibern darstellt, ein erfreuliches Bildwerk, ob es auch die Einfassung eines Totenhauses, eines Sarkophages bildet. „Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen", singt der Christ. Mitten in dem Tod noch will der Heide sich vom Leben umfangen wissen!

8.

Die Porsenastadt.

Da selbst in schweizerischen Landsekundarschulen die kleinen Mädchen die sieben Könige Roms gewöhnlich besser an den Fingern herzuzählen wissen als die Namen unserer Bundesräte, darf ich auf volles Verständnis aller Leser hoffen, wenn ich nun berichte, daß wir von Siena in die Königsstadt der alten Etrusker reisten, in das auf felsigem Hügel über seinem kleinen See gelegene antike Clusium jenes Porsena, der die vertriebenen Tarquinier in Rom wieder einzusetzen unternahm, den ein Mucius Scaevola ermorden und bei dem eine Clölia als Geisel es nicht aushalten wollte.

Heute heißt Clusium Chiusi, und von Siena führt eine Bahn hin, auf der die Züge mit jener liebenswürdigen Langsamkeit

fahren, die dem Reisenden Zeit genug läßt, die schöne Landschaft zu bewundern und auf den Stationen Volksstudien zu machen. Was die landschaftliche Schönheit betrifft, so liegt ihr Reiz besonders in malerisch sich vom Horizont abzeichnenden Bergstädtchen wie Arbia, Rapolano, Sina Lunga, Monte Pulciano und andern. An die meisten knüpfen sich historische Erinnerungen. Bei Arbia wurden einst die Florentiner von den Sienesen so furchtbar aufs Haupt geschlagen, daß, wie Dante schreibt, das Flüßchen Arbia von rotem Blute schäumte. Zehntausend Florentiner fielen an jenem 3. September des Jahres 1260, elftausend Gefangene wurden nach Siena gebracht. Man muß diese Zahlen im Verhältnis von derartigen bloßen Städtekriegen in Erwägung ziehen, um zu ermessen, was diese Schlacht an der Arbia zu bedeuten hatte. Vierhundert tapfere deutsche Reiter unter Graf Jordan scheinen besonders viel zu diesem Siege der Sienesen beigetragen zu haben. Sie aßen gut und tranken stark vor der Schlacht, tanzten und sangen frohe Lieder, bevor sie sich an den Feind machten. Und siehe da! dieses Rezept, das andern Heeren schon schlecht genug bekam, war diesmal ein gutes und verhalf zum Siege gegen eine doppelt starke Uebermacht.

Bei dem schönen Sina Lunga wurde 1867 Garibaldi von der italienischen Regierung gefangen, als er sich mit wenigen Begleitern der noch päpstlichen Grenze genähert hatte. Mir ist immer, als hätte man damals in den Zeitungen bezeichnender Weise dieses Städtchen Asina Lunga genannt.

Abends nach sieben Uhr hielt unser Zug in Chiusi und alsobald stellte sich ein Wagenlenker ein, der uns nach dem Gasthof des Felsenstädtchens hinaufzuführen begierig war. Wir saßen ein, da die Straße von frischem Regen kotig war und ein neues Gewitter am Himmel stund. Nach zwanzig Minuten, die für den braven Etrusker Gaul gewiß nicht zu seinen angenehmsten Erinnerungen gehören, denn sein Herr ließ ihn die steilsten

Steigungen im Galopp nehmen, hielten wir vor dem „Leon d'Oro", woselbst uns eine Signorina von so ausgezeichneter Schönheit empfing, daß sie wohl geeignet wäre, die Rolle der Turandot zu spielen, wo jene Prinzessin plötzlich den Schleier wegreißt und dem erstarrten Prinzen Kalaf zuruft: Sieh her! und bleibe deiner Sinne Meister! — Vermutlich ist sie auch eine Turandot, die es zwar nicht so weit treibt, den Freiern die Köpfe abzuschneiden, aber wohl schon manchem Livorneser Handlungsreisenden das Hirn unter der glatten Frisur verdreht hat. Das muß man zugeben, wenn einem auch noch so sehr der mögliche Stammbaum König Porsenas im Kopfe steckt: eine schöne Frau hat immer noch einen viel ältern Stammbaum, die echte Evas-Tochter! Und die Antike, die der Gelehrte sich mühsam zusammenkonstruirt und der Künstler andachtsvoll kopirt, trägt sie in ihrer frischen Jugendlichkeit wesentlich unmittelbarer vor als alle alten Sarkophage der ganzen Welt.

Zu Abend speisten wir an demselben Tisch mit einem schwedischen Philologen, der hier schon seit drei Monaten sitzt, um die alten etruskischen Inschriften zu kopiren. Der an Jahren vielleicht noch junge Mann, der in Wirklichkeit aber niemals jung gewesen, sondern als Großonkel schon zur Welt gekommen ist, erschien uns als der echte Repräsentant trockener Gymnasial- und Hochschulgelehrsamkeit. Er trug in seinem kantigen und schmalen Schädel sichtlich viel zu viele Schätze des Wissens, so daß wir lebhaft wünschten, es möchten ihm doch so riesengroße Hörner gewachsen sein, wie sie die schönen weißen Ochsen der Maremma haben, die oft in Siena eine ganze Straße mit ihrem Kopfschmuck eigentlich verbarrikadirten. Wie wohl müßte es dem guten Manne werden, wenn er einiges Oel seiner Wissenschaft in solche Hörner könnte abfließen lassen! Vielleicht könnte er alsdann über den Rest seiner Weisheit freier und glücklicher verfügen, als dies gegenwärtig der Fall ist. Denn als wir nun mit ihm ins

Gespräch kamen über die alten Etrusker, deren achthundert Inschriften in Clusium er kopirt, da zeigte es sich, daß er von diesem Volke kaum so viel wußte als wir. Zwar wollte er sich ein wenig den Anschein geben, mehr zu wissen und unterrichtete uns folgendermaßen über die Herkunft dieses Volkes: „Nämlich .... dieses Volk, ... es ist möglich .... man weiß ganz gewiß, daß es so viel als absolut ungewiß ist, es möchte ein Urvolk sein. Zwar ist es gänzlich unbekannt, wenn die Etrusker kein Urvolk sein sollten, woher sie gekommen sein möchten; aber es ist auch positiv unbekannt, wann sie gekommen sind, wenn sie überhaupt je gekommen sind." Das Interessanteste an der Unterredung war mir, daß mein Schwager, der erst vor wenigen Wochen sich ein klein wenig in diesen etruskischen Traditionen umgesehen hatte und durchaus keine gelehrten Studien gemacht hat, diesem stockgelehrten philologischen Altertümler mit wenigen klaren Worten all dieses unklare Gerede über den Haufen werfen konnte. Die modernen Gegner einer starren Philologie auf unsern Gymnasien hätten sich zur Begründung vernünftiger Reformpläne keine bessere Illustration wünschen können, als in der Locanda zu Chiusi diese beiden Herren, den modern gebildeten Kaufmann und den Fachgelehrten, der von jenem auf dessen eigenstem Spezialterrain mit einigen wenigen Schlußfolgerungen in ein Mausloch gejagt wurde. Alles das natürlich con amore und mit vielem gutem Monte Pulciano-Wein!

Am Morgen weckten uns zwei für unser Albergo symbolische Tiere, der Pfau unserer schönen Juno, die mit ihrem menschlichen Namen Adele Galeotti heißt, und der Esel des gelehrten Abschreibers altetruskischer Inschriften. Zu diesen weckenden Gewalten kam als dritte der funkelndste Sonnenschein über der göttlichen Landschaft, deren vollen Ueberblick man aus den Fenstern des freistehenden Gasthofes genießt.

Gleich nach dem Frühstück ging es an den Gräberbesuch.

Diese altetruskischen Grabkammern liegen am ganzen Bergrücken, auf dem die heutige Stadt steht und auf mehreren gegenüberliegenden Hügeln weit zerstreut umher. Man kann sie zu Fuß besuchen, wenn man einige Ermüdung nicht scheut. Was uns betrifft, so ließen wir uns zu einem teuren Einspänner überreden, legten aber doch die meisten Wegstrecken zu Fuß zurück, denn die Straße auf und ab, auf allerschlimmsten Holzwegen, war fast immer derart, daß man besorgen mußte, das Wägelchen würde in Stücke gehen. In der Tat drehte sich nach Beendigung der Fahrt der Kutscher lächelnd zu uns herum und forderte uns auf, ihm und uns selbst zu gratuliren, daß wir Wagen, Pferd und Knochen ganz heim brächten. Unter solchen Umständen war die Fahrt vielleicht nicht zu teuer bezahlt; aber man kann sich dieselbe, wie gesagt, ersparen.

Von den vier Hauptgräbern hat jedes seine besondere Eigentümlichkeit. Beim ersten, Delle Colle genannt, fällt zunächst die in steinernen Zapfen laufende Flügeltür (aus Travertiner-Marmor) als etwas Imponirendes auf, das an altegyptische Grabkammern erinnert. Das Grab ist schön gewölbt. Die Wände sind hier mit noch wohlerhaltenen Malereien bedeckt, welche hauptsächlich Kampfspiele darstellen. Im zweiten Grabe, unweit der Eisenbahn, sind dagegen Skulpturen die Hauptsache. Auf Sarkophagen für Erwachsene und Kinder sieht man schöne Reliefgestalten, die eigentlich von altrömischen sich nicht wesentlich unterscheiden. So war da mehrmals das Medusenhaupt mit allen Attributen und der auf dem Panther reitende Jüngling, wie man ihn von Pompeji her kennt. Auf den Sarkophagdeckeln befinden sich in ruhender Stellung Portraitstatuen der Bestatteten. Ein drittes Grab heißt nach einem daselbst gemalten Aeffchen das Affengrab (tomba della scimia). Dieses besonders erinnert an egyptische Gruftgewölbe, da hier, wie es scheint, nicht die Asche der Leichen,

sondern die unverbrannten Leichen selbst beigesetzt wurden. Das sogenannte Porsenagrab endlich ist ein gewaltiger Tumulus mit vielen labyrinthischen Gängen. Ich sehe nicht ein, warum es nicht das echte Porsenagrab sein sollte, was Gsell-Fels in Zweifel zieht. Mehrere Merkmale, welche Plinius in seiner Beschreibung des Porsenagrabes angibt, sind noch vorhanden, andere freilich fehlen; aber diese letztern sind solche, deren Nichtvorhandensein sich leicht erklärt, wenn man denkt, daß vielleicht schon die Römer und jedenfalls die mittelalterlichen Bewohner der Gegend hier nach Willkür geschaltet und gewaltet haben. Ich kann mich an dieser Stelle über diese Angelegenheit in keine Abhandlung einlassen, glaube aber, daß wohl anzunehmen sei, der König von Clusium sei in Clusium selbst beigesetzt worden. Und wenn nun hinzukommt, daß in diesem großartigen Grabtumulus, den Gsell-Fels selbst „eine wahre Totenburg" nennt, ein Gerippe gefunden wurde, das eine reiche goldene Halskette und sonstige Geschmeide trug, so würde jedenfalls der Entdecker der Gräber des Priamus hier mit Emphase von dem Grabe des Porsena gesprochen haben.

Der ganze Ausflug zu diesen Gräbern nahm unsere Zeit bis gegen zwei Uhr nachmittags in Anspruch, war aber auch wonnevoll durch den fortwährenden Genuß schöner Ausblicke in die prächtige Landschaft. Man sieht Cortona, sieht die Mulde, in welcher Hannibals trasimenischer See liegt; die Seen von Clusium und von Monte Pulciano liegen uns zu Füßen und das Auge schweift mehr als fünfzig Stunden weit in die Runde bis zu den seit der letzten Nacht tief mit frischem Schnee bedeckten Apenninen. Uns selbst aber umflutete warmer Sonnenschein, und in den Eichenwäldern, durch die wir gingen oder fuhren, roch es nach stark duftenden Kräutern, oft beinahe wie in einer Apotheke. Da wucherte neben Ginstergesträuch Pimpinella und die aufdringliche Canutula. Auf den Feldern stund der Klee nicht rosenrot wie bei uns, sondern tief purpurrot mit länglichen Dolden. Da und

dort weideten am Waldsaum oder an den Hügeln Schafe, von Hirtinnen bewacht. Auch borstiges Schwarzvieh trieb sich im Eichwald herum und die ungeheuren Leiber schöner weißer Rinder leuchteten zwischen dem Gebüsch. Mit Bauern verkehrten wir öfters in angenehmem Gespräch. Da ist kein unverständlicher Dialekt. Und diese Bevölkerung ist sehr geneigt, auf Spaß einzugehen und fühlt die gute Meinung, die man von ihnen hat, bald heraus. Einer schilderte uns, wie sein Herr, der Eigentümer des an den Bauer vermieteten Grundstückes, Gottes Wunder wie viel gearbeitet zu haben glaube, wenn er nur etwa einmal auf das Grundstück hinaus einen Spaziergang mache. Das Leben dieses Herrn sei „andar venir sentir buono“, eine sprichwörtliche Redensart, die sich auf deutsch nicht wörtlich wiedergeben läßt, aber ungefähr bedeutet: Gehen, Kommen und Gott einen guten Mann sein lassen.

Den Nachmittag widmeten wir der Stadt selbst, einem vom malerischen und antiquarischen Standpunkte aus sehr gelungenen Neste, das man jedoch nicht mit den Augen des Menschenfreundes ansehen darf, wenn man eines Rundganges durch diese steilen Straßen froh werden will. Denn bittere Armut wohnt in diesen Gassen mit den stolzen Namen: Via Porsena (sie betonen hier Pórsena), Via Arunte (nach Aruns Tarquinius), Via Lavinia u. s. w. Ganze Schwärme kleiner bettelnder Kinder umgaben uns und man mußte schon keinen Soldo mehr in der Tasche haben, um ihren so traurigen, stillen Augen zu widerstehen. Die Bevölkerung der Stadt hat offenbar keine größere Erwerbsquelle als die Fremden, welche von dem Ruhme der antiken Stadt angelockt werden. Daneben betreibt jedermann ein bischen das Gewerbe der Schatzgräberei in den alten Gräbern und in der Umgegend, sogar unsere schöne Juno, die ein Schächtelchen antiker Carneole bei sich führt und die Preise so hoch stellt, wie es nur aus einem so reizenden Munde erträglich klingt. Ein armer

Teufel von Chiusi sitzt gegenwärtig im Gefängnis, weil er eine gußeiserne Imitation eines altetruskischen Kopfes als eine echte Bronzebüste um 900 Fr. verkauft hatte; der Wert der Büste, wenn sie echt gewesen wäre, hätte 12,000 Fr. betragen. Aus dieser Angabe mag man entnehmen, daß diesen Leuten Schatzgräberei nicht ohne Grund in ihren Träumen vorschweben mag. Es verbindet sich aber fast immer Unglück und Elend mit denjenigen Menschenkindern, die eine Verbesserung vom Zufall erwarten.

So klein Chiusi ist, so schwer hält es doch, die Eigenart dieses wunderlichen Adlerhorstes mit wenigen Worten zu erschöpfen. Ueberall trifft man auf seltsame Dinge. Die große, steile Hauptstraße z. B. (Via Porsena) ist beim alten Tor mit einer Kette gesperrt, damit kein Fuhrwerk den gefährlichen Weg hinan oder hinab fahre. Antike römische oder etruskische Bogen und Säulen sind fast überall zum Bau der Häuser verwendet worden. Der Dom hat zwei prächtige Säulenreihen, die alle aus antiken Tempeln stammen und alle Ordnungen der griechischen Säule repräsentiren. Ueberall sieht man alte fabelhafte Tiergestalten aus Marmor oder aus Travertinergestein aufgestellt, so besonders auf einem prächtigen, gegen Westen gelegenen Ballspielplatze, von wo aus auch alte Türme der ehemaligen Feste Chiusi sichtbar werden. Auf einem dieser grasbewachsenen Türme beschäftigte sich soeben ein Mann mit der — Heuernte; ein gewiß seltsamer, einzigartiger Wildheuer! Oder sollen wir ihn lieber einen „Kulturheuer" nennen, da er auf einem antiken Bauwerke sein Gras gewinnt? Unterhalb der Türme liegen Terrassen von so amphitheatralischer Rundung, daß man schwören möchte, hier sei unter den Rebenpflanzungen ein antikes Amphitheater verborgen.

In zwei sogenannten Museen hat die Stadt aufgestellt, was man hier und in der Umgegend von etruskischen Altertümern gefunden hat. Viele dieser Antiquitäten sind griechischen und

römischen Ursprungs, so besonders Vasen und Statuen. Da man weiß, daß die Etrusker ein Handel treibendes Seeräubervolk waren, erstaunt man nicht zu sehr, neben ihren unzweifelhaft eigenen Kunstarbeiten auch alte egyptische und griechische Gegenstände zu entdecken. Was ihre eigenen Bilder betrifft, so wird man bald an den indischen, bald an den egyptischen Typus erinnert, und als eben an diesem Nachmittag ein Zigeuner durch Chiusi zog, — ein sehr betrunkener Zigeuner mit einem armen kleinen Bären, der artig salutirte, und mit einem Esel, der außer dem Zelte die ganze Familie des Zigeuners, vier Kinder und ein schmutziges Weib trug, — da fragte ich mich, ob nicht dieser betrunkene, unwissende Zigeuner vielleicht hier an den Gräbern seiner wahren Volksverwandten vorüberziehe. Die Frage ist freilich unbestimmt genug, wenn man bedenkt, daß die Heimat des Zigeuners von den einen nach Egypten, von den andern nach Indien zurückversetzt wird.

Doch schließen wir über solche Fragen die Akten und sagen wir daher „Chiuso Chiusi". Um aber aus uralten Zeiten in dieses moderne Jahrhundert überzulenken, sei hier noch der kuriosen Tatsache Erwähnung getan, daß im „Albergo della corona", wo wir einen nicht leicht zu beschaffenden Wermut tranken, das Bild des großen sozialistischen Theoretikers Karl Marx an der Wand hängt. Wenn das der alte Porsena wüßte, jener freiwillige Verteidiger des legitimen Königtums gegen die junge Republik Rom, er würde sich im Grabe umdrehen ... und dann weiter schlafen, wie es noch alle gemacht haben, die sich im Grabe umgedreht haben.

9.

Ein Sonntagsmorgen auf dem trasimenischen See.

Zweitausendeinhundertunddrei Jahre ist es her, seit der damals sechsundzwanzig Jahre alte Hannibal die Römer am trasimenischen See faßte und ihnen jene furchtbare Niederlage

beibrachte, die das Angstgeschrei „Hannibal ante portas“ zur Folge hatte. Zweitausendeinhundertunddrei Jahre! Und noch immer umspült derselbe See mit leise plätschernden Wellen die Ufer Tuoros, wo der Punier sein Lager aufgeschlagen hatte, und jene Schreckensbucht bei dem heutigen Passignano, wo nach verzweifelter Gegenwehr die letzten Römer, unter ihnen ihr Konsul Flaminius, zusammengehauen wurden von den karthagischen Reitern und einigen keltischen Stämmen, welche dem Afrikaner gewiß gern gegen Rom Heerfolge leisteten.

Diesen historisch berühmten See in den Morgenstunden eines schönen Maisonntags zu besuchen, das war ein großer Reiz, und es fiel die Befriedigung desselben um so leichter, als der See auf unserer Route nach der umbrischen Etruskerstadt Perugia lag. Wir brauchten nur bei Castiglione del Lago, wo wir bereits die Toscana verließen und auf römisches Gebiet übertraten, dem frühen Bahnzug zu entsteigen und konnten dann in einem Nachen uns über den See rudern lassen, immerfort das Schlachtfeld im Angesicht, deutlich jeder Hügel erkennbar, alles, wie es Polybius getreu und gut beschrieben hat.

Zuerst statteten wir dem auf felsigem Vorgebirg in den See vorgeschobenen Städtchen Castiglione noch einen Besuch ab, mit besonderer Aufmerksamkeit dem daselbst befindlichen, von Galeazzo Alessi erbauten ehemaligen Herzogsschlosse der Duchi della Cornia, das jetzt als Palazzo Communale dient. Welch ein Gemeinderathaus für eine kleine Stadt von 800 Einwohnern! Seine hohen Fürstensäle sind alle mit Fresken bemalt; hier stellen diese zum Teil von trefflichen Meistern, wie Zuccheri, gemalten Bilder Szenen aus der Geschichte jenes Herzogsgeschlechtes dar, unter anderm die Seeschlacht von Lepanto, an welcher die della Cornia hervorragenden Anteil genommen zu haben scheinen, zum Teil sind diese stolzen Hallen mit Bildern hoher Lebenslust ausgestattet. Schöne mythologische Weiber liegen in Blumengewinden, mit

kühner Nacktheit prahlend. In einer Vorhalle, die ein die Kunst pflegender Verein zu seinen Sitzungen benützt, sind die Köpfe der in heiterm Genre schaffenden ältern Dichter und Musiker Italiens gemalt, Goldoni, Cimarosa u. s. w. Das Schloß hat auch noch das wohlerhaltene kleine Hoftheater, in welchem noch immer Aufführungen stattfinden. Es wäre dies alles unbegreiflich, wenn die kleine Stadt nicht zugleich den Bezirksvorort für eine von ungefähr 15,000 Menschen bewohnte Gegend vorstellte. Aber auch so muß man über all diesen Luxus erstaunen.

Während wir dies Schloß und eine neuerbaute Kirche besichtigten, war inzwischen die Barke fahrbereit geworden, und nun begann die anderthalb Stunden dauernde Seefahrt, die ich zu meinen schönsten Lebenserinnerungen zähle. Es war neun Uhr morgens; der große, weite See (acht Stunden lang und ungefähr zwei Stunden breit) flimmerte im Sonnenlichte, dessen Wärme durch eine kühle, über die kleinen Wellen hinstreichende Morgenbrise gemildert wurde. Grünlich ist das Wasser, an den Ufern schilfbewachsen. Kein Dampfschiff stört seine imponirende Ruhe. Doch liegen, nicht allzu nahe, an den Bergen und Hügeln umher, die in weitem herrlichem Kranze den See umfassen, Dörfer, verlassene Klöster, einsame Villen. Im See selbst gewahrt man drei Inseln, von denen die größte ein Fischerdorf trägt; auf den andern, hainbewachsenen Eilanden gibt es nur gehegtes Wild, Fasanen und Hasen.

Die Schiffer, die uns führten, sprachen geheimnisvoll von den Schätzen, welche die Tiefe bergen dürfte. Das Andenken der großen Schlacht wird in ewiger Tradition forterhalten und die Phantasie des Volkes fabelt von der im Augenblick größter Drangsal von den Römern versenkten Kriegskasse. Davon mag wenig genug auf dem Grunde der Tiefe liegen. Aber sicherlich ruht da drunten noch mancher römische Panzer und durch seine öden Fugen schwimmt der bärtige Wels oder der Hecht, der

späte Nachkomme jener Fische, die sich einst an den Leibern der Erschlagenen gütlich taten.

Während so die Sonne über dem stillen See brütete und das Schifflein nach dem Takt der kräftigen Ruderer schnell und gleichmäßig vorwärts schoß, bemächtigte sich unser eine traumartig wohlige Stimmung. Gedanken kamen, die man nur halb zu Ende dachte. Eine Vorstellung aber beherrschte alle andern, die des jungen Afrikaners, der die abenteuerlichen Kriegsvölker eines fremden Erdteils mit all dem Troß seltsamer Tiere von den Alpen nieder in diese einsame Region führte, um hier die Nebenbuhlerin seiner Vaterstadt im eigenen Lande anzugreifen. Den Sieg verdankte er namentlich dem Umstande, daß er dem römischen Heere zuvorkam mit Besetzung der Höhen am See. Alles übrige war dann eine ähnliche Aktion wie die der Schweizer gegen Karl von Burgund bei Murten, das Ende für Römer und Burgunder dasselbe.

Fast mit schwerem Herzen trennten wir uns in Passignano von dem herrlichen See, dessen hohe, felsenkegelartige Einfassungsberge auf gewissen Gemälden Peruginos nicht zu verkennen sind. Einige Steinchen lasen wir am Uferrand als Andenken auf, was ich hier bekenne auf die Gefahr hin, vom Leser belächelt zu werden. Und ebenso mag man dazu lächeln, daß es mich freute, zu vernehmen, für wie wenig Geld man hier am trasimenischen See ein Landgütlein erwerben kann. Dreitausend Franken hat einer neulich gezahlt für ein ganzes wohlerhaltenes Kapuzinerklösterchen mit großen Gärten, das auf der Isola Maggiore gegenüber Passignano wunderbar reizend liegt. Es ist sogar (in der Apsis der Kirche) mit Fresken aus Peruginos Schule geschmückt, hat einen Kreuzgang und um das malerische Gebäude erheben sich dunkle Cypressen. Es ist immer gut, zu wissen, daß es solche Asyle gibt. „Der Einsiedler am trasimenischen See“ wäre auch ein Name.

10.
Die holdselige Stadt.

Perugia ist mehr als eine Stadt, ... eine Bezauberung, eine persönliche Existenz, die sich an unsere eigene anschmiegt, eine Geliebte von hoheitsvollen Zügen und doch sanftesten Lächelns. Mit dem ersten Schritt in diese Stadt hat man ein schnell wurzelndes Heimatsgefühl. Und alles, was uns umgibt, — die landschaftliche Schönheit der Gegend, die altehrwürdigen Kirchen, Paläste und Burgen des Mittelalters, Burgen, an deren Fassade unter bronzenen Wappentieren von hoch oben herab eiserne Ketten hängen mit Trophäen erstürmter Nachbarstädte, — dazu die holde Malerkunst der Umbria, endlich die Freundlichkeit und die Grazie der modernen Einwohner, alles das verstärkt den Eindruck des Liebenswerten und des Edeln. Es gibt also hie und da auf Erden Orte, welche die großen Vorstellungen, die man sich von ihnen macht, bevor man sie betritt, übertreffen. So wenigstens ist es mir mit Perugia ergangen.

Am meisten tat es mir der landschaftliche Reiz an. Die Stadt auf ihrem dominirenden Hügel könnte am besten einem großen natürlichen Diorama verglichen werden. Denn ringsum nach allen Himmelsgegenden gewährt sie die herrlichsten Ausblicke in ein amphitheatralisch sanft aufsteigendes, unbeschreiblich schönes Land. Unzählige Täler, Schluchten, Hügel, Höhen, Gebirge, Wälder, Schlösser, Kirchen, Klöster, Villen erfreuen das den Reiz der sanften Wellenlinien trinkende Auge. Und welche entzückenden Farben diese Landschaft erst bei Sonnenuntergang annimmt, wo dann die westlichen Berge so schwarz vom Goldgrund des Himmels sich abheben, während die östlichen, in unendlichen Stufen über einander gelagerten Gebirge den roten Scheidekuß der sinkenden Sonne weit über das Land hin leuchten lassen. Dabei sei besonders hervorgehoben, daß man bei dieser Schilderung, wenn

man sie recht verstehen will, ja nicht an eine unserer schweizerischen Berggipfelaussichten denken darf. Unsere Aussichten sind mehr Uebersichten, während es hier Einsichten sind. Bei uns liegt alles Land meist reliefartig tief unter uns; hier, wo wir zwar selbst auch auf einem hohen Hügel stehen, schwillt jedoch ringsum die Landschaft allmälig in immer weiter sich ausdehnenden Bogen empor auf gleiche Höhe mit uns, und dann, je größer und ferner der Horizont wird, höher und dominirender, als ob das ganze Land eine Arena und in der Mitte derselben eine hohe Warte, die Stadt Perugia, errichtet wäre.

Es war Sonntag nachmittags, da wir die Stadt betraten; warmer Sonnenschein liebkoste die stolzen Paläste, die Villen, die Gärten und flutete mit hellem Licht durch den breiten freien Corso Vanuzzi. Zu Füßen der hohen Paläste wogte die Bevölkerung Perugias und genoß den Abend des Feiertages in gegenseitigem sich Beschauen und sich Zeigen. Wie ein Völklein sonnenfreundlicher Lacerten kamen mir diese zierlichen Leute vor, die mit so sichtlichem Behagen ihrer Existenz sich freuten. Die Damen erschienen zum Teil in den extravagantesten, immer jedoch in geschmackvollen Toiletten, die wenigstens in dem Rahmen dieser Paläste und dieser Landschaft sich gut ausnahmen. Eine gesellschaftliche Absonderung der Stände fand in diesem Hin- und Herwogen nicht statt. Kindermädchen, gemeine Soldaten, hohe Offiziere, aristokratische Damen, feine Herren, Arbeiter in geflicktem Wams — alle schlenderten sie auf den glatten Steinfliesen der schönen Straße dahin, durch die kein Wagen fuhr. Droschken kommen überhaupt in Perugia kaum vor. Denn nur ein kleiner Teil der Stadt, eigentlich nur zwei große Hauptstraßen und zwei Plätze liegen auf der Ebene des Hügels; die übrige Stadt liegt am Hügel hinab und an Nachbarhügeln hinangebaut, und es könnte kein Wagen jene abschüssigen Gassen — sie sind steiler als die von Siena — hinauf- und noch weniger hinabfahren.

Ich bringe es nicht übers Herz, dieses schöne Ganze, das sich Perugia nennt, in seine einzelnen Sehenswürdigkeiten anatomisch zu zerlegen. Der Fremde, der von einer Stadt die rechte Vorstellung mitnehmen will, muß ja allerdings ihre hauptsächlichsten Gebäude und Sammlungen u. s. w. besuchen, obschon auch dies mit Maß, da oft wenige Haupteindrücke, die man beim ruhigen, beschaulichen Schlendrian durch die Straßen empfängt, hiezu genügen. Jedenfalls aber soll man andern nicht dadurch eine Vorstellung von einer Stadt beibringen wollen, daß man Dinge mitteilt, die im Reisehandbuch an der rechten Stelle stehen. Dagegen wüßte ich für das Perugia des Mittelalters, für jenes Perugia, in welchem Raphael als Schüler lebte, schweizerischen Lesern ein Buch zu empfehlen, das ihnen in lebendiger Frische alles geben könnte, wovon hier die Steine der alten Türme und Paläste sprechen; ich meine die von A. v. Salis verfaßte Tragödie „Die Bluthochzeit der Baglioni". Der schweizerische Dichter hat mit glücklicher Hand den interessantesten Moment der alten Geschichte Perugias herausgegriffen und denselben zu einem Werke gestaltet, das ähnlich wie Meyers oben erwähnte schöne Novellen dem Leser ungefähr das gibt, was der Besucher solcher altitalienischen Städte unmittelbar vor jenen Monumenten empfindet. Und nun ist es nur billig, auch eines seit mehr als zehn Jahren verstorbenen schweizerischen Dichters zu gedenken, des hochbegabten und feinsinnigen Franz Krutter in Solothurn, der für altflorentinische Geschichte etwas Aehnliches geleistet hat wie A. v. Salis für Perugia. Ich meine Krutters Tragödie über die Verschwörung der Pazzi in Florenz, ein in vieler Beziehung außerordentlich wertvolles Werk edler Poesie, dessen Aufführung jeder Hofbühne Ehre machen und des Erfolges sicher sein könnte. Aber freilich, die deutschen Hofbühnen und das deutsch-schweizerische Publikum gleichen sich darin auffallend, daß sie von schweizerischen Dramatikern möglichst keine Notiz nehmen.

Von Perugias Bevölkerung sagte ich, daß sie graziös sei; aber es muß beigefügt werden, daß sie auch etwas vom römisch vornehmen Wesen an sich hat. Man ist ja hier im Römischen und unten im Tal fließt der Tiber vorbei. Bei aller römischen Vornehmheit sind jedoch die Bewegungen der Leute höchst lebhafte; man ist immerhin in Mittelitalien, wo niemand zu sprechen vermag, ohne die Worte mit ganz bedeutenden Gestikulationen zu begleiten. Unsere Ruderer gestern auf dem trasimenischen See, wenn sie uns etwas zu sagen und durchaus nicht etwas zu zeigen hatten, ließen doch immer mit fast nervöser Schnelligkeit das Ruder für einen Moment fahren, nur um die zum Worte passende Handbewegung zu machen, was sich sehr komisch ausnahm, indem sie sichtlich einem ihnen selbst momentan lästigen Zwange ihres Naturells unterlagen. Kam doch jedesmal bei solcher Gestikulation die leichte Barke ein wenig aus der Richtung. Aber es ging nun einmal nicht ohne in die Luft geworfene Hände. So auch hier die Herren im Kaffeehause. Wenn einer die einfachste Behauptung aufstellt oder nur irgend eine abschließende Antwort gibt, z. B. daß der Schnellzug nach Assisi um ein Uhr nachmittags abgehe, so ruft er dazu: „Ecco!“ und schleudert die Hand horizontal von sich weg, als ob er gleich einem Gotte eine junge Schöpfung ins Weltall hinausschickte. Doch wurden alle diese lebhaften Signori noch weit überboten von einer erst elfjährigen Chansonettensängerin, welche mit ihrem Papa im trasimenischen Café zu Perugia Sonntag abends den 9. Mai ein kleines Konzert improvisirte. Dieses Kind, welches bald die Mandoline spielte, bald Couplets aus „Madame Angot“ u. dgl. sang, hatte nicht bloß eine unbegreifliche Sicherheit des Auftretens, sondern mit einer wahrhaft unheimlichen Lebhaftigkeit ließ es in jeder seiner Produktionen seine ganze Seele und seinen Leib gleichsam elektrisch aufflammen und war ganz Nerv und feurigste Energie. Keinen Augenblick ruhten die Augen, keinen Augenblick

die Hände. Diese Kleine beherrschte nicht nur mit ihrer merkwürdig festen und reinen Stimme den ganzen Saal, sondern auch mit ihren Blicken jede einzelne Physiognomie der Zuhörer, und sie machte beim Einsammeln der ziemlich reichlichen Ernte ihre Sache ebenso praktisch und geschickt, als sie es beim Spiel, beim Gesang und in den Szenen komischer Mimik getan hatte. So verblüffend war diese flackernde Feuernatur der kleinen Lucceserin, — ihr Vater sagte uns, er stamme aus Lucca, — daß man vergessen konnte, wie man durch Beifall eigentlich mitschuldig werde an all dem Schlimmen, was dem armen Kinde aus so frühem Auftreten erwachsen muß. Immermann hat in seinen „Epigonen" einen kleinen weiblichen Spukgeist geschildert, den er „Flämmchen" nennt. Daß solche Geschöpfe nicht ganz nur der Einbildungskraft romantischer Dichter angehören, hat mir die kleine Lucceserin im trasimenischen Café zu Perugia bewiesen.

11.

Der Bräutigam der Armut und seine Stadt.

Zum Grabe des heiligen Franciscus von Assisi darf auch der moderne Mensch, der Ungläubige, der Freidenker wallfahrten. Und wenn der große Sozialstaat der Zukunft dereinst mit einer Million jetzt noch verehrter Autoritäten vielleicht sehr kurzen Prozeß wird gemacht haben, indem er sie in den Abgrund der Vergessenheit wirft, — den Tempel des Franz von Assisi dürften die Lenker jenes Zukunftsstaates getrost stehen lassen. Denn dieser Heilige mehr als irgend ein anderer war in seiner Art ein glühender Prophet des sozialistischen Ideals.

An jenem Tage, da er, der junge, lebenslustige Kaufmannssohn, seinem Vater selbst die Kleider vor die Füße warf, um auch nicht den kleinsten irdischen Besitz mehr sein zu nennen, und da er vor dem Bischof seiner Vaterstadt erklärte, fortan solle die Armut seine Braut sein, an jenem Tage des Jahres 1206 wurde

praktisch vollzogen, was in unserm Jahrhundert zahllose Theoretiker des Sozialismus gelehrt haben, indem sie das Eigentum Diebstahl nannten.

Schön sind die Verse Dantes, die sich auf diese Brautwerbung beziehen. Es heißt von der Armut (Paradies, XI. Gesang, 65):

„Es hatte, seit sie ihres ersten Gatten
Beraubt war, bis auf ihn elfhundert Jahre
Um die Verachtete niemand geworben."

Der „erste Gatte" war Christus gewesen. Jetzt freite um die Unbegehrte der junge Francesco:

„In Gegenwart des Vaters freit' er sie,
Und liebte mehr sie dann von Tag zu Tage."

Zuerst zog er sich in die Einsamkeit zurück, dann ging er nach Gubbio ins Spital der Aussätzigen, deren Wunden er in selbstloser Hingabe an fremde Leiden reinigte. So war fortan sein ganzes ascetisches Leben den Armen und Elenden geweiht. Schon zwei Jahre nach seinem Tode erfolgte seine Heiligsprechung; vierzig Jahre später zählte der von ihm nicht ohne schwere Bedenken gestiftete Orden bereits 8000 Klöster mit 200,000 Mönchen.

Die Erscheinung dieses phantastischen Bräutigams der Armut ist psychologisch wohl zu verstehen. Den arglos naiven Menschen befällt auf einmal mit der vollen Wucht des erregten Gefühls die Einsicht, daß die Welt voll Schmerzen ist. Alles, was heutzutage uns die Philosophen des Pessimismus in dicken und öfters in dünnen Büchern lehren, packt ihn mit erster Hand; aber nicht von der Verstandesseite her wird ihm diese Erkenntnis; sie kommt ihm aus dem Gefühl. Er ist wie Wagners Parsifal „durch Mitleid wissend der reine Tor." Die feinsten Seelennerven sind zerrissen; daher dieser phantastische, gewaltsame Ausbruch.

Die Kirche hat, wie sie glaubt, das erste Recht, diesen Heiligen als ihren Mann zu verehren; denn bei solchem Mitgefühl mit

den Armen wies er doch auf die Religion als auf die einzige Trösterin der leidenden Menschheit hin. Immerhin scheint mir, bei Franz von Assisi liege der Accent weniger in der Glorifikation der Religion, als in der mitleidvollen Trauer über das Elend der Menschen. Somit ist sein ganzes Auftreten im Grunde die furchtbarste Kritik der Welteinrichtung und somit in gewissem Sinne unreligiös.

Es war kein sonniger Tag, als ich, diesmal allein, den Ausflug nach Assisi unternahm. Ueber den umbrischen Bergen lag blauschwarzes Gewölk und gönnte der ohnehin ernsten Gegend nur gedämpftes Licht.

Assisi liegt wenige Stunden von Perugia entfernt; die Bahn fährt an einem wohlerhaltenen Etruskergrab vorüber und setzt einmal über den Tiberstrom, der hier freilich nur erst ein kleiner Fluß ist, etwa wie die Sense im Freiburgischen.

Ich ging von der Station zu Fuß in die mehr als eine halbe Stunde entfernte Bergstadt empor. Ihre Lage wäre unvergleichlich zu nennen, wenn es kein Perugia gäbe. Immerhin dominirt die kleine Stadt mit ihren schönen, imposanten Kirchen die ganze Landschaft.

Wie schön aber die Lage auch sei, — die Armut der Bewohner ist eine so bittere, daß man sich in der herrlichen Gegend bald auf den düstersten Gedanken ertappt. Von den ungefähr 4000 Bewohnern Assisis gehört die Mehrzahl dem geistlichen Stande an. Wohl hat die Regierung die vielen Klöster aufgehoben; aber die Mönche und Nonnen haben seit einigen Jahren durch devote vermittelnde Laien, die billigen Ankauf besorgten, sich in den Rechtsbesitz ihrer ehemaligen Klöster zu setzen gewußt und weilen nun da, ohne jedoch wie früher, wo sie noch gleichsam die Herren des Landes waren, auch nur das Geringste für die bitter arme Bevölkerung zu tun. Nicht doch! Das Geringste tun sie. Jedes Kloster gibt wöchentlich einer gewissen Anzahl

seiner Klienten an einem einzigen bestimmten Tage Mann für Mann ein Stückchen Brot. Und das in Assisi, am Grabe des Bräutigams der Armut! Und dieses geistliche Gesindel wagt noch, mit den Taten des Heiligen zu prunken. In der Tat ist mir die klerikale Mißwirtschaft noch nirgends so grell vor Augen getreten wie hier, und ebenso das Bewußtsein, daß es wirklich Pflicht jedes modern fühlenden Menschen ist, die Regierungen in ihrem Kampfe gegen den römischen Klerus — da dieser Kampf mehr als ein Kulturkampf, ein Humanitätskampf ist — nach Kräften zu unterstützen. Je mehr der römisch-katholischen Kirche in allen Landen Abbruch geschieht, je mehr das Volk mit Verachtung gegen seine Geistlichkeit erfüllt wird, desto eher kann in den katholischen Ländern eine Besserung der Zustände sich anbahnen.

Die Kirche des heiligen Franciscus in Assisi ist ein gewaltiger Doppelbau zweier über einander liegender Gotteshäuser; auf mich hat namentlich das unterirdische mit seinen feierlichen und mystischen Säulen und Gewölben, die jedoch alle mit herrlichen Fresken ausgemalt sind, den Eindruck eines Tempels voll Poesie gemacht. Eine glühende Phantasie hat die berühmten Baumeister und noch berühmtern Maler (Giotto, Cimabue) geleitet, welche diese geheimnisvolle Grabkirche schufen.

Auch die andern schönen Kirchen Assisis besuchte ich. Den einzigen rein freudigen Eindruck machte mir auf dem größten Platze der Stadt der kleine antike Minervatempel, der die ganze Häuserreihe, in welcher er steht, zu adeln scheint. Ihm gegenüber ist in einem Hause eine Gedenktafel an einen fröhlichen Bürger Assisis, an den melodramatischen Dichter Metastasio angebracht. Auch Properz, der römische Lyriker, war aus dieser Stadt gebürtig. Doch diese Namen erblassen hier vor dem des Bräutigams der Armut, dessen Feuerseele der Verehrung wert ist, die ihr von einer unwürdigen Nachkommenschaft gezollt wird. Dieselbe

hat vor dem schönen romanischen Dom von Assisi in neuerer Zeit ein Marmordenkmal des Heiligen aufgestellt und nicht bedacht, daß das schönste Monument für diesen Heiligen eine ausreichende Versorgung und Verpflegung der unglücklichen Bettler wäre, die blind, lahm, krank, traurig, hoffnungslos sich durch die Straßen der Bergstadt hinschleppen und gleich den spindeldürren, bedauernswerten, verhungernden Pferden im Vorübergehen den Gedanken wecken, daß der Tod der wahre Freund des Lebens sei.

12.

Von Perugia über Arezzo nach Florenz.

Das schöne Perugia, wo selbst die Zündhölzchenverkäufer auf ihren Schachteln Verse aus Petrarca und aus Dante feil bieten — endlich mußten wir es doch verlassen, nachdem wir noch seinen interessanten Sammlungen, Kirchen und Palästen unsern Besuch abgestattet hatten. In jener mittelalterlichen Wechslerzunftstube, welche Pietro Perugino mit Fresken ausgemalt hat, konnten wir, ebenso wie in der Gemäldegalerie, Betrachtungen darüber anstellen, daß auch die Raphaele nicht wie aus der Kanone geschossen zur Welt kommen. So ist z. B. in jener Wechslerzunftstube (cambio) eine Transfiguration von Peruginos Hand zu sehen, welche in der Komposition zu dem berühmten letzten Staffeleibilde Raphaels (im Vatikan) sich ungefähr so verhält wie die Sonaten Haydns zu denen Mozarts.

Im etruskischen Museum fielen uns neben vielen andern interessanten Dingen nußgroße Kugeln aus Bronze auf, Schleuderobjekte, bestimmt, dem Feinde ins Angesicht geworfen zu werden. Daran wäre nun nichts so Sonderbares; jede Vetterlikugel ist eben so interessant. Aber auf diesen altetruskischen Kugeln stehen Verbalinjurien eingravirt, welche die Realinjurie des Wurfes besonders eindringlich machen sollen. Könnte man nicht künftig bei unsern Wahlen in der Schweiz sich jeweilen solche etruskische

Kugeln verschreiben, statt daß in unsern armen Zeitungen die Parteien immer jene eben so geistvollen als graziösen gegenseitigen Bekomplimentirungen abladen, ohne die eine Wahlcampagne nun einmal nicht abgeht?

Von vielen andern schönen Dingen in Perugia hätte ich noch zu erzählen, z. B. von der wundervollen Aussicht, die sich demjenigen auftut, der hinter dem Hochaltar der Kirche San Pietro fuori le mure eine nach Perugios Zeichnungen kunstvoll mit eingelegter Arbeit bedeckte Tür, eine wahre Himmelstür, öffnet und auf einen kleinen Altan mit Eisengeländer hinaustritt. Bis Assisi und weiter schweift der freie Blick. Von unten stieg ein lieblicher Duft blühender Sträucher empor; im nahen Garten des Priesterseminars spielten junge, blasse Priesterlein Ball und spürten den Frühlingshauch und jauchzten in wilder Lust, vergessend oder nicht bewußt der ihnen angetanen Beraubung.

Aber da alles ein Ende nimmt, so kam auch für uns der frühe neblige Morgen, da wir von der Stadt hinab durch die Porta Eburnea dem Bahnhofe zueilten, auf kurzen schnellen Seitenpfaden.

Und dann flog der Zug mit uns durch den stillen Morgen, vorüber an zahllosen Städtchen mit Kastellen, durch reiche Olivenfelder und Obstgärten, vorüber auch noch einmal am trasimenischen See. Und gerade wie seiner Zeit bei der Hannibalschlacht ein dichter Nebel den Römern die auf den Höhen ihrer harrenden Karthager verbarg, so lagen auch jetzt diese Höhen im Gewölk. Doch zerriß dasselbe bei dem schönen Cortona, auch einer alten Etruskerstadt, der wir eigentlich einen Besuch zugedacht hatten, den wir nun aufgaben, um diese Reise nicht allzusehr auszudehnen.

In Arezzo dagegen stiegen wir aus. Es ist eine Stadt berühmter Männer, wie man sofort bei einem Rundgang durch die Straßen inne wird. Hier steht an einem Hause die Noten-

schrift eingemeißelt, welche Guido, der Mönch von Arezzo, der in diesem Hause geboren wurde und lange Zeit wohnte, erfunden haben soll. Dort blickt in einem andern Hause aus einer Art runder Fensternische der Kopf des großen Spötters Pietro Aretino, des Heine seines Zeitalters. Ein unverschämter Vers steht darunter und steht dem Bilde zu Gesicht. Dann weist sich ein kleiner Palast auf, in welchem Vasari wohnte, der Zeitgenosse der großen Maler des Cinquecento. der Biograph ihres Lebens und selbst ein großer Baumeister (die Uffizien in Florenz sind von ihm) und tüchtiger Maler, wie die in den Räumen seines Hauses von ihm herrührenden, noch wohlerhaltenen Fresken beweisen.

Noch andere wären zu nennen, Männer der Wissenschaft, Wohltäter der Gegend durch große Entsumpfungsarbeiten u. s. w. Und ebenso ließe sich manches erzählen von dem ganz artigen etruskischen Museum der Stadt, von ihren Kirchen, insbesondere von ihrem feierlichen gotischen Dome und von der wahrhaft wunderbaren uralten, mit eingemauerten heidnisch etruskischen Reliefs prunkenden Fassade der so genial restaurirten Santa Maria della Pieve. Aber es gibt gewisse ruhige, edel schöne Dinge, die man wohl verehrend anschauen mag, über die sich aber denen, die sie nie gesehen haben, so wenig sagen läßt, wie über schöne ehrbare Frauen, welche man bewundert, liebt und — durch Schweigen ehrt.

Eines sei jedoch zur Ehre des heutigen Arezzo hervorgehoben: die Stadt hat rührige Bewohner, die nicht ganz nur in den Tag hineinleben wie die Leute einiger benachbarter Städte. Wir sahen außer einigen Zeichen von Industrie namentlich auch sehr viele Bildungsanstalten, wie z. B. technische Schulen, Zeichnungsschulen, ein Institut für Mineralogie und Astronomie, eine hübsche Bibliothek und ein mit derselben verbundenes Lesezimmer, in welchem alle guten Zeitungen und Zeitschriften Italiens aufliegen. Und mit solchen Anstalten kommt in Italien vielleicht mehr heraus

als irgend sonstwo. Denn der natürliche Verstand der Italiener ist groß; diese Leute stecken voll von Talenten. Allerdings scheint es zuweilen, der gemeine Mann von der Straße, den man etwa zum Führer nimmt, sei ungewöhnlich dumm. Aber das ist ein Irrtum. Er ist nur noch nicht gewohnt zu denken, und im Uebereifer, dem Fremden zu dienen, platzt er mit einer Antwort heraus, bevor er die Frage recht gefaßt hat. Dergleichen ist nur Mangel an geistiger Zucht. Das eigentliche Rohmaterial ist wenigstens in der Toscana ein ausgezeichnetes. Da außerdem das Land reich ist, so wird Europa an Italien gewiß noch Wunder erleben. Es ist ein Land, das Riesenfortschritte macht wie ein Kind in seinen frühesten Lebenstagen.

Von Arezzo führten uns zwei Züge nach Florenz; ein Eilzug, das war der Zug des Herzens, und ein langsamer Zug, das war der auf allen Stationen anhaltende gemischte Zug. Doch konnten wir trotz unserer Sehnsucht nach dem schönen Florenz dem langsamen Bahnzuge nicht gram werden, da er uns die schönen Gegenden dieser prächtigen Strecke fast so ausführlich genießen ließ, als wenn wir in der Equipage durch diese seltsamen Bergtäler des etruskischen Apennin gefahren wären. Welche stillen Wildnisse hier noch liegen mitten in einem Lande hoher und alter Kultur! Zerklüftete Kalksteinschluchten; einsame Eichenwälder, an deren Saum ein verlassenes Hirtenmädchen eine Herde von Schafen und Schweinen hütet. In zerrissenem Kleidchen steht das schöne schwarzäugige Kind da, ohne Schuhe und Strümpfe. Die Farbe der nackten Füße zeigt, daß die Haut an Sonne und Wind gewöhnt ist. Mit großen, stillen Augen starrt das edle Geschöpf der Einöde den Bahnzug an, der die fremden Menschen der Städte mitten durch diesen einsamen Bezirk trägt, wo ein Tag dem andern gleicht, wohin der Lärm der großen Welt nicht

dringt, kaum ein verworrenes Gerücht von den wichtigsten Ereignissen, die sich anderwärts vollziehen, wo die Menschen dicht beisammen wohnen.

Doch auf solche Einöden folgt wohlbebautes Kulturland, wie es in der reich gesegneten Toscana so häufig sich findet. Großartige Bauten — auch die Eisenbahn selbst mit ihren vielen Tunnels und Viadukten gehört dazu — zeugen von menschlichem Fleiß und menschlicher Kühnheit — so die gewaltigen Eindämmungsarbeiten gegen die bösen Ueberschwemmungen des Flusses Chiaja, in den zwanziger Jahren von dem ausgezeichneten Minister Fossombroni ausgeführt. Diesem Fossombroni, der aus Arezzo gebürtig war, haben seine Mitbürger ein Denkmal errichtet, bei dem mich besonders das Verhältnis des Mannes zu dem Löwen, dem toscanischen Wappentier, erfreulich anmutete. Denn während z. B. auf einem andern Denkmal in Arezzo, auf dem Kaiser Ferdinands III. von Oesterreich, der toscanische Löwe als ein auf dem Bauche schleichendes, mühsam gebändigtes, zu widerwilligem Gehorsam genötigtes Tier erscheint, sieht hier auf dem Fossombroni-Denkmal der Löwe Toscanas an dem Wohltäter Toscanas mit dem traulichen Ausdrucke eines guten, treuen, stolzen Hundes empor und Fossombroni hat die eine Hand in die Mähne des Löwen gesenkt, als ob er dem Tiere hinter den Ohren krauen wollte. Das Kaiserdenkmal ist ein kaltes, freches Monarchenmonument, das Fossombronis die Denksäule eines Wohltäters seines Landes.

Auch wo der Arno die Berge durchbricht, sind überall schöne Brücken und andere Wasserbauten zu sehen, dazu alte Kastelle, Schlösser, Städte in reizend malerischer Lage, Pinienhaine, Cypressenwälder — kurz, das Auge wird immer von neuen anziehenden Gegenständen gefesselt. Dann allmälig kommen die Höhen von Florenz; Fiesole wird sichtbar; die ungeheure Kuppel des in Riesenverhältnissen angelegten Doms Brunelleschis taucht

auf. Und jetzt fahren wir durch die Gärten der Vorstadt, und bis in den Waggon dringt, vom lauen West getragen, der Duft unzähliger Rosen, die so üppig über die grauen Mauern alter Portale hinranken. Denn im Mai ist Florenz wirklich die Blumenstadt ohnegleichen. Ueberall in den Straßen duftet es von den herrlichen Auslagen der Blumenverkäufer. Auf den breiten Steinsitzen, die um den alten Palast Strozzi laufen, haben eine Menge Händler die duftendsten Rosen, Azaleen, Orangenblüten, Magnolien u. s. w. ausgebreitet. Die ganze Straße ist durchschwebt vom süßen Arom. Und alle Damen tragen Sträuße in den Händen und am Busen, die Herren doch wenigstens eine Theerose im Knopfloch. Kommt man nun vollends so „vom Lande" herein, wie wir, so wird man von diesem feinen Wesen blumentragender Leute, die vor prächtigen Kunsthandlungen stille stehen oder in bequemem offenem Wagen an stolzen Palästen der Medici vorüberfahren, so übernommen, daß man, trotz all dem Schönen, was man inzwischen gesehen hat, es fast bedauern möchte, nicht die ganze Zeit in Florenz zugebracht zu haben.

13.

Florentinische Tage.

Wenn — wie behauptet wird — es dem großen Florentiner Dante weniger gut gelungen ist, das Paradies zu besingen als die Hölle, wie wenig kann ich dann hoffen, die Eindrücke festzuhalten, die ich in diesem Paradies am Arno empfing? Götter stehen in den Straßen umher! Das ist nicht zu viel gesagt. Man gehe hinab vor den Palazzo Vecchio und sehe sich die gigantischen weißen Marmorstatuen an, die hier und in der offenen Loggia dei Lanzi unaufhörlich den Abglanz ihrer leuchtenden Majestät dem zu ihren Füßen wimmelnden Volke zuwenden. Nirgends sonst ist die Kunst so mitten auf den Markt und in die volle Gegenwart gestellt, wie hier, selbst in Rom nicht.

Oder man trete des Abends zur Dämmerzeit in die Kirche Santa Croce, die mehr eine Ruhmeshalle der größten Florentiner heißen muß als eine Kirche. Hier sind die Grabmonumente Dantes, Michelangelos, Alfieris, Machiavells. Wohl können wir diese gewaltigen Monumente, alle mit über lebensgroßen Figuren, jetzt in der Dämmerstunde nicht deutlich sehen; aber die weißen leuchtenden Massen, deren Schönheit man ahnt, erfüllen das Herz mit andächtigem Staunen. Eine Versammlung von Heroen in geweihtem Pantheon!

Dann die Blüte aller antiken und aller Kunst des Cinquecento in den Galerien Uffizien und Pitti, in diesen ungeheuren Sammlungen, bei deren Betreten ich mich jedesmal wunderte, daß man da so ohne Ceremonien einfach Zutritt habe gegen das kleine Eintrittsgeld von einer Lire. Es war mir immer zu Mute, als ob ich in einen Tempel des Genius der Menschheit träte. Kein Neophyt kann ehrfurchtsvoller dem Allerheiligsten von Eleusis genaht sein. Meine alten Vielgeliebten traf ich alle wieder, Werke, von denen ich schon vor Jahren einen Abschied auf Leben und Sterben genommen: Die Niobiden, die Venus Medici der Tribuna und ebendaselbst die göttlichen Gemälde Andrea del Sartos, Raphaels, Tizians. Dann wurden neue, einst durch Zufall übersehene entdeckt, wie jener heilige Sebastian (Katalog Nr. 1279) von Sodoma, der idealste Jünglingskopf, von edlem Schmerz verschönt, den jemals ein Maler ersonnen.

Ich war bei so viel Schönem und Erhabenem zuweilen ordentlich froh, wenn etwas aus der gewöhnlichen Welt momentan dazwischenfuhr und den Genuß für einige Zeit unterbrach, so z. B. jene lange Prozession von über fünfzig holländischen und französischen Gästen, die auch in unserm Hotel Porta Rossa wohnten, und, mit mehreren Bischöfen an der Spitze, sich auf der Reise zum heiligen Vater nach Rom befanden. Es war ein rechtes pfäffisches Pack, alte bigotte Weiber, fünfzehn Landpfarrer,

devote Laien, knopfige Dorfmagnaten mit blaurasirten Tartüffegesichtern, Direktoren geistlicher Seminarien u. s. w. Im Gasthof machten sie einen Lärm wie eine Schar Spatzen, die in einen Kirschbaum einfallen; im Baptisterium, wo wir sie wieder trafen, rutschten sie auf den Knieen herum. Mit der Frömmelei ging aber Eitelkeit Hand in Hand. Die Bischöfe prunkten mit ihren goldenen Kreuzen und den roten Bischofskäppchen, die Dorfgemeindepräsidenten mit ihren Cocarden im Knopfloch. Wie stach diese Gesellschaft ab von den feinen Italienern, die, auch wenn sie fanatisch werden, niemals ganz ihrer angebornen Grazie entsagen!

Eine rechte Kunststraße (in anderem als im gewöhnlichen Ingenieursinne) ist die Via dei Fossi. Man darf die ganze Straße, die vom Arno gegen S. Maria Novella, also gegen jene Kirche ausläuft, welche Michelangelo seine Braut genannt hat, getrost als eine große permanente Kunstausstellung moderner Gemälde und Skulpturen und schöner Imitationen klassischer Kunstwerke bezeichnen. Ein Kunstsalon neben dem andern in langer Doppelreihe! Zwischen den Schaufenstern, in welchen Marmorgruppen und Oelgemälde leuchten, gibt es andere mit wundervoll feinen Mosaikarbeiten in allerlei edlem Gestein. Und die Preise sind bei solcher üppiger Ueberproduktion der großen talentvollen Künstlerstadt sehr bescheidene, so bescheidene, daß sie dem mäßig Bemittelten ordentlich gefährlich werden. Große Summen lassen mich kalt. Als uns einer der Custoden im Uffizienpalast die Reichtümer eines kleinen Kabinets, wo auch Arbeiten von Benvenuto Cellini sind, auf 75,000,000 Fr. angab, staunte ich zwar über die große Summe, konnte mich aber für einzelne Stücke von Perlen und Diamanten nicht begeistern. Und ebenso, wenn ich in ein Atelier trete und Maler oder Bildhauer mir Preise

von 10,000 Fr. oder auch nur von 1000 nennen, bleibe ich aus guten Gründen ziemlich ruhig und vernünftig. Aber hier in Florenz geht es oft vor schönen Werken auf drei- und selbst nur zweistellige Zahlen hinab. Da beginnt die Gefahr und da auch ein mir sonst fremdes Bedauern, mit Rothschild nicht Geschwisterkind zu sein.

Ein besonders anziehendes Atelier in dieser Straße ist das der Gebrüder Lapini, vortrefflicher Bildhauer, die eben so sehr durch kühnen Flug der Phantasie, wie durch feine Ausführung nach der Natur sich auszeichnen. Mancher Vorübergehende blieb hier lange stehen mit bewunderndem Blicke vor einer idealen schönen Gestalt dieser Statuengalerie. Sie zeigt uns den unverhüllten Leib eines eben erblühten Mädchens, zu dessen Füßen, bis an die Mitte der Gestalt, eine tropisch üppige Pflanze emporrankt. Das Mädchen blickt gedankenvoll träumerisch vor sich hin und hält die eine Hand emporgehoben mit einer Gebärde, als ob sie Stillschweigen oder Schonung verlangen wollte. Ich dachte anfänglich, der Bildhauer habe eine keusche Signorina „Noli me tangere“ darstellen wollen, die Personifikation jener Unnahbarkeit, die ein edles, schamvolles Mädchen umgibt. Doch sagte mir nachher der Bruder des Bildhauers, die Statue führe den Namen „Fiore del pensiero“ (Blume des Gedankens).

Möge sie nun so oder anders heißen, — sie ist ein glänzendes Beispiel von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit moderner italienischer Bildhauer; einen schöner modellirten Rücken, namentlich Nacken und obern Teil der Gestalt, glaube ich selten gesehen zu haben. Als ich mich erkundigte, ob dieses Werk auch in Photographie zu haben sei, wurde mir die Antwort, allerdings existire es photographirt; aber man hüte sich wohl, Photographien zu verkaufen, da man die Erfahrung gemacht habe, daß dann im Auslande solche italienische Werke nachgemacht werden zur Schädigung des Künstlers, der das Original geschaffen.

Italien habe bis jetzt noch nicht den Schutz des künstlerischen Eigentums, was einen wohl Wunder nehmen darf, da gerade in diesem Lande so viele ureigenste, originellste Werke der schaffenden Phantasie auf solchen Schutz Anspruch machen dürften.

Eine höchst sehenswerte Ausstellung moderner Gemälde ist die Galerie Pisani in der Straße Ognisanti, liebenswürdig geöffnet jedem, der wirkliches Interesse an der Kunst nimmt. Hier lernt man die berühmtesten Künstler des modernen Italiens kennen aus ihren Meisterwerken. Ich nenne Vinea, der gegenwärtig für den bedeutendsten florentinischen Maler gehalten wird und dessen hier ausgestelltes Bild „Die Rückkehr der Familie Medici (Alessandro Medici) von einem Ausflug" vor zwei oder drei Jahren in Berlin mit einem Preise gekrönt wurde. Auch Quadrone, der Meissonnier Italiens, ist mehrfach vertreten; unter seinen unendlich fein gemalten kleinen Bildern darf für Originalität der Erfindung eine Atelierscene, „Das Urteil des Paris", als Meisterstück gelten. Wir sehen einen Maler, der mit seinen Modellen zu einem mythologischen Bilde obigen Namens Scherz treibt, indem er unter komischer Verbeugung der wenigst schönen, einer dicken Trudel, den Preis der Schönheit überreicht. Der Preis des kleinen Gemäldes ist 15,000 Fr. Den doppelten Preis hat ein anderes über alle Maßen merkwürdiges und schönes Bild, „Die Versuchung des heiligen Antonius" von Professor Domenico Morelli. Der Heilige sitzt am Rande eines Abgrundes, mit dem Rücken gegen eine Felswand gelehnt. Er hat die Füße an den Leib heraufgezogen wie einer, der in den Abgrund zu rutschen befürchtet. Sein Mönchsgewand hält er über der Brust fest zusammen, als wollte er seinem Herzen durch äußerliche Verhüllung größere Unzugänglichkeit verschaffen. Wunderbar ist das aus der weißen Kapuze hervorsehende Antlitz des schönen ehemaligen

Ritters, der nun der „Dame Religion“ sich ergeben hat und mit starren Blicken in eine unendliche Ferne zu schauen scheint, gleichsam nicht sehend, was in seiner nächsten Nähe vorgeht. Hier haben sich zu seinen Füßen unter einer rohen Binsenmatte zwei üppig schöne Weiber dicht an ihn herangeschlichen; sie suchen sich ihm auf jede Weise bemerklich zu machen, indem sie ihn anlächeln und halblaut zu kichern scheinen. Die eine hat sogar ihren von duftenden schwarzen Locken umwallten Kopf an den Saum seiner Kutte gepreßt. Andere weibliche Phantome schweben vom Felsen herab, diese letztern so phantastisch, daß sie nur als Hallucinationen des fastenden Heiligen gerechtfertigt erscheinen. Die Versuchung des heiligen Antonius ist bekanntlich sehr oft gemalt worden, schon von Künstlern des sechzehnten Jahrhunderts, mit besonderer Vorliebe von Niederländern. Doch ist mir über diesen Gegenstand noch niemals ein Bild vorgekommen, wie diese Arbeit Morellis, die den Vorzug hat, mit Originalität der Idee große Schönheit der Ausführung zu verbinden. Dem Meister waren für das Gemälde neulich 25,000 Fr. geboten worden; er hat das Angebot verworfen.

Mit großer Freude traf ich in dieser Galerie auch auf einen lieben Bekannten vom letzten Jahre, auf das schöne Bild „L' amore degli Angioli“ (Die Liebe der Engel) von Modesto Faustini. Ich habe das Bild, das ich in Brescia sah, im vorigen Jahre (vgl. die voranstehende Reiseschilderung) beschrieben. Der Maler selbst hat seine Idee zum zweiten Male mit einigen kleinen Veränderungen ausgeführt. Wie bei Morellis „Antonius“ ist es auch bei dieser Engelliebe die Phantasie des Künstlers, die hauptsächlich zur Bewunderung hinreißt.

Wenn ich hier noch einmal auf Santa Croce zurückkomme, so tue ich mit der Feder dasselbe, was ich mit den Beinen wiederholt getan habe. Diese Ruhmeshalle der größten Florentiner

zog mich unwiderstehlich an. Doch muß man helle Vormittage auswählen, will man die Monumente in der Dämmerung der gewaltigen Kirche recht sehen. Das schönste wird doch wohl dasjenige sein, welches, nach Zeichnungen Vasaris, zur Ehre Michel Angelos ausgeführt wurde. Doch es kann zu nichts führen, hier diese Monumente Michel Angelos, Dantes, Alfieris, Galileo Galileis u. s. w. zu vergleichen, wo der Leser Abbildungen derselben nicht vor sich hat. Dagegen verdient die Kuriosität hervorgehoben zu werden, daß auf dem Sarkophage Machiavells die Statue eines schönen jungen Mädchens in leichter, anmutiger Haltung thront. Sollte damit der elegante Stil des großen Florentiners angedeutet werden?

Aus dem Kreuzgang von Santa Croce, in dessen Mitte über einem cypressenreichen Garten Gott Vater (Statue von Bandinelli) thront, erwähne ich zweier moderner Monumente. Das eine, groß in weißem Marmor, gilt dem Andenken eines edeln sicilianischen Helden der Freiheit, des Patrioten Farina. Das merkwürdige an dem schönen Denkmal ist, daß es nicht bloß in rührenden Gestalten die Klage um den Verstorbenen ausdrückt, sondern, auf sehr energische Weise, auch den Haß gegen die Bourbonen und sogar die Schandtaten derselben, indem auf der rechten Seite des Denkmals ein sterbender Knabe zu sehen ist, der über den von Artillerieschüssen zertrümmerten Säulenkapitälen einer neapolitanischen Villa sein Leben aushaucht. Damit der Beschauer ja nicht im Zweifel sein könne, wer diese Zerstörung herbeigeführt habe, sieht man zu Füßen dieses Teils der monumentalen Gruppe eine geborstene Bombe, auf welcher das Wort „Borbone“ zu lesen ist. Alles dies ist nicht etwa Reliefarbeit, sondern in mehr als lebensgroßen Statuen dargestellt. Die Gattin des edeln Toten ließ dieses Denkmal errichten, welches 1877 von dem Bildhauer Anteri Pomar vollendet wurde.

Das andere Monument, dessen ich hier noch gedenken möchte,

ist allerdings nur ein in die Mauer des Kreuzgangs eingelassenes Relief (Bronze), aber äußerst ergreifend durch den Gegenstand und ebenfalls durch die Energie der Darstellung. Vor seinem offenen Grabe steht der Florentiner Bechi, der den Polenaufstand im Jahre 1863 mitmachte und von den Russen standrechtlich erschossen wurde. Er teilt noch dem die Exekution leitenden Offizier seine letzten Wünsche mit, Grüße an die fernen Lieben. Hinter ihm hält man schon die Binde für die Augen bereit. Mürrisch füllt den Hintergrund das Peloton Soldaten, das den Blutbefehl vollstrecken wird. Es ist nicht zu sagen, wie gewaltig dieses Relief die ewige Sache der heiligen Freiheit gegen jede Art Tyrannei verficht und welche Erbitterung es im Beschauer rege macht gegen die niederträchtigen Mittel jener Regierungen, welche seit der ersten Teilung Polens allezeit in Unterdrückung anderer Völker eine so große Sündenliste angehäuft haben. Italien ist namentlich reich an Märtyrern, die von den Päpstlichen, von den Bourbonen und von den Oesterreichern hingerichtet worden. Indem nun der italienische Patriotismus diesen Männern überall ergreifende Monumente gesetzt hat, erfrischt er sich selbst immer wieder aufs neue durch die wirksame Predigt, die von solchen Denkmälern ins ganze Volk ausgeht.

Der Leser, der Florenz kennt, bemerkt vielleicht, daß ich mich über die berühmtesten alten Kunstwerke der Stadt ausschweige und kann mir diese Zurückhaltung nur zum Besten auslegen, da ich ihm zutraue, er wisse, was die großen Kunsthistoriker, vor allen unser Jakob Burckhardt, darüber gesagt haben. Ich erzähle also vom Hause Michel Angelos, dem wir einen pietätvollen Besuch abstatteten, absolut nichts anderes, als daß dort auch ein kolossaler silberner Lorbeerkranz hängt, den das freie deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. „als Gabe des deutschen Volkes“ hieher gestiftet hat und daß zwei alte deutsche Jungfräulein, ein

Schwesternpaar, zugleich mit uns die sinnvoll dekorirten Räume dieses Künstlerheims andächtiglich durchwanderten und mit ihrer ehrfurchtsvollen Neugier unsern eigenen Genuß erheblich steigerten. Ebenso erzähle ich nichts von der Kirche San Marco, in welcher Fra Fiesole die Zellen seiner Klosterbrüder mit frommen Bildern schmückte, obwohl ich eigentlich bei diesem Maler der musizirenden Engel auf Goldgrund mich eben so gern aufhalten möchte, als jene hübschen Engländerinnen, die an jenem Sonntag Nachmittag, als das Kloster um vier Uhr geschlossen wurde, gar nicht mehr aus den Zellen herauszubringen waren, in denen sie der gemalten „sacred music" der Engel lauschten. Auch das Bargello, jene stolze mittelalterliche Burg, die nun ein herrliches National-museum ist mit wundervollen Statuen von Michel Angelo, Giovanni da Bologna, Lucca della Robbia ꝛc., überhupfe ich, und der Hupf ist groß, wie mir jeder zugeben wird, der daselbst z. B. die kolossale Statue gesehen hat, welche darstellt, wie die Tugend in Gestalt einer schönen Frau das Laster in Gestalt eines kräftigen Mannes besiegt. Sie steht in einem enormen Saal, in dem ich, wenn ich Florentiner wäre, einen großen Ball veranstalten würde zur Feier der Abschaffung der Tournüre, vorausgesetzt, daß mir das Glück noch vergönnt sein sollte, den Tod dieser Pariser Mißgeburt zu erleben.

Wenn ich diese Dinge, die sehr öffentlich sichtbar sind, mit Stillschweigen ehre, so wird man noch weniger erwarten, daß ich von unterirdischen Kirchen rede, in die ich nolens volens mit meinem Katakombenschwager hinabgekrochen bin. Eine solche Kirche (S. Trinità) steht z. B. an einer der belebtesten Straßen, unfern vom herrlichen alten Strozzi-Palaste, und wenige ahnen, welche Maulwurfgeheimnisse sie birgt. In kulturhistorischem Sinne für unsere Gegenwart interessant dürfte die Notiz erscheinen, daß für den Ausbau der in Restauration befindlichen Seitenkapellen der alten, von Michel Angelo ebenfalls schon heißgeliebten Kirche

verschiedene Florentiner Adelsfamilien sich angeboten haben. Ob diese Corsini und Bartolini einen antediluvianischen Knochen im Wappen führen, ist mir nicht bekannt; sie sind aber in ihrer Gesinnung anachronistisch genug, um auf solche älteste Symbole Anspruch zu haben.

Nachdem ich nun so viel von alten Kunstwerken verschwiegen habe, habe ich mir vielleicht das Recht erworben, von einem Freskogemälde zu sprechen, das nicht jedermann kennt und das mir in wenigen Minuten wirklich lieb geworden ist. Es muß dabei etwas von geistiger Wahlverwandtschaft mitspielen, wie man alsobald sehen wird.

Schon als ich im Jahre 1879 mit meinem seither depossedirten Freunde Rektor Müslin in Florenz war, gefiel ihm wie mir selbst in der Uffiziengalerie ein Bild eines nicht übermäßig berühmten Malers, des Giovanni da San Giovanni, ganz besonders. Dasselbe stellt in schalkhafter und doch fesselnder Weise die angenehme Szene dar, wie dem Bräutigam sein Bräutchen in die Hochzeitskammer gebracht wird. Das Gemälde ist voll Leben und für jene Zeit merkwürdig realistisch. Die Galerie hat von demselben Maler noch ein anderes Werk — das frohe Festmal, das einige junge Männer in offener Loggia halten. Den Hintergrund bildet ein Stück echt italienischer Architektur, Häusergiebel, die sich vom tiefblauen Himmel scharf abheben. Die Figuren der um den Tisch Sitzenden sind porträtähnlich lebenswahr; einer, der mit frischem Kruge herbeieilt und von den Zechenden zu größerer Eile ermahnt wird, auf diese Mahnung aber mit einem lustigen Scherzworte antwortet und überhaupt den Spaßvogel macht, ist eine besonders gelungene Gestalt des Bildes, das so, wie es ist, ganz wohl von einem guten Maler unseres Jahrhunderts könnte gemalt sein. Aus beiden Bildern also war mir schon früher hinlänglich klar, daß dieser Maler, mochte er auch in seiner Kunst nicht einer der ersten sein, doch in seinen Ideen dem

Zeitalter voraneilte. Und des Malers Selbstbildnis in jenem großen Saale der Uffizien, wo die Porträte alter Maler hängen, bestätigte mir mit seinen lebhaften, geistvollen Augen diese Meinung.

Nun war es auf dem Rückwege von dem herrlichen Bergstädtchen Fiesole, daß wir in eine am Fuße des Berges gelegene Abtei La Badia eintraten und uns daselbst im Refektorium auf einmal einem Freskogemälde gegenüber befanden, welches vorstellen soll, wie Christus in der Wüste von den Engeln gespeist wird. Das in der Erfindung köstliche Bild nimmt die ganze Hinterwand des Speisesaals ein. In der Mitte sitzt der Heiland an einem gedeckten Tischchen. Ein kleiner nackter Engel, den man richtiger einen Amor nennen möchte, streckt sich bedeutend, um auf den Tisch ein Tellerchen zu stellen, auf dem die Zitrone liegt zu dem gebackenen Fisch, den ein größerer Engel eiligen Schrittes herbeiträgt. Weiter rechts hat ein solches Amorettenbübchen die Schüssel leider fallen lassen, auf der es gebratene kleine Vögel zu dem Mahle Christi herbeitragen sollte. Es sitzt nun am Boden und betrachtet weinend die zerbrochene Schüssel, während ein anderes Engelchen ihm tröstend ins Ohr wispert, das mache gar nichts, der gute Jesus dort würde doch auf keinen Fall so kleine Vögel gegessen haben; höchstens würde er die Gebratenen wieder wunderbar belebt haben. In der entgegengesetzten Ecke nimmt der Teufel (in einer Franziskanerkutte) eilig Abschied, nachdem ihm die Versuchung Jesu so schlecht gelungen war. Die auch dort versammelten Engelsbübchen bewegen sich mit einer komischen Mischung von Furcht und knabenhaftem Mut um den Satan. Sie lesen Steine auf, um den Fliehenden zu verfolgen; aber zugleich purzeln sie vor Schreck übereinander, da der Böse im Fliehen noch eine Wendung nach rückwärts gemacht und eines der nackten Engelchen wahrhaftig mit der Kralle seines Teufelsfußes am Bein geritzt hat. Noch ist beizufügen, daß hinter der Gestalt Jesu ein tiefes Aetherblau dem ganzen Bilde die glücklichste

Schönwetterstimmung gibt und daß die Engel alle reizende, feine Gesichtchen haben, immer einer schöner als der andere.

Als ich nun nach dem Maler forschte, da entdeckte ich in der Ecke — Giovanni da San Giovanni 1629! Da hatte ich also wieder den mir sympathischen Mann, und mit inniger Freude grüßte ich den freien Geist, der, seinem Zeitalter voraneilend, die überlieferte religiöse Geschichte ungefähr so behandelte wie Gottfried Keller in seinen sieben Legenden die Tradition der Kirche mit künstlerischer Freiheit und hochpoetischer Spielfreude.

Der Ausflug nach Fiesole würde eigentlich einen besondern Abschnitt verdienen, wäre über diese köstliche Bergstadt in wundervoll das Arnotal dominirender Lage nicht schon so viel geschrieben worden. Uns war das mit Warten verdiente Los beschieden, am ersten schönen Tage nach längerem Regenwetter auf diese berühmteste Höhe Toscanas zu gelangen. Wie dufteten alle die reichen Gärten, durch die sich die Straße bergan zieht; wie badeten im warmen Sonnenlicht die unzähligen Rosenguirlanden an den Pforten der schönen Villen, unter welchen letztern die Villa Palmieri den Blick des Fremden besonders anzieht, da hieher Boccaccio jene frohe Gesellschaft junger Florentiner und ihrer Mädchen verlegt, die sich mit dem Erzählen der bekannten Novellen zehn glückliche Tage bereitet. Der Lieblingsbaum des schönen Berges ist die Cypresse; hinter dem Kloster S. Francesco, auf dem höchsten Gipfel, tritt man in einen eigentlichen Cypressenhain, von dem aus man eine neue Aussicht in das seitliche Mugnonetal genießt und über die Ruinen eines kleinen antiken Theaters, das erst 1873 ausgegraben wurde. Es war eben die Stunde, da die Patres im Kloster noch schliefen, zwischen zwei und drei Uhr nachmittags, und der Pförtner hatte mich eigens gebeten, ja keinen Lärm zu machen, wenn ich durch den Korridor gienge, auf den sich die Zellen öffnen. Leise trat ich also hinaus in diesen einsamen Cypressenwald über der tiefen Talschlucht und

genoß mit Behagen die brütende Stille, die hier mich umgab. Gelbe Schmetterlinge tanzten an sonnegebadeten Stellen des Hains; ein lauer Hauch bewegte sanft die Spitzen der Gräser. Solche unendliche Stille der Natur am hellsten Sommernachmittage ist unbeschreiblich poetisch, und wenn nun hinzukommt, daß man auf die Ruinen eines antiken Theaters hinabsieht und darüber weg zu unbekannten Bergeshöhen hinüber mit Wäldern, mittelalterlichen Burgen, Klöstern und Villen, so ertappt man sich auf dem Wunsche, hier ewig träumen zu dürfen, etwa in eine Cypresse verwandelt. Da trifft auf einmal der scharfe Schlag der Klosterschelle mein Ohr, der die Mönche aus ihrer Siesta in die Kirche scheucht. Auch mich ruft er hinab zu meinem Gefährten, der weniger auf Rundsichten gibt als auf Einsicht in alte Kirchen und daher unten in Fiesole dem Dom auf den Zahn fühlt, während ich hier oben schwelge. Doch bevor ich hinabsteige zu ihm — stillegestanden noch einmal vor dem Kloster, dort, wo man die Gegend überschaut bis zu den fernen Marmorbergen Cararas! Stillegestanden! Oder — stillegesessen. Denn an diesem wundervollen Aussichtsorte hat ein menschenfreundlicher Engländer eine lange, prächtige Steinbank errichten lassen (anno domini 1872), auf welcher folgende Worte eingemeißelt stehen:

A suoi fratelli viaggiatori
di tutti i paesi
Un inglese.

(Seinen reisenden Mitbrüdern aus allen Ländern ein Engländer.)

Ich habe bis jetzt beinahe nur von Dingen der Kunst in Florenz gesprochen, was natürlich ist, da in dieser Bilderstadt ersten Ranges die Kunst alle Interessen souverän beherrscht. Doch möge hier auch über florentinisches Volksleben ein Wort stehen.

So weit ich es beobachten konnte, ist Florenz eine von stets lebhaft erregten, aber dabei immer artigen Leuten bewohnte vergnügte Stadt, in welcher mit der Lebenslust der Anstand Hand

in Hand geht. Obschon großstädtisch im ganzen Wesen, zeigt die ehemalige Hauptstadt Italiens dem Fremden nicht jene herausfordernden Figuren des Lasters, wie sie auf den Pariser Boulevards und in den Berliner Hauptstraßen sich zur Schau bieten. Ruhig kann ich die Straßen in Florenz allerdings nicht nennen. Im Gegenteil! In der Straße vor unserm Hotel Porta Rossa hörte der Lärm der Wagen und Karren nachts vor ein Uhr nicht auf und begann schon wieder um sechs Uhr oder noch früher. Da die Straßen meist ziemlich eng sind, ist das Gewühl der sich Hindurchdrängenden oft ein unbeschreibliches. Und all den Lärm beherrschen die Stimmen der Ausrufer, welche die Zeitungen „Il Seholo“ (Secolo) oder „ova fresche“ (frische Eier) nicht bloß mit wahren Löwenstimmen anbieten, sondern meistens auch ganze Cantilenen mit diesem Angebot verbinden, freierfundene Melodien; einer, der frische Gemüse ausrief, brachte sogar Triller und Tremulo in seinen Modulationen an. Eigentliche Straßensänger von Beruf ließen sich abends am Lungarno hören, ein Männerpaar, das mit Mandolinebegleitung lustige und sentimentale Lieder sang. Das Publikum sammelt sich um die Sänger, hört ruhig zu und sogar die Karossen hielten still, um nicht zu stören, bis das Lied zu Ende wäre. Dann fielen Kupferstücke von den Balkonen herunter und wurden im Mondlicht gierig von den Sängern aufgelesen.

Leider hatten wir während der ersten paar Tage in Florenz meistens regnerisches Wetter. Wir machten zwar gleichwohl am Sonntag Nachmittag die übliche Abend-Corsofahrt in das Bois de Boulogne der Florentiner, in die Cascine, und fanden zu unserm Erstaunen, daß noch viele Equipagen mit uns hinausfuhren oder uns begegneten. Aber die meisten Wagen waren geschlossen und so sahen wir diesmal von den Cascinen nicht viel anderes als das ziemlich merkwürdige und hübsche Denkmal, welches vor einigen Jahren einem indischen Fürsten errichtet

wurde. Der Aermste befand sich auf der Heimkehr von England in sein tropisches Vaterland, da faßte in Florenz die Todeskrankheit den erst Einundzwanzigjährigen. Er wurde hier am Arnoufer feierlich nach den Bräuchen seines Landes verbrannt und nun erhebt sich ein tempelartiger Kiosk über der Aschenurne. Eine sehr schöne bemalte Porträtbüste des Prinzen nimmt die Ehrenstelle des Denkmals ein. Darunter steht in Sanskrit und in europäischen Sprachen Meldung vom Tode und der Name des Fürsten: Raja ram Guttraputti Maharajah von Kolha-pur.

Uebrigens brauchte man nicht in die Cascine zu fahren, um Volksstudien zu machen. Auch in den Kirchen und in den Galerien hatten wir hiezu mancherlei Anlaß. Mit Recht machte mich mein Gefährte z. B. auf eine noch ziemlich junge Mutter aufmerksam, die er eine „Mutter der Gracchen“ nannte. Wir standen nämlich im Riesensaal des Palazzo Vecchio und daselbst war die Dame mit ihren beiden Töchterchen vor die Statue des Savonarola hingetreten und redete nun auf die beiden Mädchen ein mit einem Feuer, mit einer Lust am Erklären und mit einer packenden Darstellungsgabe, daß Altvater Pestalozzi selbst hätte zugeben müssen, diese Frau erfülle, auch ohne sein „Buch der Mütter“ gelesen zu haben, vortrefflich ihre erzieherischen Pflichten und noch einiges darüber hinaus. Es ist ja allerdings ein Palast voll großer historischer Erinnerungen. Hier der Saal, wo sie den eben genannten Sittlichkeitseiferer zum Tode verurteilten, dort das Fenster, durch das sie ihn an einem Strick auf den Platz niederließen, woselbst sie den bereits durch diese Prozedur Erstickten verbrannten. Ueber diesem Fenster im obern Stockwerk jenes andere, an dem der Erzbischof von Pisa nach seiner Teilnahme an der Verschwörung der Pazzi aufgeknüpft wurde. Und so geht es fort! In jeder Ecke lauern Geister und Gespenster der altflorentinischen Geschichte. Da hatte die brave italienische Mama genug Material vor sich, das sie in ihrer feurigen Erzählung

verarbeiten konnte. Aber steht unsern schweizerischen Frauen solches Material nicht ebenfalls zu Gebote und wie viele tun gleich dieser italienischen Signora, obschon sie wahrscheinlich bessere Bildung genossen haben als letztere?

Im übrigen muß man allerdings auch nicht glauben, in fremden Landen seien die Menschen aus einem ganz andern Teige geformt als im eigenen. Dieselben Leiden und Freuden wie bei uns erfüllen auch anderwärts den Kreis menschlichen Daseins; der Unterschied beruht mehr nur in der größeren Lebhaftigkeit des Temperaments und in angeborner feinerer Empfindung für das Schickliche. Das Herz aber ist dasselbe. So bestreitet man z. B. dem Italiener zuweilen die Tierliebe. Gewiß! in Italien werden Pferde und andere Zugtiere oft unaussprechlich grausam behandelt und ich gestehe, daß manche Szenen, wie z. B. das Vorübertragen lebender Zicklein, die, mit den Füßen an eine Stange gebunden, den Kopf nach unten hängend, jämmerlich blöckend in großer Zahl auf einmal zur Schlachtbank gebracht werden, mir momentan die Lust an Italien verleiden konnten. Hierin ist eben der Italiener, wie der alte Grieche und Römer, rein naiv, ohne jeden Anflug von Sentimentalität und auch ohne jede Reflexion. Dagegen mögen Katzenfreunde es mit Vergnügen hören, daß in der ganzen Toscana die Katze ein sehr beliebtes und daher meist auch sehr schönes, wohlgepflegtes Haustier ist, das man fast in jedem Laden und Kaffeehause antrifft. Die Hunde sind scheuer, was auf weniger gute Behandlung schließen läßt. Doch werden feinere Tiere, auch mittelgroße, ziemlich häufig in die Kirchen und zwar extra zum Gottesdienst, d. h. in die Messe und besonders in die Abendandacht mitgenommen, in der Regel an der Leine. Auch sah ich, als ich in einer Mondscheinnacht bei der Loggia dei Lanzi vorüberkam, wie dort ein einsamer Stiefelputzer, der hinter einem Laternenpfahl kauerte, einen kleinen Hund unter Schmeichelworten abküßte, ans Herz drückte,

mit Entzücken emporhob und über dem Liebling alles um sich her vergaß. Ich erwähne diesen kleinen Eindruck nicht hauptsächlich deshalb, um zum Kapitel „Behandlung der Tiere in Italien“ einen Beitrag zu liefern; hiezu ist so ein einzelnes Beispiel doch wohl zu geringfügig; ich habe es vielmehr festgehalten um des Menschen willen, der so tat. Der arme Kerl war sichtlich glücklich in dieser seiner Liebe zu dem Tiere, das vielleicht sein einziger Freund, sein einziger Vertrauter auf Erden ist. Was ist also das Glück? Doch immer wieder, in was immer für einer Form, — Liebe. Glücklich ist, wer sein Herz ersättigen kann in Guttat, die er einem andern Wesen erweist. Würde das auf Erden allgemein geglaubt und zur Richtschnur aller menschlichen Handlungen gemacht, so würden die Menschen besser und glücklicher sein, jeder durch den andern beglückt und die andern beglückend, und man könnte das soziale Fragezeichen durchstreichen.

Die letzten Eindrücke, die wir von Florenz mitnahmen, waren besonders heitere, da zwei Meister fröhlicher Art für uns die Schutzpatrone des letzten Tages waren: Lucca Giordano, der Maler, und Goldoni, der Lustspieldichter. Auch Boccaccio wäre einigermaßen zu nennen, da wir gleich in der Morgenfrühe jenes Tages in eine Kirche hineingerieten (San Stefano), in welcher einst Boccaccio im Auftrage der Stadtbehörden jene öffentlichen Vorträge über Dantes göttliche Komödie begann. Wenn die Kirchen Italiens noch heute zu solchen Vorträgen benützt würden, statt daß sie erschallen von widerlichem, sinnlosem Geplärr, so wäre gegen ihre Unzahl wenig einzuwenden. Und auch dann könnte man sich einigermaßen mit der Kirche und ihren Dienern versöhnen, wenn man überall auf so feine und gelehrte Priester stieße, wie uns einer in der uralten Kirche

der SS. Apostoli begegnete. Es war der Kanonikus Giovambattista Ristori, Prior dieser Kirche. Freilich machte er mit stark kritischen Worten unsern guten Glauben an eine vor dem Kirchenportal befindliche Inschrift wankend, welche besagt, Karl der Große im Beisein seiner Paladine Roland, Oliver und des Erzbischofs Turpin habe auf der Rückkehr von Rom diese Kirche gestiftet. Aber desto höher mußte der verständige Kanonikus in unserer Achtung steigen, da er doch am ehesten der Versuchung ausgesetzt war, zum Ruhm seiner Kirche zu übertreiben. Er erzählte uns auch sonst noch allerlei interessante Dinge, so z. B., daß noch immer die Leute in Italien, absonderlich die Vornehmen und Reichen, gar zu gern in Kirchen begraben werden möchten, daß aber dazu für jeden einzelnen Fall ein besonderer Parlamentsbeschluß notwendig ist. Solche Parlamentsbeschlüsse kommen jedoch leicht zu stande, wo es sich um einen einigermaßen berühmten Mann handelt. Wir sahen selbst mit an, wie in der mehrmals schon erwähnten Ruhmeshalle der Florentiner, in der Kirche Santa Croce, ein Grab gegraben wurde für einen in jenen Tagen zu Florenz verstorbenen angesehenen Politiker. Sonst aber scheint es gewöhnlich mit diesen Parlamentsbeschlüssen nicht ganz glatt abzulaufen; wenigstens sagte uns unser liebenswürdiger Kanonikus, es seien im ganzen Lande ungezählt viele, die noch auf eine solche Begünstigung hoffen und einstweilen „in deposito“, d. h. nur provisorisch begraben in Grabgewölben von Spitälern und Klöstern herumliegen.

Doch nicht von Gräbern wollte ich ja erzählen, sondern von Dingen der heitern Kunst. Den Uebergang möge unser Besuch im Ghetto zu Florenz machen, da dieses ungeheure, einst die ganze Judenschaft der Stadt in ein einziges verschlossenes Kastell zusammendrängende Gebäude in gewissem Sinne eine große Gruft heißen kann, in anderm jedoch auf Fröhlichkeit hinweist. Denn nachdem nun die Regierung den mächtigen Häuserkomplex

erworben hat, ist hier im letzten Karneval ein äußerst schönes und interessantes Maskenfest gefeiert worden. Die innern, überaus geräumigen Höfe des Ghetto waren in orientalischem Stil so ausgemalt worden, daß sie die Stadt Bagdad vorstellten. Zelte wurden ausgespannt. Alles glänzte von Lichtern. Und hier bewegte sich in reichen arabischen Kostümen Prinz Karneval mit seinem unabsehbaren Gefolge. Nach aller Beschreibung muß das Fest feenhaft gewesen sein, ein Traum aus tausendundeiner Nacht, und dies alles in den Höfen und Loggien jenes Mauerwerkes, in welchem bis vor kurzem noch 367 Familien elend genug gewohnt hatten.

Und nun zu Lucca Giordano! In einem der ehemaligen Medici-Paläste, heute Palazzo Riccardi genannt, aber Eigentum der Provinz, befindet sich außer der alten herrlichen, jedoch dunkeln Cappella dei Medici ein großer, heller Festsaal, der mit Spiegeln und Gold und Stukkatur prunkt, dessen hohen, idealen Schmuck aber die von Lucca Giordano in fabelhaft kurzer Zeit (daher des Malers Beiname „fa presto") gemalte Decke bildet. Dieselbe ist durchaus eine große Allegorie, zu welcher hauptsächlich die alte Mythologie die Gestalten und teilweise die Ideen hergeben mußte, in der Mitte eine Apotheose der Medici. Fern ist es natürlich von mir, diese Allegorie hier deuten zu wollen. Aber das möchte ich doch hervorheben, daß die Reisehandbücher ein Werk, das namentlich in der Erfindung und in der Komposition so überaus bedeutend, in der Ausführung so höchst originell und anmutend ist, nicht mit so wenigen Worten abtun sollten, wie dies dermalen der Fall ist. Mag Lucca Giordano in seinem ganzen Schaffen wie immer gewertet werden, — dieses eine große Werk, einheitlich, schön, aus einer überquellenden Phantasie herausgeschaffen, ist die Tat eines großen Künstlers, der von Schönheit trunken war. Alles leuchtet von Lebensluft, von der glücklichen Weltanschauung eines goldenen Zeitalters,

wie es in Wirklichkeit niemals und nirgends bestanden hat, mit schöpferischer Kraft aber in der Seele dieses Malers existirte. Und wenn diese Fresken, für die dem Künstler bloß 7000 Franken bezahlt wurden, wirklich von ihm so eilig gemalt worden sind, wie die Tradition dies meldet, so muß die Achtung vor dem Talent eines solchen Meisters steigen, der derartiges nur so mit dem Pinsel hinwerfen konnte, da doch das Einzelne, besonders die holdesten Frauengestalten und -Antlitze, wunderlieblich ausgeführt ist.

Den ganzen Tag vergoldeten uns diese frohen Bilder. Und als der Abend sank, gesellte sich dieser Erinnerung ein verwandter Genuß. Wir saßen in dem hohen, luftigen Florentiner Sommertheater Re Umberto (auf der Piazza d' Azeglio). Wie vortrefflich diese italienischen Darsteller spielten, will ich nicht erst schildern, aber ich möchte eines Prologs Erwähnung tun, der dem Stücke „La serva amorosa“ von Goldoni voranging. In schönen, reinen Ottaven feierte der Schauspieler den Komödiendichter Italiens, indem er zugleich geistreich erklärte, welche Bedeutung Goldonis Poesie auch noch für die Jetztzeit habe. Eine kleine lustige Anekdote war in den Prolog eingeflochten: In Mailand habe einmal ein dicker Metzger im Theater gesessen und zwar in einem Trauerspiele, und habe heiße Tränen geweint und dazu immerfort mit einer Mischung von Seufzen und Jauchzen gesagt: „Gott! wie gut ich mich unterhalte!“ Wenn dieser Mann, — so fügte der den Prolog Sprechende bei, — nun erst in einer Komödie Goldonis sich befunden hätte, wie wir jetzt eine aufführen werden! Und nun folgte im Prolog die Glorifikation des italienischen Dichters, der als der spät geborne Bruder der alten Komödiendichter Plautus und Terenz hingestellt wurde. Es war überaus wohltuend zu vernehmen, mit welcher Pietät dies geschah, ohne Uebertreibung, aber mit edlem Nationalstolze.

Das Lustspiel Goldonis „La serva amorosa“ („Die verliebte

Zofe") ist vielleicht ein klein wenig veraltet, da die Intrigue nicht sehr spannend ist, die Handlung langsam vorrückt und der Gegenstand — das Testament eines Greises, der aus den Händen eines egoistischen jungen Weibes befreit werden muß — zu jenen Stoffen gehört, die unzählige Male sind behandelt worden. Aber erstlich entspricht es doch in vielen Beziehungen noch den heutigen italienischen Verhältnissen, z. B. auch darin, daß es dem jungen Herrn, der von der Hände Arbeit einer treuen Magd lebt, gar nicht einfällt, selbst durch Arbeit sich durchzubringen; sodann folgt man mit großer Wonne dem Prosadialoge Goldonis, insbesondere, wo so vortreffliche Schauspieler denselben sprechen. Endlich war es uns besonders interessant, jene herkömmlichen stehenden Masken der ältern italienischen Komödie einmal zu sehen, Pantalone, Arlecchino und Brighella. Ich halte es für einen ungemein wertvollen Kunstgriff, wie ein solcher nur aus besonders glücklich entwickelten ästhetischen Zuständen sich ergibt, daß die ältern dramatischen Dichter gewisse Nebenfiguren, die jedes Drama braucht und die in der Regel langweilig genug sind, dadurch interessant machen konnten, daß sie dieselben in beliebten stehenden Masken mit Lokaltypus (Venezianer, Bergamasker u. s. f.) vorführen durften. Hiezu gehört natürlich auch ein Publikum, das auf rein poetische Intentionen, auf karnevalartige Phantasterei mitten in einem sonst ziemlich realistischen Stücke leicht einzugehen versteht und dergleichen begreift, ohne daß ihm in einem dicken Buche die sittliche und die ethnographische Bedeutung des Pantalone braucht auseinandergesetzt zu werden. Ein solches Publikum ist das italienische; und das florentinische ist es in besonders hohem Grade. Man muß sich nur alle diese feinnäsigen Herrschaften ansehen, wie sie ihre klugen, lebhaften schwarzen Augen, aus deren Tiefe inniges Vergnügen blitzt, auf den Figuren des Lustspiels ruhen oder vielmehr ruhelos von einer zur andern

wandern lassen. Ein bischen stiller dürften sie allerdings sein. In einem italienischen Theater wispert und pispert es ringsum, so daß man zuweilen ein wenig unwillig werden möchte über die Störungen, die man seitens der Nachbarn zu erleiden hat, um so mehr, da man als Fremder gar scharf aufpassen muß, um dem so fabelhaft schnell sprudelnden Dialoge folgen zu können.

Diese Lustspielfreude war das letzte, was wir in Florenz genossen. Am folgenden Morgen, in ziemlich früher Stunde, fuhren wir im Wagen des Gasthofs durch die schöne Via Tornabuoni mit der antiken Säule, vorüber am herrlichen Strozzi-Palast, am Dom und am Baptisterium, deren Marmorflächen im Morgensonnenschein fast noch schöner strahlten als Tags zuvor im Vollmondlichte. Das war ein Scheiden, das leid tat. Florenz wird dem Fremden schnell eine zweite Heimat. Natur, Kunst, Geschichte und Liebenswürdigkeit eines vornehm gearteten, feinsinnigen Volkes sind in der Stadt Dantes zu so glücklicher Harmonie vereinigt, daß dem für solche schöne Dinge Empfänglichen die Trennung fast zu einer Verbannung wird.

14.

In der Grotte Monsummano.

Höhlenpoesie ist meine Sache nicht. Ich bin immer lieber an der Sonne als in Maulwurfsgängen. Selbst Scheffels Höhle der Erdmännlein im „Trompeter" läßt mich ein bischen sehr kalt. Aber daß die Grotte Monsummano mich kalt gelassen hätte, kann ich nicht sagen, da ich in ihr vielmehr gründlich geschwitzt habe, obschon bloß mit einem leinenen Badekittel bekleidet. Und auch moralisch hat sie mich nicht kalt gelassen; denn wenn so eine Höhle sich als eine Wohltat des Menschengeschlechtes erweist, dann ist das ein ganz ander Ding, als wenn irgend ein Tropf

vielleicht aus Wahlverwandtschaft sich für die Naturreize der nächsten besten Tropfsteinhöhle begeistert.

Sie lag auf unserem Wege nach Pisa, diese Grotte Monsummano, diese wunderbare natürliche Schwitzanstalt, in welcher Kossuth, Garibaldi und — um uns näher Stehende nicht zu vergessen — Bundesrat Welti und Professor Karl Vogt aus Genf gedeihliche Kuren gemacht haben.

Die ganze Gegend ist paradiesisch. Bergeshöhen mit Kastellen ringsum. Das Tal mäßig weit, von Fruchtbarkeit schwellend. Der Weizen stund wie bei uns im Juli. Ueberall Feigen, Oliven, Wein, die Häuser von Rosen überrankt. Als wir in leichtem Wagen zur frühen Vormittagszeit durch diesen Garten fuhren, zitterte die Luft schon von Wärme und war gleichzeitig frisch und balsamisch. Die sanften Wellenlinien der Berge zeichneten sich mit unbeschreiblicher Klarheit vom indigoblauen Himmel ab. Ueberall Fernsichten an den Hügeln hinan zu Schlössern und Burgen, in die Ebene hinaus gegen Montecatini, das ebenfalls ein berühmter Badeort ist.

Und nun hielt der Wagen vor einem hübschen, stattlichen, nicht abschreckend imponirenden, aber doch bedeutenden Badeetablissement, das sich dicht an den Berg lehnt, an den Eingang zur Wundergrotte. Hier war nun sofort der Badearzt zur Hand, Dr. Francesco Orlandini (nicht mehr Turchetti, wie im Reisehandbuch steht). Dieser liebenswürdige Arzt könnte zuerst durch seine Erscheinung den hier gegen rheumatische Leiden Hilfe Suchenden auf den fatalen Gedanken bringen, es sei mit der Heilkraft der Grotte nicht so weit her; denn er geht mit etwas nachschleppendem Fuße. Aber wenn man weiß, daß derselbe Mann, der immerhin nun leidlich geht, vor kurzem noch die Fersen bis an den Rücken hinauf gekrümmt hatte, nachdem er sich in Vöslau durch ein kaltes Bad, das einen seiner damaligen Badegenossen tötete, einen furchtbaren Rheumatismus geholt, dann

ist gerade diese Erscheinung des freundlichen Mannes die beste Empfehlung der Grotte.

Herr Orlandini nahm uns zuerst auf sein Zimmer und präparirte unsere Gemüter wissenschaftlich durch Lektüre, die er uns gab, auf den Genuß des uns bevorstehenden Schwitzbades. Ein Herr Knoblauch und der berühmte deutsche Arzt Graeffe, auch Professor Karl Vogt haben über die Grotte in deutschen Zeitungen viel Hübsches und Lesenswertes geschrieben. Das Rätsel der Grotte aber haben sie nicht gedeutet, wie es nämlich kommt, daß man in derselben bei einer Temperatur von 26 ° R. sofort stark zu schwitzen beginnt und das — wohlgemerkt! — im leichtesten Badekostüm. Jedermann weiß, daß wir im Sommer, wenn wir in unserm Zimmer diese allerdings hohe Temperatur haben, uns dabei aber still verhalten, nicht in Schweiß geraten, obschon wir in den Kleidern stecken. Da außerdem in der Grotte die Luft durchaus gut ventilirt ist, man also nicht etwa vor Beklemmung schwitzt, so liegt hier ein Fall vor, auf den man einmal die oft mißbrauchten Verse: „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur", mit Recht anwenden darf.

Als wir wissenschaftlich unsere Präparation erhalten hatten, ließ uns der Badediener die äußerliche Zubereitung unserer Leichname angedeihen. Wie zwei indische Büßer oder ägyptische Neophyten tappten wir in weißen Gewändern, an den Füßen mit Sandalen beschuht, in die Grotte hinein, deren natürliche Dunkelheit von mehr als sechzig Stearinlichtern erhellt wurde. Eine Stalaktitengrotte, sehr groß, mehrseitig ausgedehnt, so schön, wie dergleichen zu sein pflegt. Doch stund noch ziemlich viel Wasser im Innern, so daß wir nur bis zu der Stelle vordringen konnten, welche das Purgatorio genannt wird. Ich wünschte zwar, bis ins Inferno zu schwimmen, das noch um einen Grad heißer ist als das Purgatorio; aber der Badediener kam schon ganz außer sich, wenn einer von uns nur ein wenig seitwärts in einem der

kleinen Teiche sich die Füße netzte und beschwor uns, dem unterirdischen Wasser nicht zu trauen. An einer gewissen Stelle, wo dasselbe über tiefem Abgrunde steht, sei einst eine kleine Barke, welche umschlug, vom Wasser sofort verschlungen und nie wieder gesehen worden. Da mußten wir uns schon mit dem Purgatorio begnügen, und schwitzend wallte der feierliche Schatten meines Schwagers vor mir her und schwitzend folgte ihm mein eben so feierlicher Schatten, bis wir die Höhe erreicht hatten, wo wir uns auf bequeme Bänke niederließen und im Schweiße unseres Angesichts von Dantes Beatrice und der Möglichkeit ihrer Erscheinung an solchem Orte mit jener Ernsthaftigkeit sprachen, die unsere Freunde an uns kennen. Was mich betrifft, der ich zuweilen schon kleine asthmatische Anfechtungen hatte, so fühlte ich auch hier die Spur eines Druckes der Atmungsorgane, während mein rieselnder Schwager mit seinem Herzschlag und seinen Lungen sehr zufrieden war. Jedenfalls übertraf dieser Aufenthalt an Annehmlichkeit jedes türkische Bad und erreichte es doch in der Wirkung. Als wir dann genug zerflossen waren, wandelten wir zurück, wurden jedoch vor dem Verlassen des Tepidariums in frische Leintücher gehüllt, diesmal auch mit dem Kopf, so daß wir wie grimmige Kabylen einander anstarrten. Um die Leintücher kamen dicke wollene Decken, und so, als unbehilfliche Popanze, verließen wir die gute Grotte, die nach einem alten Etrusker Gotte den Namen hat (andere näher liegende Ableitungen sind einfach falsch). Wir durften noch ein Weilchen auf einem Ruhebette im Schweiße liegen. Dann war auch diese Lebenserfahrung überstanden. Es folgte in Gesellschaft des Badearztes und des Sekretärs ein gemütliches Frühstück und dann unsere Abfahrt zur Eisenbahnstation hinab.

An der Heilkraft der Grotte für rheumatische Leiden zweifle ich nicht, und dies aus einem sonderbaren Grunde. Ich bekam nämlich schon wenige Stunden nach der Abfahrt von Monsummano

ein heftiges Reißen in der rechten Schulter und im rechten Arm, wie ich es im vergangenen Winter einmal einige Wochen lang durchzumachen, seither aber glücklich verloren hatte. Nun habe ich schon an vielen andern Heilmitteln erfahren, daß dieselben, unnötiger Weise gebraucht, gerade dasjenige Uebel hervorrufen, das sie beseitigen, wenn man sie im Notfalle benützt. Die alte Geschichte Homers von demselben Spieße, der verwundet und auch heilt, ist nicht ohne tiefere Bedeutung.

Das Badeetablissement ist gut eingerichtet, nach unsern Begriffen jedoch in den Preisen etwas teuer. Für ein hübsches Zimmer, Pension und Bad, alles zusammen, zahlt der Gast im Tage 15 Franken. Eine junge verwitwete Dame ist die Padrona des großen und schönen Bades. Schließlich sei bemerkt, daß die Grotte Monsummano einer der wenigen Orte in Italien ist, den Goethe nicht beschrieben hat; die Grotte wurde nämlich erst 1849 entdeckt.

15.

Auf dem schiefen Turm in Pisa.

Das oft geschilderte Pisa will ich verschweigen. Jene ungeheure Rasenfläche, auf welcher Dom, Baptisterium, Camposanto und der schiefe Turm beisammen stehen, ist seit langer Zeit das Stelldichein aller ästhetischen Feinschmecker der gebildeten Welt. Ich riskire daher nur ein paar Notizen. So ist es doch vielleicht nicht jedermann bekannt oder gegenwärtig, daß alle die Erde, auf welcher der Camposanto steht, aus Jerusalem herbeigeschafft wurde in unendlichen Schiffsladungen, auf daß die Toten hier in der geweihten Erde des heiligen Landes ruhen möchten. Gewiß ein schöner, wenn auch echt mittelalterlicher Gedanke!

Mir persönlich sagten übrigens im Camposanto die relativ modernen Statuen am meisten zu, so eine von Dupré, welche das Andenken des Astronomen Ottavio Fabrizio Mosotti verherrlicht. Die himmlische Muse Urania, eine schöne Frauen-

gestalt, liegt sanft hingegossen in mehr als menschlicher Leibesgröße über dem Sarkophag. Großartig ist das in unermeßliche Weiten blickende Aufschauen des edeln Antlitzes, die Personifikation einer auf höchste Gedanken gerichteten Seele. Dies Denkmal ist mir auch insofern interessant, als es (wie noch so manches ähnliche in Italien) unsere deutsche langweilige Methode vermeidet, den berühmten Mann durch eine Porträtstatue, die meistens häßlich ist, zu ehren. Ein anderes, in dieser Beziehung ähnliches Denkmal ist dasjenige, welches Friedrich der Große auf diesem Camposanto dem Dichter und Physiker Algarotti setzen ließ, wieder eine jener Verherrlichungen ausländischer Größen, worin derselbe Friedrich, der um deutsche Poesie so wenig sich kümmerte, so stark war.

Die schönste halbe Stunde in Pisa genoß ich bei Sonnenuntergang auf der Höhe des berühmten schiefen Turmes, gegen den alle andern schiefen Türme Italiens nichts sind. Denn Bolognas Asinelli und Garisenda sind ordinäre vierkantige Backsteinbauten; dieser stolze Turm in Pisa ist ganz aus Marmor und dabei wie fein und zierlich mit seinen Säulengängen bis hinauf! Der Rundblick von oben ist unvergleichlich. Vor allem überrascht die Aussicht auf das nahe Meer. Gegen Westen war die Fläche so goldflimmernd, daß das Auge den Glanz nicht ertrug; aber mehr südlich lag sie blau und den Horizont mit feiner Linie umgränzend da. Die nahe Insel Gorgona, das fernere duftige Elba und selbst die leisen Umrisse des noch entlegenern Corsica waren sichtbar, letztere nur mit dem guten Feldstecher, den ich bei mir trug. Und dieses Instrument verschaffte mir noch einen andern Genuß, indem ich plötzlich ein Schiff entdeckte, ein großes stattliches Schiff, das längs der Küste stolz unter vollen Segeln dahinzog. So groß war das Schiff, daß man es auch ohne optischen Apparat deutlich wahrnehmen konnte, sobald man einmal wußte, wo es stand. Und im reinen

Profil bot es sich dar. Da erwachte in meiner Landrattenseele eine unendliche Lust nach dem Meere und in frohem Vorgefühl erwog ich die für den andern Tag bevorstehende Fahrt nach Genua längs der Meeresküste.

Aus dieser Marineträumerei störte mich plötzlich eine so schiefe Bemerkung, daß ich besorgte, der ohnehin schiefe Turm könnte das Gleichgewicht verlieren. Ein Deutscher nämlich, der mit mir hinaufgestiegen war und unaufhörlich allerlei behauptete, auf das ich weiter nicht achtete, rückte endlich auch mit der These heraus, in Italien seien nur die Männer schön, die Frauen häßlich. Da machte ich, daß ich die 336 Marmorstufen hinabkam. Oben aber läutete der Glöckner mit derselben Glocke, die einst über Ugolinos traurigem Hungerturm gehangen hat. Und seltsam — so gemein ist der Mensch! — diese Glocke erweckte mir den größten Appetit und trieb mich in die Trattoria des Neptun, immerhin nicht so schnell, daß ich mich nicht noch unterwegs von der Grundlosigkeit jener schiefen deutschen Behauptung mehrfach hätte überzeugen können.

16.

Auf der Rückreise.

Was der Titel dieser unterwegs flüchtig hingeworfenen Schilderungen verheißen hat, ist erfüllt. Etrurien haben wir durchstreift und uns redlich bemüht, in Momentaufnahmen zu fixiren, was festzuhalten uns wertvoll schien. Mit Pisa verließen wir die letzte der Städte des eigentlichen alten Etruriens. Zwar hat dieses geheimnisvolle seefahrende Volk unzweifelhaft die ganze Küste bis nach Genua hinauf einst innegehabt; Spezzia war nachweislich eine Etruskerstadt. Indessen, wollte man den Begriff Etrurien auf alle die Länder ausdehnen, in welche einst Etrusker ihre Ansiedelungen vorschoben, so müßte man am Ende auch im Graubündnerlande ihren Spuren nachgehen, da auch alt-Rhätien

von ihnen bewohnt war. Wir beschränken aber den Namen so, daß er sich ungefähr mit dem Namen der Toscana deckt, und so wäre, wie gesagt, mit der Abfahrt von Pisa unsere Aufgabe gelöst.

Hier sei nur noch Genuas gedacht. Und zwar sind diese Zeilen angesichts des mächtigen Seehafens geschrieben worden, wie er in Mittagsglut zu unsern Füßen ruhte.

Ein köstlicher Meeresgeruch erfüllt die hochgelegenen Zimmer des Gasthofes, dessen offenstehende Balkontüre auf den Hafen hinausgeht. Da vom Meere her ein Lüftchen weht, wird uns dieser eigentümliche Duft zugetragen, in dem sich das herbe Arom des Teers mit Seewassergeruch mischt, vielleicht nicht für jedermann ein Parfüm, uns beiden aber, meinem Schwager und mir, gleich lieb. Denn Gerüche sprechen zum Gemüt, wecken Erinnerungen und Ahnungen. Er denkt seiner Seereisen nach Kleinasien; mir schwebt, greifbarer als sonst, so manches vor, was ich von Meer und Schiffen mein Lebtag mit Lust gelesen.

Wie das Anfangskapitel einer großen Robinsonade liegt unter unsern Fenstern der Hafen mit seinen hundert und hundert Schiffen. In zwei großen Reihen sind die Hauptfahrzeuge beidseitig aufgestellt, so daß eine breite Wasserstraße in der Mitte frei bleibt zum Manövriren der kommenden und der abfahrenden Dampfer und Segler. Der sprichwörtliche Wald von Masten erfüllt den ganzen innern Hafen, den sogenannten Porto Vecchio; am neuen Hafen baut man noch die letzte äußere Umfassungsmauer. Doch liegen bereits Schiffe darin, meist solche, die aus Nordamerika Holzladungen gebracht haben. An der Grenze des alten und des neuen Hafens sind Batterien errichtet, deren schwere Geschütze drohend über die Wälle hinwegschauen. Ringsum auf allen den herrlichen Höhen Genuas thronen imponirende Forts und geben selbst dem im Kriegswesen Unerfahrenen davon eine Ahnung, daß Genua eine Festung ersten Ranges ist.

Das Gewühl hier am Hafen ist unbeschreiblich. Vor unsern

Fenstern vorbei führen Lokomotiven auf Schienenwegen ausgeladene Waren oder bringen solche zum Einladen herbei. Zahllose Karren, meist mit fünf hintereinander hergehenden Pferden oder Mauleseln bespannt, — den unglücklichsten Tieren, die es geben mag, — schleppen diejenige Fracht, die man nicht in die Eisenbahn geladen hat. Dazu Tramways, Droschken, eine wimmelnde Menge eiliger und durchweg beschäftigter Leute, dazwischen Hafenwächter, Douaniers, Matrosen, Barkenführer, junges Volk einer Seemannsschule, Zimmerleute, die in den Docks an den Schiffen flicken, Fischer mit Weib und Kind, Wägelchen der Gemüseverkäufer, mit Eseln bespannt, welche letztere den betäubenden Lärm durch ihr durchdringendes Geschrei noch verstärken, über alledem eine glühende Sonne und die reinste, hellste Luft, so daß das Auge weit über den letzten Leuchtturm hinaus noch die auf der schwarzblauen Fläche daherkommenden fremden Schiffe zu unterscheiden vermag, — das ist so eine kleine und der Wirklichkeit bei weitem nicht genügende Momentaufnahme des Hafens von Genua. Dieselbe genügt schon deshalb nicht, weil sie den ewigen Wechsel in dem Bilde, die immerwährende Verschiebung der Elemente desselben zu neuen Bildern nicht wiederzugeben vermag. Als wir eine dreistündige Fahrt durch den Hafen und bis zum letzten Leuchtsignal machten, das auf einem verankerten Schiffe draußen vor dem Hafen angebracht ist, da hätten wir, wie der mythologische Argus, rings um den Kopf Augen haben müssen; denn auf allen Seiten war immer wieder Neues und in seiner Art Merkwürdiges zu erhaschen. Hier luden sie Reis in den Bauch eines Schiffes mittelst einer sinnreich konstruirten kleinen Dampfmaschine, die einen Riesenkrahnen in Bewegung setzte, der mit komischer Seitenbewegung die Kette genau an die Stelle schnellte, wo das Frachtfahrzeug mit den Reissäcken hielt. Fünf auf einmal faßte die Eisenklammer, ein Ruck und sie waren im untern Raum des großen Schiffes angelangt. An anderer

Stelle, wo sie die Hafenmauer zu bauen beschäftigt waren, brachten die Arbeiter das ganze große, mit Steinen belastete Schiff auf höchst originelle, aber gefährliche Weise zur Selbstentladung, indem sie zuerst auf der einen Seite ein starkes Uebergewicht herstellten und mittelst desselben gleichzeitig vier Felsstücke über Bord gleiten ließen, worauf dann durch die plötzliche Erleichterung auf dieser Seite ein ungeheurer Rückprall nach der entgegengesetzten entstund. Das Schiff bog sich nach der letztern so sehr, daß wir, die wir uns in einer Barke hinter ihm befanden, beinahe die Mitte seines Kiels sahen. Und in diesem Augenblicke rollte der ganze Berg von Steinen, durch das natürliche Gewicht der Steinmassen und die schiefe Stellung des Schiffes in Bewegung gesetzt, mit einem mal ins Meer, das weithin aufspritzte und Wogen schlug, die das große Steinschiff, das sich nun wieder aufrichtete, abwechselnd emportrugen oder zu versenken schienen. Während dieser Zeit fuhren fortwährend kleine und größere Schiffe an uns vorüber, hier eine einsame Fischerbarke nach Spezzia, dort ein großer Rubattino-Dampfer nach Marseille; hier kam ein englisches Schiff daher, dort ein französisches. Kleine Hafendampfer schleppten bei eingetretener Windstille große Segelschiffe zum Hafen hinaus; andere Schiffe, die eine solche Ausgabe scheuten, warteten inzwischen mit schlaffen Segeln auf den Abendfahrwind, der sich dann auch mit gewohnter Regelmäßigkeit sofort nach Sonnenuntergang einstellte und die Wolke von weißen Tüchern schwellen machte.

Aller dieser Meeresbilder freute ich mich um so mehr, als mir die Fahrt von Pisa bis Genua nicht so viel Marine geboten hatte, wie ich gehofft. Das ist ja eine hauptsächlich unterirdische Eisenbahn, auf der man länger durch Tunnels als am Tageslicht fährt. Wohl bricht die Lokomotive alle paar Minuten einmal aus einer dieser schwarzen Bergespforten hervor und der Reisende sieht mit Entzücken ein kleines Fischeridyll, eine tief-

grüne oder blaue Meeresbucht zwischen hohen, mit Pinien bewachsenen Felsen, am Strand emporgezogene Barken, aufgespannte Se... — hui! da ist schon wieder alles Nacht und viel länger dauern die 62 Tunnels als diejenigen Stellen, wo man derartiger Meeresveduten sich erfreuen kann. Ich zweifle nicht, daß diese Eisenbahn wesentlich teurer zu stehen gekommen ist als die Gotthardbahn.

Kuriositäten und Antiquitäten sind wir in Genua viel weniger nachgegangen als in den andern Städten, die wir besuchten. Das volle Leben einer so blühenden, reichen Handelsstadt beherrscht mit seiner erfreulichen Gegenwart den Reisenden so sehr, daß er weniger nach dem fragt, was einst hier gewesen, und sich lieber an das hält, was jetzt ist. Hiezu kam die Sonnenwärme. Nirgends noch hatten wir solche Hitze angetroffen, obschon wir doch viel südlicher gelegene Gegenden besucht hatten. Wie sehr nun auch mir die größte Hitze nur angenehm ist, so setzt dieselbe aber doch um die Mittagszeit dem Herumstreifen eine Grenze. Die morgendlichen und die abendlichen Ausgänge waren desto genußvoller.

Unter anderm besuchten wir den großen Friedhof Genuas, der mit vielen hundert großen Marmorstatuen (meist ganze Gruppen mit Figuren über Lebensgröße) bedeckt ist. Die Pracht dieses Friedhofes, seiner ganzen Anlage, der Luxus der Grabkirche, auch die Lage über der Stadt am Berge hin, ist unvergleichlich. Doch haben mir die einzelnen Monumente des Mailänder Friedhofes durchschnittlich viel besser gefallen. Auch auf dem Genueser Friedhof sieht man köstliche Werke moderner Plastik und muß zugeben, daß den italienischen Künstlern die Phantasie immer wieder neue, durchaus originelle Motive eingibt. Aber neben diesen schönen Werken gab es doch recht viel Geschmackloses, mochte auch das verwendete Material und die Technik des Bildhauers alles Lob verdienen. Auffallend war mir hier wieder

der liebenswürdige und pietätvolle Familiensinn, der sich in den Stellungen der Gruppen und in den Inschriften aussprach. Und ebenso zeugte es von einer gewissen artigen Naivetät, daß da und dort neben der Porträtstatue eines Verstorbenen auch sein Lieblingshund zu sehen war, wie er den treuen Kopf an das Knie seines Herrn oder seiner Gebieterin schmiegt.

Den Charakter der Stadt anbetreffend, möchte ich sagen: Es gibt zwei Genua, eines, das man ein vergrößertes Amalfi nennen könnte, wie es mit hohen, alten, lottrigen Häusern und engen, steilen Gäßchen dicht am Meeresstrand liegt, das Genua der Schifferbevölkerung. Das andere Genua findet man zwei Straßenstockwerke höher. Es ist die elegante Stadt mit prächtigen alten und fast eben so schönen neuen Palästen, mit großen Plätzen und mit einer feinen Bevölkerung. Beide Stadtteile haben jedoch das gemeinsam, daß die Straßen über alle Vorstellung belebt sind. Was den Strand betrifft, so geht es in Neapel nicht lebhafter zu als hier. Nur ist die genuesische Schifferbevölkerung eine tüchtigere, vertrauenerweckendere Rasse als die Nachkommen Masaniellos. Wir haben eines Abends, mehr durch Zufall als absichtlich, dieses Schifferquartier durchwandert und nichts zu sehen bekommen, was den Anstand oder die gute Sitte verletzt. Lustig kam es mir vor, daß in diesen von Seeleuten bewohnten Gäßchen gelegentlich auch zu den hohen Fenstern hinaus und über die Dächer hin echte Schiffstaue mit Rollen u. dgl. gespannt sind, so daß die Hausfrauen ihre Wäsche sozusagen an einem eigentlichen Takelwerk trocknen, das, wie gesagt, quer über die Gäßchen zu den gegenüberliegenden obersten Stockwerken der Häuser läuft.

In den feinen Quartieren könnte man sich stellenweise nach Paris versetzt glauben, so groß ist das Gewühl der Spaziergänger. Wenn ich an die Hauptstraßen Berlins denke, so kommen mir dieselben im Vergleich mit denen Genuas still und fast öde

vor. Hier nun, in Via di Roma, Via Nuova und Novissima, in Via Balbi ꝛc. sind die schönen Magazine mit Filigranarbeiten in Gold und Silber, einer Spezialität Genuas. Noch lieber aber waren mir die zahllosen kleinen Blumenläden, deren Nähe schon von weitem durch starken, süßen Duft edler Pflanzen sich andeutet. Hier werden Bouquets gemacht von so riesigem Durchmesser, wie man Aehnliches bei uns nicht kennt; ich sah solche, welche die Grundfläche eines runden Tisches hatten, an dem sechs Personen ziemlich bequem zu Mittag essen könnten. Wenn abends elegante Damen zum Corso fahren, so lieben sie es, nicht bloß in den Händen hübsche kleinere Sträuße zu halten, sondern auch im zurückgelegten Dache der Equipagen liegen häufig ganze Guirlanden von Camelien, Theerosen, Magnolien- und Orangenblüten, so daß ein solcher Wagen im Vorüberfahren, wie der Zauberwagen einer schönen Fee, ringsum Duft verbreitet. Es sind solche Eindrücke, die mir Italien besonders lieb machen. Die Kunst vergangener Zeitalter erhält durch eine derartige graziöse Gegenwart ganz besondere Reflexe, sie erscheint nicht mehr als eine bloße Antiquität, sondern als ein Genius des Schönen und Geschmackvollen, der dem Lande bis heute treu geblieben ist.

Ich habe vorhin von großen, schönen Plätzen der Stadt gesprochen. Ich hätte den Mund voller nehmen dürfen, um von entzückenden Promenaden und Gärten mitten in den belebtesten Stadtteilen zu erzählen. Da ist z. B. der dem Publikum offen stehende, in tropischen Pflanzen prangende schattige Garten der Villa Negro auf der Piazza Corvetti; da ist aber auch, dicht dabei, die herrliche, große Anlage Aqua Sola. Man denke sich die Bäume der Plattform des Berner Münsters, aber diese schönen Schattengänge dreimal länger und doppelt so breit. Und nun stelle man sich vor, daß man im Genuß eines erquickenden Spazierganges unter solchen Bäumen zugleich der Aussicht auf das Meer

sich erfreut, aber nicht etwa auf einen unmalerischen, mit Waren=häusern überbauten Strand. Sondern von der Promenade aus, zwischen den hohen Bäumen hindurch, sieht man zunächst die tiefer liegenden Stadtteile Genuas und zwar hauptsächlich jene südlichen Hügel, die mit Villen und Kirchen prangen. Ueber diese Dächer weg nun erblickt der auf schattiger Bank Weilende die offene See, blau, blau, endlos, mit weißen Seglern am Horizont und fern, fern mit der gestreckten Rauchsäule eines Dampfers. Welch eine Sonntagnachmittagspromenade für die genuesische Be=völkerung! Ich denke dabei nicht nur direkt an die malerische Schönheit der Aussicht, sondern noch mehr an die Wirkung, welche ein solcher Ausblick auf die Phantasie und auf das Gemüt ausübt. Der junge Knabe schon sieht das, während er mit seinen Eltern den ruhigen Sonntagnachmittagsspaziergang macht, sieht das unendliche Meer, weiß, daß diese Schiffe, die soeben geräusch=los aus dem von dieser Stelle aus unsichtbaren Hafen heraus=geglitten sind, nun ohne großen Aufenthalt in ferne Weltteile gehen. Da schwillt ihm das Herz in Sehnsucht. Er fühlt sich als Mitbürger des großen Kolumbus, dessen schöne Bildsäule oben am Bahnhof von Genua steht. Und auch derjenige, der solchem Trieb nicht nachgibt und jene fernen Küsten nicht besucht, zu denen die offenstehende Wasserstraße vor seinen Blicken sich ausbreitet, auch er — welche, die Brust mit einem Gefühl reinen Glückes dehnende Luft schöpft er aus solchem Ausblick, er viel=leicht sogar mehr als der andere, der fortzieht und in fremden Landen so mancher Enttäuschung erliegt. Enthalten doch die Worte in Schuberts schönem Liede „Der Wanderer“ eine tiefe Wahrheit für jedermann, nicht bloß für den Unglücklichen, die Worte: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück.“ „Also ist das Glück auch nicht auf der Promenade Aqua Sola zu Genua?“ Zugegeben! Das volle Glück ist insofern auch da nicht, als gerade an dieser Stelle der Stachel der Sehnsucht nach großen

Seereisen sich in die weiche Seele senkt. Aber an so schönem Orte, in so reicher Gegenwart herrlicher Natur und frohen Lebens schafft dieser Stachel der Sehnsucht nach etwas noch Fehlendem nur süße Schmerzen, ein wonnevolles Gefühl, das ich als angenehme Dissonanz bezeichnen möchte. Auf seinen rationellen Grund zurückgeführt, heißt dieses Gefühl: Ich bin unendlich gern da, wo ich bin, und möchte doch zugleich überall da sein, wohin möglicherweise diese auslaufenden Schiffe mich bringen könnten. Aus solchen Unmöglichkeiten bereiten bekanntlich lyrische Dichter die stimmungsvollsten Gedichte, wobei sie sich natürlich wohl hüten, die Analyse so anzugeben, wie es hier von uns geschieht.

Und möge doch der Leser nur nicht glauben, daß solche Empfindungen nur in einem vereinzelten, hiezu geistig veranlagten Reisenden sich fühlbar machen. Was ich hier in Worten ausspreche, macht der Genueser Spießbürger zur Tat, so z. B. jener Schuster in der Via Novissima, der neulich für 26,000 Fr. ein Schiff von 1000 Tonnen gekauft hat, einen Dampfer, der einst mehr als das Zehnfache gekostet hatte. Der ingeniöse Schuster nimmt soeben die Dampfmaschine heraus, verkauft dieselbe — gewiß teuer genug — an einen Fabrikanten; das Schiff aber läßt er nach den Marmorbrüchen Carraras und von dort nach Nordamerika gehen. Das ist so ein Beispiel eines Genueser Philisters, der gewiß oft auf der Promenade Aqua Sola spaziert ist. Der Horizont ist eben doch eine eigene Sache und in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied zwischen Genua und — einer schweizerischen Bierstube.

Zu den originellen Dingen, die wir auf einer höchst genußvollen Sonntagvormittagsfahrt im Hafen und ins offene Meer kennen lernten, rechne ich die Verwendung eines ausgemusterten Panzerschiffes der italienischen Flotte. Dasselbe liegt ganz bescheiden ungefähr unterhalb der Kirche San Carignano verankert

und dient jetzt als Primarunterschule für die kleinen Buben der Strandbevölkerung, die daselbst auch einigen Unterricht in den Anfängen gewisser Handwerke empfangen. Doch wird dieses einzigartige schwimmende Schulhaus nur im Winter bis in den April oder Mai hinein benützt; nachher erglühen die Panzerplatten zu sehr in der südlichen Sonne, und der Schullehrer siedelt mit seiner kleinen Mannschaft in irgend einen schattigen Hinterhof eines der hohen Strandgebäude über.

Für meinen alten Freund Dr. Slop* habe ich in der Villa Giulia ein Zeitungsblatt gekauft, „L' Eco d' Italia", Nr. 152. Es wird ihm große Freude machen. Denn auf dem ersten Blatte findet sich die saftigste und zeichnerisch gelungenste illustrirte Verhöhnung der Tournüre, die mir bis jetzt zu Gesicht gekommen. Dieselbe hat die Unterschrift: Il trasformismo femminile secondo una novella araba dei nostri tempi (die Verwandlung des Weibes nach einer arabischen Novelle der Gegenwart). Sechs Bilder sieht man. Das erste stellt ein echtes Kamel der Wüste dar. Auf dem zweiten Bilde hat das Kamel einen tief herabfallenden Mantel über den Höcker geworfen, auf dem dritten Bilde streckt es bereits die Vorderfüße als Hände vor und steht in halb aufgerichteter Position, und immer weiter geht in genetischer Stufenfolge die Entwicklung, bis endlich eine modern angekleidete Dame vor uns steht, deren Tournüre derart ist, daß niemand zweifeln kann, der ganze Kamelshöcker stecke darunter. Alles, was Dr. Slop gegen die Tournüre geschrieben hat, ist ein

* Dr. Slop ist ein Zwillingsbruder des Rektors Müslin und wenn beide Herren bei dem Verfasser dieses Buches auf Besuch sind, herrscht zwischen uns dreien so grenzenlose Uebereinstimmung, als ob wir nur einen Kopf hätten. Im März 1886 hatte Dr. Slop das Feuilleton des „Bund" zu einem heftigen Artikel gegen die Tournüre benützt. Soviel zum Verständnis des ihm aus Genua mitgebrachten Geschenkes. D. Verf.

höflicher Scherz im Vergleich zu dieser derben und als Zeichnung außerordentlich gelungenen Satire wider eine der albernsten Moden, die unser Zeitalter ausgeheckt. Das Blatt fand hier reißenden Absatz, wir erwischten nur noch die zwei letzten Exemplare. Dies ist natürlich, da die Genueser Damen die Mode mit großer Entschiedenheit mitmachen und im Theater bereits Mühe haben, ihre „puppa“ (um mich eines Seemannsausdruckes zu bedienen) auf dem Sperrsitz ordentlich vor Anker zu legen.

Von Theatern besuchten wir das große, frohmütige „Politeama genovese“, wo eine neue Operette gegeben wurde: „La Bisca di Monte Carlo“ (Die Spielhölle von Monte Carlo). Die Musik, von einem gewissen Leigh, erinnert an alle möglichen bekannten neuern Operetten und auch die Handlung hat Anklänge an „Bettelstudent“, „Fledermaus“ und „Pariser Leben.“ Insofern hätte uns die Aufführung langweilen können. Doch war erstlich die Lebhaftigkeit des Chors, sodann die Lebhaftigkeit des Publikums eine so große, daß, auch abgesehen von einigen großen Kostümfreiheiten, die sich die schönste Schauspielerin nahm, für gute Unterhaltung bestens gesorgt war. Zum Schlusse wurde die Novität regelrecht ausgepfiffen und zwar, wie ich glaube, weil sie patriotische Gefühle verletzte. In einer gewissen Szene streiten sich nämlich zwei Damen leichter Art um einen Millionär. Die Französin glaubt ihn endlich für sich gewonnen zu haben und geht mit ihm triumphirend ab unter den Klängen der Marseillaise. Großer Applaus des Theaters, sobald das elektrisirende Revolutionslied ertönt. Dann vereinzeltes, bald vervielfachtes und verstärktes Pfeifen, vermutlich von anwesenden Franzosen herrührend, die ihre Freiheitshymne nicht zu solchen banalen Dingen verbraucht wissen wollen. Jetzt jagt aber die Italienerin der Französin ihre Beute ab und geht ihrerseits triumphirend mit dem Millionär von dannen — unter den Klängen des Garibaldihymnus. Wieder großer, ja wütender Applaus. Hinter

uns schreien einige Piemontesen mit wahrhaft erschreckender Inbrunst, „gleich dem Hirsche, der nach frischem Wasser oder nach ganz was anderem schreit“: bis! bis! bis! Das Stück wird wiederholt. Inzwischen hat sich das Publikum abermals besonnen, daß es den Garibaldihymnus an und für sich zwar gerne hört, daß aber diese Verwendung desselben eine wahre Entweihung sei. Also jetzt wütendes Pfeifen. Und der hinter uns Sitzende, der so inbrünstig bis! bis! gerufen, erklärt jetzt ganz wehmütig, fast laut heulend: „Ah! ah! Wenn er wiederkäme! Wenn er das wüßte! Ah! ah! Il povero Garibaldi! Er würde sich im Grabe umkehren!“ Das ist so eine kleine Momentaufnahme italienischen patriotischen Politisirens in der Praxis. Wer den Thukydides gelesen hat, muß an die kindischen Athener denken. Als dann das Stück zu Ende gespielt war, überwog der Lärm der Auspfeifer bei weitem die Beifallsäußerungen; gleichwohl wurde auf den folgenden Tag eine Wiederholung angesagt, deren Resultat uns jedoch unbekannt blieb, da wir natürlich dasselbe Stück nicht noch einmal sehen wollten.

Dagegen sahen wir Tags darauf in der Arena Alfieri das von dem italienischen Autor Castelvecchio in rhetorisch schwungvollen Versen abgefaßte Drama „Frine.“ Der Verfasser hat es wirklich gewagt, die antike Phryne zum Gegenstand einer ernsthaften Handlung zu machen, was, auf mich wenigstens, komisch wirkte, obschon ich die große Geschicklichkeit bewundern mußte, mit der die schlimmsten Klippen umschifft wurden. Auffallend war die Teilnahme und ruhige Haltung, mit der ein zahlreiches Sonntagspublikum dem in gewissem Sinne akademischen Stücke folgte, eben so auffallend Tags darauf die Tatsache, daß in fünf Buchhandlungen Genuas die Ladenbesitzer mit einer gewissen Geringschätzung erklärten, sie hätten weder dieses Stück, noch überhaupt Dramen auf Lager. Die Schauspieler anbetreffend, habe ich beizufügen daß nur die Darstellerin der Phryne eine

Künstlerin war; die andern Rollen waren ungefähr so und zum Teil schlechter besetzt, als wir es von den kleinen schweizerischen Theatern her gewohnt sind, und der Souffleur in seinem Diogenesfasse ließ sich über Gebühr vernehmen.

Zu den letzten schönen Eindrücken, die wir aus Genua mitnahmen, rechne ich namentlich auch eine Sonntagabendfahrt von der Via Balbi aus zum Ospedale dei Poveri hinauf und von da auf der Wallstraße der Stadt bei fortwährend großartiger Aussicht auf Genua, den äußeren Hafen und das offene Meer. Diese genußreiche Fahrt war vor kurzem in solcher Ausdehnung noch nicht möglich, da die von der Via Balbi hinaufführende Straße erst seit vierzehn Tagen dem Verkehr übergeben ist. Die neuesten Reisehandbücher sprechen daher von dieser Tour nur als von einer höchst empfehlenswerten Fußwanderung; als solche aber ist sie für Leute, die nicht sehr rüstig sind, unter der Sonne Genuas ziemlich anstrengend. Die Fahrt bietet nicht nur die Genüsse der Fernsicht, sondern geht auch durch sehr schöne villenreiche Quartiere Genuas, an unzähligen Parkanlagen vorüber, wo Palmen und andere tropische Sonnentöchter das Auge fortwährend erfreuen. Man sieht vor sich Bilder eines hauptsächlich durch Handel erworbenen Reichtums, der, indem der Besitzer sein eigenes Heim möglichst schön ausstattet, auch der ganzen Stadt zum Schmuck wird.

Eine große Wohltäterin Genuas ist die Duchessa Caliera; zwanzig Millionen hat sie der Stadt zu den Quaibauten geschenkt, zehn Millionen dem Spital. Auch zwei große Paläste mit den darin enthaltenen Kunstsammlungen und der Bibliothek übergab die noch lebende vornehme Dame der Stadt zu ewigem Eigentum. Die Bildergalerie in dem einen dieser Paläste in der Via Nuova enthält Kunstschätze der ersten Meister aller Zeiten und Länder, außer den Italienern auch Werke von Van Dyk, Murillo und Rubens. Daß alles in diesen Räumen von Gold

und Marmor starrt, braucht bei der Genueser Prunkliebe nicht noch ausdrücklich bemerkt zu werden. Der einzige Sohn der Herzogin lebt gegenwärtig in Paris; seine Leidenschaft ist die — Schulmeisterei, ein Sport, der bis dahin nicht zu den nobeln Passionen gerechnet wurde. Es ist in diesem Falle nur das eine sonderbar, daß der Herzog seine Neigung, zu unterrichten, nicht seinem eigenen Lande widmet; unser junger, netter Droschkenführer, der uns auf den Stadtwällen spazieren führte, mußte gestehen, als wir ihm eine gedruckte Aufschrift zeigten, er könne nicht lesen. Italienische Herzoge, welche das Volk bilden möchten, brauchen also nicht erst nach Paris zu gehen.

So weit wir obige Notizen über die große Wohltäterin der Stadt nicht schon wußten, erfuhren wir dieselben, als wir in einem der Paläste der Herzogin frühstückten. Ich muß leider hier einschalten, daß uns nicht etwa die Herzogin eingeladen hatte, sondern daß jedermann, der das nötige Kleingeld bei sich führt, sich diesen kleinen Luxus erlauben kann und soll, da jener Teil des in der Via Garibaldi liegenden Palastes, der als Restaurant benützt wird, durch prächtige Loggien und einen herrlichen Garten einer der schönsten Frühstücksplätze ist, den man sich wählen kann. Die hohen Orangenbäume hingen voll goldener Früchte, in der Mitte der Grotte rauschte ein Springquell und vom Porticus unten, wo eine der zahllosen Blumenverkäuferinnen Genuas ihre liebliche Ware feil hielt, stieg feiner Duft herauf in die kühlen Räume des innern Hofes. Der Cafetiere, der uns bediente, gab uns auch damit einen weitern Begriff von den Reichtümern der Herzogin, daß er erzählte, ihr Sekretär habe der hohen Dame nicht weniger als 15 Millionen Franken veruntreut.

In einer Beziehung erfuhren wir auch in Italien die Wahrheit des Wortes: „Seinem Schicksal kann niemand entgehen.“

Wir waren aus Bern abgereist, unmittelbar bevor der große Hexenkessel der politischen Wahlen zu sprudeln begann. Aber auch in Italien fielen wir mitten in die Wahlschlacht und den ganzen Monat über fanden wir in allen Städten, die wir besuchten, die Wahlbewegung in vollem Gang. Die Eisenbahnen gaben sogar für Wähler Billette zu ermäßigten Preisen aus. Und wenn wir abends in ein Theater traten, da drückte uns im Korridor einer einen Zettel in die Hand, natürlich das Programm der Abendvorstellung, wie wir meinten. Wenn wir dann aber auf unsern Plätzen saßen und das Personenverzeichnis der „Bisca di Monte Carlo“ u. dgl. studiren wollten, da hielten wir einen Aufruf in Händen, dem biedern Herrn Popolani unsere Stimmen zuzuwenden. Das war nun nicht eben, was wir suchten. Doch auch diese italienischen Wahlmanipulationen hatten gelegentlich einen romantischen und selbst graziösen Anstrich. Schon in Pistoja hatte es uns z. B. großes Vergnügen gemacht, daß sich die Parteien daselbst mit den uralten, historisch ehrwürdigen Namen der Guelfen und der Ghibellinen bezeichneten, was ganz anders klingt als so ein verrückter Name wie „Volkspartei“, mit dem absolut nichts gesagt ist, da ja alle Parteien eines Volkes natürlich Volksparteien sind.

Ganz besonders aber imponirten mir die wahrhaft klassischen Reden, welche gewisse Abgeordnete an ihre Wähler hielten. Eine der schönsten war die des römischen Dichters Giosuè Carducci, die er am 20. Mai in Pisa hielt; ich kaufte mir in Genua das Blatt, das dieselbe enthält und lasse an dieser Stelle den geradezu ciceronianischen Anfang seiner Rede im Original folgen:

„Se la mia voce suona esitante e quasi tremante di commozione, prima è pe 'l rispetto che la maestà del popolo impone a cui non vuole nè adularlo nè ingannarlo, poi è per un profondo sentimento che nella presenza di questa città mi percuote, misto d' una mestizia e dolcezza di memorie e d' una

espansione di gratitudine e amore. Dopo trent' anni che io mi partii da voi, dopo il fluire d' una tanta generazione, dopo il rinnovamento d' una patria e il mutamento d' una società, voi vi ricordate ancora di me; e me nato di questa provincia, in questa provincia cresciuto, in questa alma città informato alla vita intellettuale, voi, o signori ed amici, richiamate d' oltre Apennino, proponendomi al più solenne che cittadini possano commettere a un cittadino. Grazie, o signori! Grande è l' onore, più grande la bonità vostra: farò d' essere meno indegno dell' uno e dell' altra, parlandovi onesto e verace."*

Und in diesem Tone geht die ganze Wahlrede fort; allerdings ist es die Wahlrede nicht eines gewöhnlichen Mannes, sondern eines seit mehr als zwanzig Jahren in Italien hochverehrten lyrischen Dichters.

Ein anderer lyrischer Dichter, Lorenzo Stecchetti, hat mir endlich das Scheiden aus dem schönen Italien versüßt.

Denn als jener Morgen kam, der uns, nachdem wir Genua ausgenossen und Mailand nur noch mit einem kurzen Nachtaufenthalte bedacht hatten, nach der Heimat zurückführte, da entstund, wie es so natürlich ist, in mir der Wunsch, all das

* „Wenn meine Stimme zaudernd klingt und gleichsam zitternd vor Erregung, so geschieht dies erstlich um der Achtung willen, die mir die Majestät des Volkes einflößt, dem ich nicht schmeicheln will, geschweige, daß ich es täuschen möchte; sodann um eines tiefen Gefühles willen, das mich in Gegenwart dieser Stadt erschüttert mit einer Mischung süßer und trauriger Erinnerungen und der Hingabe zu Dankbarkeit und Liebe. Nach dreißig Jahren, daß ich von euch geschieden, nachdem eine ganze Generation dahingeschwunden, nachdem das Vaterland sich neu aufgebaut und die Gesellschaft sich von Grund aus verändert hat, erinnert ihr euch meiner noch! Und mich, der ich in dieser Provinz geboren bin, in dieser Provinz aufgewachsen, in dieser Stadt gebildet worden zum geistigen Leben, mich, meine Herren und meine Freunde, ruft ihr zurück vom jenseitigen Fuße des Apennins indem ihr mich vorschlagt zum feierlichsten Ehrenamte, welches Bürger einem Bürger anvertrauen können. Dank, ihr Herren! Groß ist die Ehre, größer eure Güte; ich will versuchen, der einen und der andern mich dadurch einigermaßen wert zu beweisen, daß ich zu euch ehrlich und wahrhaft spreche."

Schöne, was dieses durch Natur und Kunst so wunderbare Land in sich schließt, gleichsam in einem kleinen Zauberschrein mitnehmen zu können, um diesen Schrein alsdann in der Heimat zuweilen aufzuschließen und sein Licht in das Einerlei gewöhnlicher stiller Arbeitstage strahlen zu lassen. Wohl trägt man ja in den Erinnerungen der eigenen Seele gewissermaßen das Abbild aller der schönen und guten Dinge heim, die man auf Reisen genossen. Aber man möchte außerdem noch ein greifbares Symbol und eine stärkere Auffrischung der eigenen Eindrücke in Händen haben. Mein Reisegefährte hatte zu diesem Zwecke über zweihundert der besten Photographien gekauft; mir mußte schließlich ein kleines Buch, das ich für einen Franken kaufte, dieselben Dienste tun.

Ist doch in dieses Büchlein Lorenzo Stecchettis, der mit seinem wahren Namen Guercini heißt, der feinste geistige Duft des modernen Italien hineingebannt. Allerdings mit einiger subjektiver Zutat, die mancher vielleicht anders wünschen möchte, da Stecchetti ein naturalistischer Dichter ist, dessen geistige Physiognomie zuweilen an Heinrich Heine erinnert. In seinen Poesien, die in neun Jahren vierzehn Auflagen erlebt haben, finde ich alles wieder, was das heutige Italien und seine Bevölkerung mir lieb macht: Grazie, Phantasie in Schmerz und in Lust schwelgend, mit feinen Federstrichen hingeworfene, entzückende Landschaftsbilder, — Liebe in rührendsten Tönen, Pietät für Kunst und Geschichte, stolze Freisinnigkeit und unerbittlichen Haß des heuchlerischen Pfaffentums, philosophisch wohlbegründete Verherrlichung des Lebensgenusses in kühnen, oft bacchantischen Worten und — bei jeglichem Gegenstande — immer dieselbe feine und vornehme Empfindung. Endlich das alles in einer Sprache, die wie Musik tönt.

Als Beispiel für diese Musik der Sprache stehe hier ein Gedicht, das dem ersten Beisammensein Neuvermählter gilt; da es

nur für den edlen Klang der Verse citirt wird, bedarf es keiner Uebersetzung in unsere rauheren Accente:

No! non chinar pensosa
Gli occhi e la fronte onesta.
Ecco la stanza ascosa,
L' ara d' amor è questa.

Qui la ghirlanda posa,
Scingi la bianca vesta
E sul guancial di sposa
Piega, gentil, la testa.

Apri all' amor le braccia
E gli spaventi insani
Del tuo pudor discaccia;

No, colle bianche mani
Non ti velar la faccia...
Arrossirai domani.

So sehr beschäftigten mich auf der Heimkehr in erfreulichster Weise diese Dichtungen Stecchettis, daß ihr Abglanz in Verse überging, die ich als letztes Schriftliches in mein Reisenotizbuch eintrug. Mögen dieselben als Schluß dieser Reiseschilderung vom Leser freundlich entschuldigt werden:

Und als nun an Italiens Pforte
Zur Heimkehr ich gerüstet stand,
Brach aus mein Herz in Sehnsuchtsworte:
„Gib mir dein Bild mit, schönes Land!

„Gib deine Sonne, deine Meere,
Die Pinien, den Cypressenhain,
Gib deine Kunst, die heil'ge, hehre,
Den hold beseelten Marmorstein;

„Gib all die Anmut deiner Frauen,
Der Männerstirnen stolzen Glanz,
Gib alles, was die Sinne schauen,
Gib mir, Italien, gib dich ganz!“

Welch ungemessenes Verlangen! —
Und doch! Erfüllung wunderbar:
Das Kleinod halt' ich, hab' empfangen
Italiens Spiegel rein und klar:

Stecchettis lyrische Juwele.
Ein Buch? Ja! Nein! Ein Abschiedsring,
In dessen Funkelstein die Seele
Der Braut mit Tränen überging;

Ein still erglühendes Geschmeide,
Das alles Licht Italiens trank,
Und wieder gibt zur Augenweide,
Was in sein Demantgrab versank.

Des Dichters wunderbar Gemüte
Schafft noch einmal die Welt im Wort.
Und so trag' ich Italiens Blüte
In einem kleinen Buche fort.



Aus dem nördlichen und östlichen Italien.

(1887.)

1.

Präludium.

Oft in Konzerten, am meisten, wenn ein Allegretto grazioso von Haydn oder von Mozart erklang, verschwand mir plötzlich die Hinterwand des Saales gleich einem in Duft sich auflösenden Nebelvorhang und ich sah wie durch magischen Zauber in jenes Wunderland, wo Ariosts schöne Heldinnen auf blanken Rossen durch Pinienwälder reiten und Albanis Engelamoretten wie Rosenwölkchen vom Himmel herabgeschwirrt kommen, aber schon wieder zur Flucht sich wenden, weil sie von Correggios noch schöneren Götterbübchen sich übertroffen sehen. Und still in meinem Herzen nannte ich dieses Wunderland mit seinem irdischen Namen — Italien.

Freilich, das wirkliche Italien ist auch nur die Vorhalle des eigentlichen Wunderlandes, das gleich dem goldenen Zeitalter überall und nirgends ist, nirgends, wo das robuste Getriebe der Alltagswelt feinere Empfindungen überwältigt, überall, wo dichterische und künstlerische Phantasie sich selbst und andächtig Genießende beglückt. Aber eben dies letztere ist ja nirgends so oft, so schön und so intensiv geschehen wie in Italien, und so

ist es verzeihlich, wenn die Grenzmarken sich mir zu verlieren schienen, die auch Mignons Sehnsuchtsland von jenem Paradies idealischer Schönheit trennen, das die ganze Menschheit ewig mit der Seele sucht.

Ein optimistischer Träumer bin ich gleichwohl nicht. Ich weiß sehr gut, daß die Amorettenbübchen mit schrecklichem Geschrei „Il Secolo“ und „La Perseveranza“ ausbieten, daß die Blumenmädchen in der Galleria Vittorio Emmanuele zu Mailand recht alte, müde, welke „Mädchen“ sind, daß der Facchino, der mein Köfferchen mir in den abgehenden Schnellzug hineinreicht, selten auf eine Lire herausgeben kann und daß das liebenswürdige und tröstliche „Subito“ eines Venezianer Kellners, bei dem man sein Essen bestellt hat, bedeutet, man habe noch gut eine halbe Stunde auf die Mahlzeit zu warten.

Aber alle diese Wissenschaft kann mir das unsagbar tiefe herzliche Glücksgefühl nicht rauben, das mich ergreift, wenn in Luzern die Räder des Gotthard-Schnellzuges ihre erste Drehung machen. Als säße ich in des Elias feurigem Wagen, der ihn gen Himmel führte, so ist mir zu Mute, und „Fliegen wir den alten Göttern zu!“ summt mir's im Ohre. Ja, wenn ich meinen gesamten Geisteszustand während einer italienischen Reise in wenige Worte zusammenfassen soll, dieses Schwelgen im Idealen und doch auf festem realem Grund und Boden stehen, so weiß ich dafür keinen bessern Ausdruck als jenen, den einst der alte, ehrliche Brockes auf seine Gedichtsammlung setzte: Irdisches Vergnügen in Gott.

2.

Unterwegs und in Mailand.

Im großen Gotthardtunnel erhob sich plötzlich ein wunderbarer Orangenduft, ganz so, wie man bei der Annäherung an die Insel Ceylon Zimmet riecht, was daher rührt, daß der Kapitän

auf dem Verdeck heimlich Zimmetwasser ausgießen läßt. Natürlich verhielt es sich auch mit dem Orangenduft im Gotthardtunnel ähnlich. Ein paar Engländerinnen, die in Göschenen an der Mahlzeit nicht teilgenommen hatten, entschädigten sich jetzt während der Fahrt mit Orangen und bereiteten so, ohne es zu wollen, den Reisenden eine symbolische Begrüßung seitens des Landes, wo die Orangen glühn. Daß es für die nach der Schweiz Zurückkehrenden weniger angenehm wäre, wenn jemand im dunkeln Gotthardloch Emmenthaler Käse zerschnitte, steht außer Zweifel.

Außer dieser Geruchswahrnehmung berichte ich nichts über die nun schon zum dritten Male in diesem Buche sich ereignende Gotthardfahrt, obschon sie wieder z. B. mit dem Blick auf das herrliche Lugano wundervolle Momente hatte, die selbst einen Professor aus Paderborn zuletzt so überwältigten, daß er schwieg. Er hatte nämlich ein ganzes Rudel Frauen bei sich und röhrte wie der Edelhirsch einen Witz um den andern. Beim Anblick der Schwyzer Mythen hatte er z. B. behauptet, da erkenne man recht sichtlich die Vorsehung, die es genau gewußt habe, daß man den Bewohnern des Vierwaldstättersees die Mythen dick und riesenhoch vor die Augen pflanzen müsse, damit sie endlich verstehen, was es mit der Tell-Sage für eine Bewandtnis habe. Und als in Giornico ein junges Hochzeitpaar einstieg, machte er die, weiß Gott! unwiderlegbare und gewissermaßen tiefsinnige Anmerkung: „Je älter man wird, desto jüngere Leute sieht man reisen."

Mailand — war wieder Mailand. Damit ist für denjenigen, der diese liebenswürdige Stadt gleich mir schätzt, alles gesagt. Wo in der Welt findet man so bald einen Bahnhof, dessen Wartsäle mit wirklich schönen Fresken geziert sind, wie hier, wo eine Wand ganz eingenommen wird von einem Bilde, das in lebensgroßen Figuren Dante zeigt, wie er Beatrice mit andern Frauen vorbeiziehen sieht? Im Hintergrunde Gärten und die Türme des Palazzo Vecchio von Florenz. Ich darf mir das

Zeugnis geben, den Abend gut genossen zu haben. Denn kaum hatte ich mein Schüsselchen mit Maccaroni alla Milanese verspeist, so befand ich mich schon auf dem Wege zum kleinen, netten Theater „Filodrammatici", woselbst eine mir bisher ganz unbekannte Oper von Rossini gegeben wurde: „Il conte Ory" (Graf Ory). Das ist an den Werken eines wirklichen Meisters so schön, daß man niemals zu kurz kommt, auch wenn man sich nicht gerade mit einem der berühmtesten Werke des betreffenden Künstlers beschäftigt. Der melodische Zauber war ein ganz ähnlicher wie im „Barbier" und namentlich die Frische und Originalität der Rhythmen ließ den echten Rossini erkennen. Der Text ist nicht schlecht, eine lustige Geschichte von einem verliebten Grafen, der sich bei einer vornehmen Frau unter allerlei Masken einzuschleichen sucht, während deren Gatte auf einem Kreuzzuge ins gelobte Land abwesend ist. Eine zeitlang spielt der verwegene Graf den frommen Einsiedler, der sich am Fuße der Burg eingenistet hat. Als diese Verkleidung unmöglich geworden, schleicht er gar ins Schloß mit seinen Leuten, alle als fremde Pilgerinnen vermummt, die ein ausbrechendes Gewitter benützen, um Einlaß zu erhalten. Da gibt es nun besonders eine köstliche Szene, wo „einer" der „Pilgerinnen" den Flaschenkeller des Schlosses entdeckt und seine Kameraden mit Wein regalirt, so daß sie ausgelassen lustig werden, aber ihre Fröhlichkeit immer wieder schnell dämpfen, sobald jemand von der Herrschaft des Schlosses eintritt. Der Wechsel von Hymnen, die sie dann anstimmen, mit Trinkliedern, die sie singen, wenn sie allein sind, ist äußerst pikant. Die Hauptrolle hat aber ein junger Page, der die Schloßfrau ebenfalls, aber tugendhaft liebt und den eingeschlichenen Betrüger gerade im letzten Augenblicke entlarvt, als endlich der Ritter von seinem Kreuzzuge nach Hause kommt. Ich kann hier nur noch versichern, daß ich beim Anhören der Oper einige Melodien vorfand, die seither durch Diebstahl an moderne Operettenkomponisten

übergegangen sind; natürlich, so eine Rossinische Oper, die fast niemand kennt, ist mit ihrem Reichtum an Melodien eine rechte Fundgrube für ein Jahrhundert, dem der Melodienquell nur spärlich fließt.

Komisch macht sich in dem kleinen Theater, daß der Souffleur nicht etwa durch einen Kasten dem Publikum versteckt, sondern bis an die Hälfte des Leibes sichtbar ist und also gleichsam als ein zweiter Kapellmeister aus dem Vordergrunde des Podiums schwarz und nüchtern emporragt. Im Orchester spielte bei der ersten Violine eine noch ziemlich junge Dame mit. Die Mitglieder der Bühne waren entweder ausgemerzte ältere Kräfte von größern Theatern oder junge Anfänger, darunter sehr vielversprechende, wie die reizende Signorina E. Baus, die den Pagen Isoliero sang. Das Theater liegt so nahe an der Galleria Vittorio Emmanuele, daß man in den Zwischenakten sehr wohl in der Galleria spazieren gehen und bei Biffi einen schwarzen Kaffee. oder ein Glas Bier trinken kann.

3.

Ein Landstädtchen in der Emilia.

Der Schritt vom Wege hat nicht bloß im moralischen Leben neben seinen Gefahren seine großen Reize; auch der in Italien Reisende spürt zuweilen eine berechtigte Sehnsucht, von der großen Heerstraße, auf welcher der braune Gsell-Fels und der rote Bädecker wandern, ein wenig seitab zu biegen. Aber zu sehr sollte niemand dieser Sehnsucht nachgeben, es wäre denn etwa, um für angestrengte Nerven die Ruhe eines kurzen Aufenthalts auf dem Lande zu suchen. Denn im ganzen sind doch die Städte mit ihrem unbeschreiblichen Reichtum an herrlichen Kunstwerken und mit ihren meist so ausgeprägten historischen Physiognomien in Italien bei weitem das Wichtigste; ein Abstecher aufs Land ist daher mindestens Zeitverlust.

Trotz aller Einsicht in diese von mir schon öfter erprobte Tatsache habe ich doch den Schritt vom Wege wieder einmal getan, selbstverständlich nicht ohne eine bestimmte Veranlassung. Ich hatte mich in letzter Zeit viel mit Verdi beschäftigt und wollte nun doch, da mich die Bahn von Mailand nach Bologna nicht gar zu fern von der Heimat des Maestro vorbeiführte, einmal das kleine Bauernhaus in Roncole sehen, wo Verdi am 9. Oktober 1813 geboren wurde, sowie das Landtstädtchen Busseto, wo er seine Jugendjahre verbrachte und wo nun seit dreißig Jahren sein eigentliches Tusculum liegt, das von ihm bewirtschaftete prächtige Landgut S. Agata. Zugleich lag mir daran, jener seltsamen Geschichte an Ort und Stelle nachzuspüren, jenem Seitenstück zum bethlehemitischen Kindermord, welche Arthur Pougin, Verdis französischer Biograph, erzählt. Haben wirklich anno 1814 fremde Truppen (nach Arthur Pougin Russen und Oesterreicher) in der kleinen Kirche von Roncole unter wehrlosen Frauen und Kindern ein Blutbad angerichtet, dessen Gefahren der damals erst vier Monate alte Verdi nur dadurch entging, daß sich seine Mutter mit ihm unter den Glocken des Campanile versteckte? Ich sagte mir, möge das Resultat meiner Nachforschung was immer zu Tage fördern, die Feststellung eines derartigen Ereignisses als Wahrheit oder andernfalls die Verweisung desselben in das Reich der Fabel sei bei der Bedeutung, welche Verdi für das Theaterleben der ganzen Welt gewonnen hat, immerhin eines kleinen Opfers wert. Und jetzt freue ich mich, den Abstecher gemacht zu haben, der mir, auch abgesehen von diesem Zwecke, lebhafte Eindrücke von dem Leben einer kleinen italienischen Landstadt hinterlassen hat.

Die große Bahnlinie Mailand-Bologna verläßt man in Borgo San Donnino, einem Marktflecken oder Städtchen, das einen ganz überraschend schönen altlombardischen Dom hat und dessen Bürger fast auf nichts so stolz sind, als daß im Mittel-

alter ihre Stadt dreimal von Barbarossa zerstört wurde. So ist der Mensch! Kann er nicht Sieger sein, so freut er sich, wenigstens einem Löwen zur Beute gefallen zu sein.

Die Post ging eine halbe Stunde nach Ankunft des Bahnzuges fort nach Busseto, das weit draußen — nördlich — in der Ebene liegt, also nicht, wie Arthur Pougin angibt und wir ihm bisher glaubten, auf der Abdachung des Apennin. Wohl sieht man den Ligurischen Apennin im Süden weit sich hinziehen; einer seiner höchsten Gipfel trug am 30. April noch Schnee. Aber Busseto selbst hat von den Bergen nichts, als daß sie am fernen Horizont lagern; das Städtchen liegt in unermeßlichen fruchtbaren Feldern, wo von Ulme zu Ulme die Rebe ihre natürlichen Festons schlingt.

Wir fuhren in jenem scharfen Trab, den die italienischen Kutscher auch aus dem ärmsten Klepper herausoperiren, gut anderthalb Stunden. Zum Reisebegleiter hatte ich einen ältern Wachtmeister aus dortiger Gegend, der mir nicht genug erzählen konnte, wie wohltätig Verdi für die Armen seiner Heimat sei. Er nannte ihn nicht bloß „uomo di fundo“ (Mann von Tiefe, Charakter), sondern verstieg sich sogar dazu, unter Gebärden des Entzückens — und es war wahrlich kein bewußtes Spiel! — auszurufen: „Oh! Oh! è un genio superiore, è un gran' Dio! si! un gran' Dio!“ („O! er ist ein höherer Genius, ein großer Gott! ja! ein großer Gott!“) Natürlich sind diese Leute, die Verdi neben sich aufwachsen sahen, ganz besonders betroffen von dem äußern Glückswechsel, der sich in den Verhältnissen eines der Ihrigen vollzogen hat. Mein Wachtmeister wurde nicht müde, hervorzuheben, wie gänzlich arm Verdis Vater gewesen sei, der einfache Schenkwirt des Dorfes Roncole. „Und da! da war in diesem Knaben, der nicht umsonst auch Fortunato, nicht bloß Giuseppe getauft worden, da war in diesem Knaben diese göttliche Gabe. Und so ist er ein cavaliere geworden, ein commendatore, ein Herr von fürstlichem

Reichtum. Es ist wie ein Märchen! wie ein Märchen! Man würde es nicht glauben, wenn man es erzählte. Aber wir, wir haben es erlebt!“ Und lächelnd fügte er noch bei, indem er seine gesunden weißen Zähne zeigte: „Das Studium macht's nicht. Es mögen Eltern ihre Kinder noch so viel lernen lassen, sie kommen doch nicht weit, wenn's nicht vom Himmel gegeben ist.“ Nun, auch diesen einfachen Leuten, wie's mein Wachtmeister war, ist in Italien etwas vom Himmel gegeben, der glückliche Sinn, das Schöne feurig, schnell und mit Liebe zu erfassen und sich zu den großen Künstlern und zu deren Werken in ein pietätvolles Verhältnis zu setzen.

Bussęto, auf dessen etwas holperigem Pflaster unser Wagen nun rollte, besteht nur aus einer ziemlich langen Straße, mit der ein paar unbedeutende Nebengäßchen parallel sich hinziehen. In der Hauptstraße zeigen sich ein paar ältere Gebäude, die allenfalls auf den in Italien freilich wohlfeilen Titel „Palazzo“ Anspruch erheben können. Einer der schönsten ist das Armenhaus. Am nördlichen Ende des Städtchens ist ein großer freier Platz, überragt von dem neuen burgähnlichen Munizipalgebäude; das alte Municipio steht ebenfalls noch und sieht ehrwürdig aus. Daß das Städtchen überall Arkaden hat, hilft in architektonischer Hinsicht seiner Physiognomie gar sehr auf.

Im ganzen mußte ich mir gestehen, daß ich nach der Beschreibung bei Arthur Pougin doch etwas mehr erwartet hatte, besonders ein Anzeichen, daß hier gebildete und wohlhabende Familien in größerer Zahl ansäßig seien. Das scheint durchaus nicht der Fall zu sein. Der einzig wirklich gebildete Mann in Bussęto — die Herren Geistlichen etwa ausgenommen — ist der Doktor Carrara, der intime Freund Verdis, ihm auch verwandt, da ein Sohn des Doktor Carrara die Enkelin Verdis geheiratet hat. Sonst sieht man nur Leute der ärmeren Klasse in den überhaupt leeren Straßen.

Ein Fremder kommt wohl selten nach Bussetto. Im Gasthofe des Städtchens — er trägt das Schild „San Marco“ — wurde ich daher als Rarität mit besonderer Liebenswürdigkeit in Empfang genommen. Man gab mir eine Reihe von fünf ineinandergehenden großen Zimmern mit im ganzen elf Betten zu bewohnen. Man tat alles Mögliche, mir ein gutes Pranzo zu verschaffen. Ja, ich habe die Padrona sogar im Verdacht, daß sie mich mit dem Wein zu ihren Ungunsten betrogen hat und das bloß aus Ortspatriotismus. Da ich nämlich durchaus den hier wachsenden Landwein trinken wollte und eine versiegelte Flasche Barolo zurückwies, erhielt ich nachher offenbar denselben Barolo, einfach umgegossen, als Landwein von Bussetto aufgestellt. Auf der ganz lächerlich kleinen Rechnung, die ich andern Tags zu entrichten hatte, erschien der Wein mit einem halben Franken berechnet.

Ein erster Spaziergang noch vor der Mahlzeit führte mich auf den bereits erwähnten großen Platz und ließ mich alsobald das „Teatro Verdi“ entdecken, das den nördlichen Flügel des neuen Munizipalgebäudes einnimmt. Es hat 250,000 Fr. gekostet und kann im Maximum 1500 Personen fassen, die sich an den Abenden, wo gespielt wird, auch wirklich einfinden, da die Preise zwischen 50 und 20 Cts. schwanken! Dabei ist die innere Einrichtung ganz luxuriös. Logen mit reicher Vergoldung und mit Sammetbestuhlung, Kronleuchter (allerdings nur mit Petroleumlampen), ein hübsches Foyer, das sind doch immerhin Dinge, die man in einem solchen Neste zu finden nicht erwartet. Verdi selbst hat dem Theater 10,000 Lire gestiftet und ist dafür Eigentümer einer Loge. Natürlich wird nur Theater gespielt, wenn eine wandernde Truppe nach Bussetto kommt; dann, je nach Umständen, Schauspiel oder Oper. Die Musikkapelle, von Liebhabern der Ortschaft gebildet, ist ständig.

Nach dem Pranzo machte ich einen Abendspaziergang vor das südliche Tor des Städtchens. Der Duft von blühendem

Flieder flog süß durch die laue Luft. Tiefer Friede lag auf der unsagbar stillen Landschaft, in die hinaus das Anschlagen der harmonisch gestimmten Glocken mit weicher Melodie tönte. Mädchen aus dem Volke gingen dem Bach entlang, Arm in Arm geschlungen, flüsternd. Mich führte der Zufall vor einen außerhalb Bussetos ziemlich verloren in den Feldern liegenden ungeheuren Palast, der das Eigentum der in ganz Italien wohlbekannten vornehmen Familie Pallavicini ist. So viel die Abenddämmerung mich erkennen ließ, ist es ein Bau im Stil der Spätrenaissance. Mit den steinernen Balustraden, welche die weiten Gärten einfaßten, mit dem Schloßgraben, der Brücke und der phantastischen Torhalle lag er da wie ein in Wirklichkeit umgesetztes Stück Eichendorffscher Romantik. Hier, in diesem riesenhaften Schlosse mit den stolzen Seitenflügeln und den weiten Höfen mit dem Portikus und den blühenden Gärten, hier konnten sich alle die tollen Abenteuer begeben haben, die uns der glückliche „Taugenichts" erzählt. Das Schweigen des gegenwärtig ganz verlassenen Prachtbaues stimmte gut zu solchen Vorstellungen, und so oft künftig der Duft von Glycinen oder Syringen mir zufliegt, werde ich unwillkürlich dieses Palastes gedenken müssen, wie er an jenem Abend in der blühenden, nach und nach in Nacht sich einspinnenden weiten Ebene dalag. Nicht immer aber ist es hier so still. Die Familie kommt im Sommer zuweilen her; auch unterhält der Eigentümer in der Nähe ein Gestüte von über vierhundert Rassepferden. Daß auch Verdi sich mit Pferdezucht abgibt, wurde mir von vielen Seiten her versichert. Man sieht ihn oft auf dem Viehmarkt zu Cremona, und niemand, der ihn da belauschen würde beim Kaufen schöner Tiere, würde ahnen, daß der Komponist von „Aida", „Trovatore", „Traviata" und „Otello" es sei, der mit solcher Kennermiene die Fußgelenke eines Rosses oder den stolzen Bau eines der ungeheuern weißen Ochsen prüft. Vergessen wir nicht, daß Mantua in der Nähe liegt, das Mantua

Virgils, des Sängers, nicht bloß der Aeneide, sondern auch der bukkolischen Belehrungen!

Als es völlig Nacht geworden war, kehrte ich in das Städtchen zurück und setzte mich unter den Bogenpfeiler eines ärmlichen Kaffeehauses, wo ich vor mir den großen, weiten und stillen Platz hatte. Um mich her saß eine Menge Bürger von Bussieto, Handwerker aller Art, die hier friedlich ihren Abend beschlossen, ohne übrigens Kaffee oder sonst etwas zu sich zu nehmen. Letzteres tun sie hier vielleicht zwei oder drei Mal im Jahre, sind dafür gleichwohl Kunden des Wirtes, der ihnen den bescheidenen Gebrauch seiner in den Arkaden aufgestellten Strohsessel gerne gestattet. Ich gab mich jenem träumerischen Wohlbefinden, jenem vielleicht gedankenlosen Empfindungsleben hin, das an solchem Ort und zu solcher Stunde in Italien mit zu den angenehmsten Genüssen gehört, als mich plötzlich Stimmen umschwirrten und ich mich von acht bis zehn Männern umringt sah, die mich dringend ersuchten, eine sie schon längst interessirende Frage zu lösen. Dabei hielten sie mir einen walzenförmigen, gläsernen Gegenstand unter die Augen, während der Wirt eine Petroleumlampe herbeibrachte, da der Mondschein zu schwach war, als daß ich hätte lesen können, was ich lesen sollte. Es handelte sich nämlich darum, die Gebrauchsanweisung zu entziffern, die in englischer Sprache auf einem Töpfchen voll Insektenpulvers stand. Ich weiß nicht, ob die guten Leute sich eingebildet hatten, das Glas enthalte Senfpulver; jedenfalls wurden sie sehr niedergeschlagen, als ich ihnen mitteilte, wie man es anzufangen habe, erstlich, um die Hunde von Flöhen zu befreien, sodann um die Betten vor Ungeziefer zu schützen u. s. w. Schließlich wollten sie wissen, ob es auch gegen Schwabenkäfer helfe. So weit reichte aber mein Englisch nicht, daß ich ihnen diese tröstliche Mitteilung mit gutem Gewissen hätte machen können. Ich riet ihnen, sie sollten es probiren, ein Rat, der allgemeinen Beifall fand, so daß um die

Petroleumlampe herum die schwarzen Augen und die blendenden Zähne meiner Zuhörer seltsam leuchteten.

Nach diesem kleinen Abenteuer wollte ich mein Lager aufsuchen, als plötzlich ein herzhafter Gesang von vielen frischen Knabenstimmen erscholl und mich noch für einige Minuten festhielt. Bald kam denn auch ein ganzer Trupp gezogen, Bübchen von sechs bis dreizehn Jahren. Was sie sangen von „fratello und batello", konnte ich nicht deutlich verstehen, dagegen notirte ich mir die Melodie als eine eben so lustige als mutige und bemerkte ganz besonders die schon in diesen Kindern entwickelte Freude am langen Aushallenlassen der Forte-Stellen. Diese Bürschchen brachten wahrhaftig Wirkungen hervor, wie man sie sonst nur auf dem Theater hört. Der Gesang nun war nicht etwa mit einem einmaligen Durchziehen der Hauptstraße abgetan, sondern immer wieder kehrten sie zurück und jedesmal durch neue Zuzügler bedeutend verstärkt, bis nach und nach die ganze männliche Schuljugend von Busseto im Zuge lief; jetzt schlossen sich auch die jüngeren Männer an und sangen in der tiefen Oktave mit; allmälig kamen auch ältere Männer dazu und zuletzt wogte tatsächlich die ganze männliche Bevölkerung des Städtchens durch die Straße, ohne Unterlaß diese eine Melodie wiederholend und zwar mit Kraft und Begeisterung. Die Frauen und Mädchen lagen indessen in den Fenstern oder standen unter den Haustüren. Das dauerte gut bis elf Uhr nachts, ein eben so unschuldiges als billiges Vergnügen, bei dem kein Tropfen Wein floß. Diese braven Leute berauschten sich völlig in ihren eigenen Tönen; den roheren Rausch, den wir diesseits der Alpen sogar in Gedichten verherrlichen, kennt diese wahrhaft ideale Bevölkerung nicht. Ich, für meine Person, weiß mir nichts Rührenderes als solche Genügsamkeit eines noch unverdorbenen Volkes. An solche Züge möge man sich erinnern, ehe man der romanischen Rasse ihre Existenzberechtigung abspricht.

Am andern Morgen fuhr ich mit meinem Vetturin nach Roncole hinüber. Verdis Geburtshaus ist wirklich eine sehr bescheidene Bauernwohnung, noch jetzt das Wirtshaus des Dörfchens, wie schon zu der Zeit, als Verdis Vater noch hier wirtete. Noch leben in der Ortschaft Verwandte, die den Namen Verdi führen. Im Wirtshaus empfing mich ein etwa sechzigjähriger, grauköpfiger Mann, der mir mit großer Bereitwilligkeit die niedere Stube zu ebener Erde zeigte, wo Verdi geboren wurde, ebenso das Wohngemach, wo wenigstens ein stattlicher Kamin den Eindruck von Behaglichkeit macht. Auf meine Frage nach dem „Kindermord von Roncole“ verwies mich der Wirt, der von diesem Ereignisse niemals hatte reden hören, an den ebenfalls nicht mehr ganz jungen Ortspfarrer Antonio Chiapperi. Dieser freundliche Mann hatte mit mir ein langes Gespräch und zeigte mir im Kirchenbuch von 1813 und 1814 alle Eintragungen. Hier müßte auch, so behauptete er mit Recht, eine Spur zu finden sein von jenem schrecklichen Ereignisse, wenn sich dasselbe überhaupt jemals zugetragen hätte. Aber niemand im Dorfe weiß davon. Allerdings wären die Siebzigjährigen, wie Verdi selbst, damals Kinder gewesen; doch müßte die Ortsüberlieferung eine so furchtbare Katastrophe auf die Nachwelt verpflanzt haben. Da dies nun nicht der Fall ist, komme ich zu dem Schlusse, die von Arthur Pougin erzählte Geschichte sei einfach als unwahr zu erklären und aus künftigen Biographien Verdis zu entfernen.*

---

* Im Juniheft der Zeitschrift „Deutsche Revue“ 1887 wiederholt der Novellenschriftsteller A. von Winterfeld dieses Märchen, das er sogar aus Verdis Munde haben will. Dieser Umstand macht uns den Wert auch der übrigen „Unterhaltungen in Verdis Tusculum“, wie A. von Winterfeld seinen Aufsatz nennt, einigermaßen verdächtig. Es kommt uns beinahe vor, A. von Winterfeld habe das meiste, was er vorbringt, aus Arthur Pougins Buche geschöpft. Wenigstens teilt er nicht das geringste mit, das nicht in jenem Buche zu lesen stünde. Und was sagt denn die geschichtskundige „Deutsche Revue“ dazu, daß ihr Mitarbeiter im Jahre 1814 russische Soldaten in Italien Schrecken verbreiten läßt? — Auch

Nach Feststellung dieser kleinen historischen Angelegenheit fuhr ich nach dem Landgute S. Agata. Der Majordomus des abwesenden Maestro zeigte mir den schönen Garten, der in dieser sonst so einfachen Gegend wirklich etwas Paradiesisches hat; doch blühten die Magnolienbäume noch nicht, während ich am Luganer- und Comer-See zwei Tage vorher Magnolien in vollster Blütenpracht gesehen hatte. Die ganze Besitzung hat das Gepräge des Reichtums in der Hand eines vernünftigen Mannes, der in keiner Weise durch äußerlichen Prunk blenden, aber anderseits seiner Lebensgüter bequem froh werden will.

Mit diesem Blick auf die Stätte, wo Verdi im vorigen Jahre die Oper „Otello“ geschrieben, hatte ich wohl alles gesehen, was um und in Busseto sehenswürdig war. Noch eine kleine Kollation im Albergo San Marco, warmer Abschied von der dicken, freundlichen Padrona und fort ging's mit dem Vetturin in sausender Schnelle aus dem Landstädtchen, das mir in der Erinnerung lieb und wert bleiben wird.

4.

Ein Wiederholungskurs und keiner.

Da ich, von Busseto nach Bologna fahrend, an Parma vorbeikam, schien es mir doch recht dienlich, mir in letzterer Stadt einige Erinnerungen aufzufrischen, die seit 1885 etwas verblaßt waren. Aber der Wiederholungskurs, den ich mir in dieser Beziehung auferlegte, soll durchaus keiner für die Leser sein, welche in der ersten Reiseschilderung dieses Buches über Parma Ausführliches zu lesen fanden. Ich nenne also Namen wie

---

Dr. Hanslick hat in seinem Buche: „Suite“ diese Erzählung in einem 1878 geschriebenen Aufsatze „Giuseppe Verdi“ wiederholt. Unter diesen Umständen fürchten wir, unser bescheidener Wunsch, der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben, werde bei künftigen Musikhistorikern keine Berücksichtigung finden. Um so nachdrücklicher geben wir allfällig sich hiefür Interessirenden die Versicherung, daß an dieser ganzen Mordgeschichte kein wahres Wort ist. D. Verf.

Correggio und Parmeggianino nur eben jetzt. Aber das erfährt der Leser zum ersten Male, daß die Orgel in San Giovanni zu Parma ein Register hat, das eine vollständige türkische Musik in Handlung setzt, große Trommel, Cymbeln, Glockenspiel u. s. w., und daß dieses Register am Sonntag den 1. Mai zwischen elf und zwölf Uhr recht häufig gezogen wurde. Man muß so etwas wissen, nicht nur, um sich vom italienischen Orgelspiel einen Begriff zu machen, sondern auch, um die Bedeutung zu schätzen, die für die Läuterung des Geschmacks in Dingen der Kirchenmusik der protestantisch-deutsche Johann Sebastian Bach bei uns hatte. Gewiß ehre und liebe und bewundere ich die italienische Melodiebegabung und weiß, was die italienische Oper ihr dankt. Daß man aber in einseitiger Ausbildung des Melodischen ebenso auf einen Holzweg gerät wie in einseitiger Ausbildung des Kontrapunkts, wird durch ein solches Beispiel von Geschmacklosigkeit bewiesen. Abgesehen von dem türkischen Musikregister, spielte der Organist in San Giovanni den Marsch aus „Norma", während dem Offertorium das große Duett aus „Lucia" und schließlich das erste Finale aus dem „Barbier."

Auch Modena hatte ich schon früher besucht und beschrieben. Der Versuchung, diesmal dort auszusteigen, überhob mich der bereits erwähnte Paderborner Professor, der Edelwitzhirsch, der mit seinem Rudel Damen hier plötzlich einem Waggon entstieg und mit dem Bonmot seine hiesige Laufbahn begann, daß er wünschte, dem Stationsnamen zwei „r" am Schlusse beischreiben zu dürfen. Da fuhr ich doch lieber weiter.

In Bologna blieb ich über Nacht, selbstverständlich im Gasthof zu den „Quattro Pellegrini", über den mein alter Freund Müslin kulinarische Betrachtungen macht, die meine idealere Feder niemals niederzuschreiben vermöchte. Im Theater Brunetti fand an jenem Abend die letzte Opernvorstellung statt, leider nichts Besseres als „La forza del destino", eine der schlechtesten

Opern Verdis. Der Maestro hat zwar im ganzen seine Sache recht brav gemacht, aber an einem unerlaubt dummen Operntext Schiffbruch gelitten. Das vorzügliche Bologneser Orchester bewährte sich auch diesmal wieder, ebenso gefiel mir, daß das Theater nach oben geöffnet werden kann, so daß man wie in einem antiken Amphitheater unter freiem Himmel sitzt und die Sterne kann funkeln sehen. Aber das alles half mir doch nicht hinweg über ein abscheuliches Duett, das zwei Freunde, auf einer militärischen Tragbahre für Verwundete sitzend, zum Besten geben. Der eine von ihnen hat eine Kugel in der Brust, was, wie es scheint, für Fortegesang und starkes Tremulo ganz besonders befähigt. Als sie zu Ende sind, sinkt der Erschossene nieder und wird ebenso von acht Mann hinausgetragen, wie sie ihn hereingetragen hatten eigens nur dazu, daß dies Duett zu stande komme. Später kam gar noch die Kapuzinerpredigt aus Schillers „Wallenstein" vor, in Musik gesetzt. Da ging ich, was jedenfalls den Offizier sehr freute, der neben mir gesessen hatte und auf dessen silbernen Epauletten ich zweimal eingeschlafen war, obschon der Eigentümer dieser Epauletten ein höchst unruhiger Schlafkamerad war.

Wie mir übrigens Bologna auch diesmal wieder durch seine durchweg ins Riesenhafte gehende Bauart imponirte, ist kaum zu sagen. Ein Gang durch die Straßen dieser Stadt überwältigt, da in stolzer Gleichmäßigkeit zu beiden Seiten der Hauptstraßen ausschließlich Paläste stehen, alle mit herrlichen, hohen, luftigen Arkaden. Hütten kommen nirgends vor, ärmliche Häuser kaum zur Ausnahme in den fernsten Außenquartieren. Und diese Paläste sind alle wohlerhaltene Gebäude, die den Stempel der Wohnlichkeit mit den Begriffen der Vornehmheit und des Reichtums verbinden. Ein Stadtgesetz verlangt, daß alle zehn Jahre, irgend einem Heiligen zu Ehren, sämtliche Häuser Bolognas in ihrer äußern Front einer Renovation unterworfen werden.

Eigentümer, die dieser Verordnung nicht freiwillig nachkommen, sehen eines Tages Handwerker anlangen, welche das Werk scheinbar unbeauftragt, in Wirklichkeit auf Befehl der Behörde in Angriff nehmen und später dem Hausbesitzer die Kostennote präsentiren, die dieser wohl oder übel bezahlen muß. Bei uns in der Schweiz vertreten die großen Feste (Schützenfest u. dgl.) einigermaßen die Rolle dieses „zehnjährigen freiwilligen Heiligen."

In den wenigen Vormittagsstunden, die ich diesmal Bologna widmen konnte, besuchte ich bloß den dortigen vor der Stadt gelegenen cimetero (Friedhof), der besonders durch die schönen Bauten, unsäglich lange Bogengänge mit Loggien und engen Tonnengewölben, sowie durch einige moderne Skulpturwerke ausgezeichnet ist. Die Statuen haben zum Teil sehr merkwürdige Geschichten. So steht z. B. auf dem Grabmal eines Marchese Angelelli eine riesengroße Porträtstatue der jüngsten Tochter des ersten Napoleon, die diese von ihr bestellte Statue nicht anerkennen wollte, weil der Marmor in der Mitte der rechten Wange eine häßliche blaue Ader hat. Der Marchese kaufte die Statue, nahm ihr das Szepter und gab ihr dafür eine Lanze, so daß aus der Fürstin eine Minerva wurde, eine göttliche Dame, die allerdings auch nicht auf jedes Grabmal paßt.

In den Reiseplan der lieben Reisegefährten, die in Bologna sich mit mir vereinigten, paßte ein längeres Weilen in dieser Stadt nicht, wo sie nun bereits seit zehn Tagen meiner warteten. So setzte ich mich denn mit ihnen und mit einer Hochachtung für diese über alle Vorstellung vornehme Stadt in den Omnibus und sagte den schiefen Türmen Lebewohl, um dem nächsten Reiseziel, Ravenna, zuzueilen. Im Waggon war eine sehr nette Schauspielergesellschaft, die noch am Abend zuvor in Bologna eine Komödie von Goldoni gegeben hatte und uns leider nicht bis Ravenna begleitete, sondern schon in Imola ausstieg. So begreift es sich, daß kleine Landstädte (wie Busseto) ihr schönes

Theatergebäude haben, das solcher ausgezeichneter Gäste harrt, um gegen billigen Preis sich bis auf den letzten Platz zu füllen.

Eine Station vor Ravenna heißt Lugo; hier stiegen in unsern Wagen zweiter Klasse — aus Irrtum — frisch ausgehobene Rekruten, noch ohne Uniform, mit großem Lärm ein. Sie schrien und lachten so laut, als ob sie den Wein spürten; doch war es nur natürliche Munterkeit und der ungewohnte Anlaß, was sie so aufregte. Als sie dann plötzlich bemerkten, sie seien nicht am rechten Ort, stiegen sie eilig wieder aus, nicht aber, ohne sich zuerst höflich entschuldigt zu haben, daß sie uns ein paar Augenblicke mit ihrem Lärm lästig gefallen seien. Wo fände man einen derartigen Zug bei uns, wo doch der einzelne an Schulbildung dem Italiener durchschnittlich so weit überlegen ist? Man kommt immer wieder zurück zu dem Begriff: Alte Kultur. Diese Feinheit der Empfindung bei großer Unwissenheit und dieses herzliche Gefühl für das Wohlanständige kann kein Schulmeister eintrichtern und wäre es Pestalozzi selbst; so etwas ist angeboren oder es ist nicht.

5.

Aus dem heutigen Ravenna.

„Ueber allen Zauber — Liebe!“ ruft man unwillkürlich mit dem altspanischen Dichter aus, wenn man ein paar Tage in Ravenna zugebracht hat und sich erinnert, daß Lord Byron es hier ungefähr zwei Jahre auszuhalten vermochte. Das war doch nur möglich durch die echte, leidenschaftliche und glückliche Liebe, die ihn mit der neunzehnjährigen schönen Teresa Guiccioli verband, der Tochter des Grafen Gamba in Ravenna. Ihr vierundsechzigjähriger Gatte duldete bekanntlich das aller Welt offenkundige Verhältnis lange Zeit mit großer Nachsicht, und als er endlich dagegen einschritt, war diese seine Auflehnung so wenig im Einklang mit dem landesüblichen Brauche, daß eigentlich erst

jetzt der ganze Handel zu einem öffentlichen Aergernisse wurde, bei dem jedoch die Liebenden die volle Sympathie der damaligen italienischen Gesellschaft für sich hatten. Daß die Guiccioli nicht bloß Byrons Geliebte, sondern auch in vieler Beziehung sein guter Engel war und daß er unter ihrem Einflusse in Ravenna fleißig arbeitete, ist besonders aus Karl Elzes Byron-Biographie bekannt. Hier schrieb er die Dramen „Marino Falieri“, „Sardanapal“, „Die beiden Foscari“, „Cain“, „Himmel und Erde“, hier den fünften Gesang des „Don Juan“, „Die Weissagung Dantes“ und noch mehrere kleinere Dichtungen. So möchte es am Ende angehen, zwei Jahre in Ravenna zu leben; eine solche Liebe und eifriges Arbeiten. Sonst aber dürfte das moderne Ravenna unter den vielen wundervollen Städten Italiens eine der letzten sein, wo ein verwöhnter Lord oder auch nur ein gewöhnlicher deutscher Schriftsteller sich für längere Zeit niederlassen möchte.

In flacher, nicht einmal fruchtbarer Ebene liegt die heutige Stadt da, noch jetzt mit Raum für 50,000 Einwohner, aber nur von der Hälfte dieser Zahl bewohnt. Die meisten Straßen sind tot; nur auf dem großen Platze herrscht regeres Leben, besonders an Markttagen, wie am 3. Mai, wo zugleich das Fest des heiligen Apollinaris im Dom gefeiert wurde. Mit meinen Begleitern durch die Menge schlendernd, sah ich, wie die Frauen bei den Marktbuden sich besonders mit weißen, schmalen Bändern reichlich versorgten. Diese Bänder trugen sie in den Dom, wo ein Priester einen kanonenkugelartigen Serpentinstein, der an einer Kette lag, auf der Brüstung des Altargitters denjenigen hinrollte, die den Stein küssen oder eben jene frisch eingekauften Bänder daran reiben wollten. Ein Knabe daneben rasselte mit einem kleinen Holzkasten, in den die Andächtigen ihre Soldi hineinlegen sollten; die meisten aber, wohl alles sehr arme Leute, wollten zwar von der Wunderwirkung des Steins Nutzen ziehen, aber nichts bezahlen.

Geht man nun vollends vor eines der Tore, so befindet man sich bald in völliger Einöde. Endlos zieht sich eine weiße, gerade Landstraße hin, die man als eine Fortsetzung der alten Via Emilia betrachten darf und die bis nach dem fernen Brindisi hinuntergeht. Rechts und links vom Wege liegen eingewässerte Reisfelder, östlich gegen das Meer hinab Sümpfe und öde Sandstrecken, hier und da von Kanälen durchzogen. Nur ein herrlicher Pinienwald, die schon von Dante erwähnte und in unserem Jahrhundert von Byron oft zu Pferde besuchte, berühmte Pineta, zieht sich eine schöne Strecke längs der Küste hin.

Nun kommt aber — machtvoller fast als irgendwo — die historische Erinnerung dazu, die uns sagt, daß in dieser Einöde einst eine dreifache große Kaiserstadt blühte (Ravenna, Cäsarea und Classis waren im Grunde eine große Stadt). Wie schon der Name Classis andeutet, ankerten hier Flotten der Cäsaren. Gewisse Türme, die jetzt mitten in einem sandigen Felde stehen, waren einst wellenumspülte Leuchttürme! Man erlebt hier die Wunder jenes schönen Rückertschen Gedichtes von „Chidher dem ewig jungen." Vorbei Markt und Stadt und Volksgewühl, vorbei der See, der Wellen schlug u. s. w. Und auch der alte Pinienwald, unter dem schon Theodorich der Große — im Nibelungenlied der Recke Dietrich von Bern — ein Jahr lang mit seinen Goten lagerte, wird, ich fürchte es, dereinst verschwinden. Der einzige Winter 1879 auf 1880 hat mit seiner ungewöhnlichen Härte ein Drittel dieser Bäume vernichtet; andere hat ein Waldbrand zerstört. Doch geschieht allerdings seitens der Stadt und gemäß einer alten Stiftung einiges zur Nachpflanzung dieses Poseidonschen Heiligtums.

Einem Altertumsforscher muß hier das Herz lachen; das ist gewiß. Hier hat er genau den Kreuzungswinkel, wo die letzten Linien des weströmischen Kaisertums mit denjenigen des oströmischen zusammentreffen; dazu die eigenartige inkommensurable

Größe des Ostgotenvolkes, im späteren Mittelalter außer den Erinnerungen an Dante und an das starke Fürstengeschlecht der Pollenta die furchtbare mehrtägige Schlacht, die Gaston de Foix 1512 unter den Mauern Ravennas schlug. Und so bald nun der Historiker seinen Schritt in die wundervollen Kirchen und Grabdenkmäler setzt, kommen noch ungezählte andere Erinnerungen dazu. Dort in der einsam in den Feldern draußen liegenden alten Basilica S. Apollinaris in classe tat einst in härenem Gewande Kaiser Otto III. für ungeheuren Frevel vierzig volle Tage barfuß die strengste Kirchenbuße. Mit allem Stolz der über weltliche Größe so gern triumphirenden Kirche meldet dies noch heute eine Marmorinschrift aus dem Jahre 1001. Es war, nebenbei bemerkt, keine Kleinigkeit, gerade in dieser Kirche vierzig Tage lang auf den Marmorfliesen mit nackten Füßen zu stehen; denn der Fußboden ist feucht, das Meerwasser dringt unterirdisch so stark ein, daß mir zum Beispiel nicht möglich war, die teilweise überschwemmte Krypta dieser herrlichen Basilika zu besuchen.

Lacht dem Altertumsforscher hier das Herz im Leibe, so hüpft es dem Kunsthistoriker und dem Kunstfreunde gewiß wie ein junges Böcklein. Denn diese Kirchen sind ja nicht bloß Stätten voll geschichtlicher Erinnerungen, sie sind auch einzigartig schön durch den im Innern angebrachten altchristlichen, meist vorbyzantinischen Mosaikschmuck, der für sie eben so charakteristisch ist, wie für ihre gotischen Erbauer die ernsten, aus rohen Backsteinen hergestellten Rundtürme dieser Kirchen. Da ist zum Beispiel die von Theodorich erbaute Basilica S. Martino in coelo aureo, neben der bereits erwähnten einsamen Apollinariskirche wohl eine der herrlichsten Basiliken von ganz Italien. Abgesehen von ihren beiden edeln Säulenreihen erfreut sie den Blick besonders durch die in musivischer Arbeit ausgeführten, viel mehr als lebensgroßen Heiligengestalten, die von der Eingangspforte bis zum Chor an beiden Flächen der Wände sich hinziehen. Besonders die an der linken

Längswand im feierlichen Zuge schreitenden zweiundzwanzig Jungfrauen, denen die drei Könige vorangehen, sind von wunderbarer Zeichnung, wenn man bedenkt, daß dies alles in tausend und tausend winzigen Mosaiksteinchen ausgeführt ist. Selbstverständlich schimmert, ja starrt die ganze Wand von Gold und in hellen Farben leuchtenden Steinen, so daß auch die Pracht als solche schon eine große Wirkung tut. Aehnliches sieht man im alten Baptisterium, wo aber dermalen leider an der Decke gearbeitet wird und das Gerüst dem Beschauer sehr hinderlich ist. Ebenso sind die Mosaikgemälde in der Kirche San Vitale von erfreulichster Schönheit und Frische, auch hoch interessant, da sie einzelne Köpfe, wie zum Beispiel den Bischof Maximinianus, die Kaiserin Theodora, offenbar porträtähnlich wiedergeben und uns zugleich einen Einblick in die damalige Tracht des byzantinischen Hofes gewähren. Ich erinnere mich, im „Figaro" gelesen zu haben, daß Viktor Sardou zu seinem Stücke „Theodora" sich Zeichnungen gerade nach diesem Mosaik in San Vitale zu Ravenna hat kommen lassen. Mit den großen Toten von Ravenna ist es eine eigene Sache. Ihre Mausoleen und Sarkophage sind da, aber sie selbst liegen nicht darin, die einzige Kaiserin Galla Placidia ausgenommen, deren Sarkophag in einem mit schönen musivischen Bildern ausgeschmückten, einfach und fest erbauten Mausoleum steht. Früher konnte man sie selbst darin liegen sehen in ihren Kaisergewändern. Aber ein besonders neugieriges Mädchen von Ravenna, das vor einigen Jahren mit einer Kerze durch das Gitterfensterchen des Sarkophages hineinleuchtete, kam den mürben Gewändern zu nahe; dieselben loderten auf und von dem ganzen Inhalt des Sarges blieb nur ein Aschenhäufchen zurück. Die Behörde ließ nun den Sarg völlig schließen, damit wenigstens die Asche der einst großen, von Schicksalsschlägen hart mitgenommenen Herrscherin im Grabe Ruhe finde.

Und das Grab Dietrichs von Bern? Jenseits der Eisen-

bahnlinie gelangt man in zehn Minuten zu einem turmartigen Mausoleum, das sich von weitem nicht gerade imponirend ausnimmt, da es, wie fast alle solche sehr alte Denkmäler, tiefer im Boden liegt, als die ganze Umgebung. Die liebliche Anlage eines wohlerhaltenen Gärtchens rings um das ostgotische Bauwerk erhöht noch den Eindruck, als nahe man sich einem Gartenpavillon. Aber in der Nähe erscheinen einem die Dimensionen des Denkmals doch sehr bedeutend und gewisse Verhältnisse gehen geradezu ins Riesenhafte, so besonders das kuppelförmige Dach, man darf sagen, der Deckel des Mausoleums, der aus einem einzigen ungeheuren Felsstücke besteht, das über 180,000 Zentner wiegt. Da in der sumpfigen Gegend Ravennas überhaupt gar keine Steine gefunden werden können, mußte auch dieser Koloß aus der Ferne herbeigeschleppt werden. Man weiß, daß Theodorich, der das Grabmal noch bei Lebzeiten aufbaute, ihn zu Schiff aus Illyrien kommen ließ. Wie man es aber anfing, diese Felsmasse auf die Höhe der Rotunde emporzuheben, darüber sprechen selbst moderne Architekten und Ingenieure ihre größte Verwunderung aus. Ob der Stein wohl damals jenen Sprung erhielt, den man auf seiner östlichen Hälfte bemerkt? Die Tradition sagt, der Blitz habe diesen Schaden angerichtet. Das ganze Denkmal hat ungefähr die Form einer ungeheuern Tiara; auf den Stufen, die zu der oben herumlaufenden Galerie emporführen, läßt sich's gut träumen von grauer Vorzeit. In der Nähe liegen in einem Kanal, dem letzten Reste der alten Meeresherrlichkeit Ravennas, ein paar nach Triest bestimmte Warenschiffe, deren hohe Masten und Segel seltsam sich über die Bäume und Sträucher mitten im flachen Lande erheben. In den nahen Gebüschen Nachtigallenschlag. Der alte, freundliche Gärtner, der schon seit dem Jahre 1852 das Grabmal des Nibelungenrecken hütet, erzählt aus Ravennas Vorgeschichte in gutem Italienisch und mit wohlgesetzten Worten; ich schwöre, daß man auf der andern Seite der Alpen

nirgends einen solchen historisch gebildeten Gärtner antrifft, und namentlich keinen, der seine Kenntnisse so klar darzulegen vermöchte. Ihn dauert nur eines: Daß der Sarkophag Theodorichs, also gerade die Hauptsache in einem Mausoleum, nicht mehr hier existirt, geschweige die Gebeine des Helden, die angeblich schon Belisar in alle Winde streuen ließ. Der Sarkophag aber befindet sich mitten in einer Straße Ravennas, eingemauert in die Außenwand des alten Palastes Theodorichs. Ich sah mir das gewaltige porphyrne Ding an und bin hauptsächlich durch die Form desselben zu dem Schlusse gekommen, daß dies niemals ein Sarkophag war, sondern eine altrömische Badewanne.

Wie gesagt, es hat mit den großen Toten Ravennas eine eigene Bewandtnis. Auch Dantes Gebeine liegen nicht in seinem an die Kirche San Francesco angebauten Mausoleum, auf das die Bürger von Ravenna so stolz sind, sondern — in einer tannenen Holzkiste in der Bibliothek der Stadt, so daß man doch wirklich fragen darf, ob es unter solchen Umständen nicht passender wäre, die Gebeine den Florentinern, die schon lange darnach verlangen, zurückzugeben; sie würden sie selbstverständlich in derselben Santa Croce beisetzen, wo neulich Rossinis Ueberreste hingebracht worden sind, wo schon längst Dantes Grabdenkmal ihrer harrt, da überhaupt Santa Croce die Ruhmeshalle edler und großer Florentiner ist.

Das also leere Mausoleum Dantes in Ravenna ist übrigens gleichwohl eines kurzen Besuches wert, und das besonders, weil an jener Ecke der Außenseite der Kirche San Francesco noch eine ganze Anzahl anderer alter Sarkophage zum Teil frei dastehen, zum Teil unter einem Portikus versammelt sind und weil hierdurch, sowie durch den Hintergrund der Kirche und die nahen prächtigen Bäume vor dem ehemaligen Palaste Byrons, eine Szenerie erzielt wird, die merkwürdig an die Klosterdekoration in „Robert der Teufel“ erinnert. Solche Veduten darf man in

Ravenna schon deshalb nicht vernachlässigen, weil es ihrer nicht allzuviele gibt.

Von Ausflügen machte ich den einzigen wirklich lohnenden, den in die bereits erwähnte Pineta. Ein rasches Pferdchen, das den leichten Wagen auch später im Pinienwalde an unwegsamen Stellen mitten durch wucherndes Wachholdergebüsch ohne große Anstrengung durchbrachte, führte uns zuerst auf guter Landstraße dem fern am Horizont auftauchenden Walde zu. Unterwegs trafen wir Männer und Frauen und Mädchen mit Erdarbeiten an einem Kanaldamme beschäftigt, alle ohne Schuhe und Strümpfe. Die an heißen Tagen höchst anstrengende und gleichförmige Arbeit des Karrenschiebens wird den Frauen mit einem Franken im Tag bezahlt, was nach dortigen Verhältnissen ein ziemlich guter Lohn zu sein scheint. Eigentümlich war der Anblick der von der Sonne und dem Wind rötlich bis bronzefarbig gewordenen nackten Glieder. Unsere meisten Maler, wenn sie nacktes Fleisch malen, malen eine weiße Haut, der man sofort ansieht, daß sie gewöhnlich mit Kleidern bedeckt ist; hier dagegen hatte man das Kolorit, das man auf vielen Bildern italienischer Meister findet.

Die Schönheit eines Pinienwaldes würdigt man vollkommen erst, wenn man sie in Muße genießt. Die edle Form des in der Krone fächerartig sich verbreitenden, kräftigen und zugleich schlanken Baumes ist wohl jedermann bekannt; aber man muß erst durch Erfahrung kennen lernen, wie nun ein Wald von diesen Bäumen keineswegs, gleich unsern Wäldern, in eine einzige grüne Masse zusammenschmilzt, sondern wie, da die einzelnen Stämme bis zur Höhe der Krone ganz ohne Aeste sind, das Auge durch nichts gehindert wird, in endloser Perspektive hundert und tausend solcher hintereinander befindlicher Pinienkronen auf einmal wahrzunehmen; es ist, als ob von Waldesriesen unzählige schwarze, gewölbte Schilde gen Himmel gehalten würden.

Da wir trotz dem einzigartigen Naturspiel allmälig auf der

mehrstündigen Fahrt doch nach einiger leiblichen Erquickung verlangten, in dieser Gegend aber, die allen Temperenzlern empfohlen sei, auf viele Stunden im Umkreise nicht das kleinste Wirtshaus sich befindet, ließen wir uns vom Kutscher nach einem einsamen Wachtturm bringen, der zwischen dem Pinienwalde und dem Meere liegt. Es war die Torre di Bevano, auf die wir zusteuerten; Zollwächter, zwölf an der Zahl, hausen hier in größter Verlassenheit; ihre Aufgabe ist, das Meer zu überwachen, nach allen Barken zu spähen, die sich der Küste nähern, und diejenigen auf Schmuggel zu untersuchen, die in einem der Kanäle einlaufen. Die wetterfesten, hübschen Bursche waren nicht wenig überrascht, als sie plötzlich einen Wagen auf ihren einsamen Wachtturm zulenken sahen. Vielleicht dachten sie, es stehe ihnen die Inspektion eines ihrer Vorgesetzten bevor; jedenfalls eilten sie alle rasch vor die Tür des Turmes; einigen sah man an, daß sie, obschon es später Nachmittag war, soeben erst vom Lager sich erhoben hatten, was verzeihlich erscheint, wenn man bedenkt, daß sie nachts an der Küste umherstreifen müssen. Als sie der jungen Dame ansichtig wurden, die mit meinem Reisebegleiter und mir ausstieg, waren sie ganz besonders eifrig, uns zu dienen. Nicht bloß brachten sie uns weißes venetianisches Brot und guten dunkelroten Landwein, sondern sie beeilten sich, als die junge Dame den Wunsch äußerte, den Turm zu besteigen, um das Meer zu sehen, ihr voran zu laufen und in den oberen Gemächern in aller Hast möglichst aufzuräumen. Wirklich sah es dort dann ganz säuberlich aus; auf den eisernen Betten lag hier eine Flinte, dort eine Guitarre, sonst war alles in bester Ordnung. Das Rauschen des an diesem Abend ziemlich aufgeregten Meeres hatten wir schon im Pinienhaine gehört; jetzt sahen wir auch die Flutwellen, wie sie über die weite dunkelgrüne Fläche mit hohen weißen Kämmen dahergezogen kamen und brüllend am Strand sich brachen. Südlich blickend, konnten wir im Nebeldufte

Rimini mehr ahnen als unterscheiden, während der Blick nach der etwas landwärts liegenden Republik San Marino ein klein wenig deutlicher war. Im ganzen aber war es ein bedeckter, obschon warmer Tag. Und dieser Nebelduft, der über dem Meer und über der stillen Fläche des Landes lag, stimmte zum ernsten Schwarz des hinter uns sich hinziehenden Pinienhains und auch zu diesem einsamen Wachtturm, wo die Männer flüsternd beisammen stunden, während ein paar große, kluge und auf den Mann dressirte Hunde, im Grase liegend, mit Mißtrauen unsere Carrozza betrachteten. Alles in allem war mir dieser Augenblick der liebste, den ich in der Gegend von Ravenna zubrachte; nur durfte ich auch zu ihm nicht sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ Es war sehr rätlich, vor Einbrechen der Dunkelheit die schlimmen Wege des Pinienwaldes zurückzulegen. So trennten wir uns denn von den Zollwächtern, und es möge doch hier Erwähnung finden, daß es uns tatsächlich unmöglich war, ihnen für den Wein und das Brot, das wir daselbst genossen hatten, mehr als — vierunddreißig Centimes aufzudrängen.

Wenn gebildete deutsche Leser von Ravenna hören, fällt ihnen immer zuerst „Der Fechter von Ravenna“ ein, das gute Schauspiel von Halm. Was es nun auch mit den antiken Fechterschulen Ravennas für eine Bewandtnis haben mag, — so viel ist gewiß, daß es gegenwärtig in Ravenna Leute gibt, die absolut nicht fechten wollen. Hörte ich da unter den Fenstern meines Gasthofes „San Marco“ ein klägliches Weinen und zwar ein richtiges Heulduett, das mir um so mehr in die Seele schnitt, als ich nicht zweifeln konnte, daß Männer es waren, die so jämmerlich weinten. Ich eilte auf die Straße und erkundigte mich, was es Schreckliches gegeben habe. „Ach!“ sagten mir die Nachbarn, indem sie auf einen Graubart und auf dessen etwa neunzehnjährigen Sohn zeigten, „ach! die Armen! Der Sohn ist vor vierzehn Tagen als Rekrut ausgehoben worden. Seither

hat nun sein Vater den Verstand verloren und geht den ganzen Tag weinend in den Straßen Ravennas herum; und der Sohn macht es gerade so.“ Dies war wirklich der Fall. Die beiden weinten, als ob es ihnen das Herz abstoßen sollte. Und wenn je einmal der Vater eine kleine Pause machte, so setzte der Sohn in einer ganz neuen Stimmlage mit frischen Kräften ein, was dann alsbald den Vater veranlaßte, einen verzweiflungsvollen Baß zu sekundiren. Es war eine merkwürdige Szene, bei der man sich versucht fühlte, vor Erbarmen mitzuweinen und doch auch herzlich zu lachen, da am Ende dem Sohne nichts Schlimmeres geschieht, als einer Million junger Männer in ganz Europa. Freilich hat Italien seine abessynische Schlachtbank und kann leicht auch durch das Bündnis mit Deutschland in große Welthändel verwickelt werden; vielleicht war das der tiefste Grund dieses Seelenschmerzes der beiden Friedfertigen von Ravenna, die hoffentlich ihre Tränen seither getrocknet haben.

6.

Ferrara.

Ich habe es beim besten Willen nicht fertig gebracht, die Stadt der Herzoge von Este, die andern Reisenden „unglücklich“, „düster“, „melancholisch“ vorgekommen ist, tragisch zu nehmen und schreibe dies zum Teil der schwarzen Folie zu, von der Ferrara sich für uns aus Ravenna Kommende abhob. Ja! wer aus Florenz käme oder aus Venedig! Aber wir, die wir der echten Melancholie in die Augen geblickt haben, der einsamen Muse der Weltgeschichte, die auf öden Gefilden am fernaufrauschenden Meere sitzt und am hellen Tage die blutigen Gespenster alter Goten- und Herulerkönige sieht, — wir konnten dieses ganz freundlich rote, kastellartige Herzogsschloß mitten in Ferrara doch unmöglich sehr ernst nehmen, obschon in seinen Sälen manches Verdrießliche mag begegnet sein. Jetzt sieht es sogar ganz

gemütlich aus. Denn aus den Fenstern des Erdgeschosses, wo sich die Schreibstuben der Regierungsbehörden von Ferrara befinden, gucken überall hübsche glatte Angelruten hervor, von denen die Leine hinabreicht in das grünliche Wasser des Schloßgrabens. Und hinter jeder solchen Angelrute zeigt sich von Zeit zu Zeit das fette, etwas zimmergelbliche Gesicht eines Bureauangestellten, der nachsehen kommt, ob der Karpfen schon angebissen hat. Dort sitzen zwei Sekretäre in Hemdärmeln in der Fensternische und verbinden mit dem Genusse des Fischens noch den des Rauchens. Da — da — da hat's angebissen! Und mit vergnügt lachendem Gesicht zieht der Herr Bezirksgerichtsschreiber von Ferrara einen großen zappelnden Fisch durch die Gitter des Fensters in sein Bureau hinein. Wie schade, daß um das Bundesrathaus zu Bern nicht auch so ein grüner fischreicher Schloßgraben läuft! Aber — nein! Das würde ja gar nichts nützen; denn unsere Angestellten haben bekanntlich so riesig zu arbeiten, daß die Fische sterben würden von dem vielen Schweiße, der in ihrer Nähe vergossen wird.

Mit der Gemütlichkeit der fischenden „Büralisten" im Schlosse steht nun alles in Ferrara im Einklang. Wo in der Welt kommt es sonst vor, daß drei unbeschäftigte Tramways auf dem Domplatze halten und im Anblick von drei spazierengehenden Fremden so enthusiastisch erregt werden, daß sie alle drei besagten Fremden in aller Tramwaygröße auf den Leib fahren mit der flehentlichen Bitte, ein bischen einzusteigen? Und was das für ein Festtag für die Bevölkerung war, daß wir das prachtvolle Domportal aufmerksam, sogar durch den Feldstecher uns besahen! Eine ganz kleine Volksversammlung umstand uns und bewies, daß Ferrara, „das durch seine Fürsten groß gewordene", jetzt wirklich nur noch eine ganz angenehme provinzielle Kleinstadt ist; nicht gerade klein an Ausdehnung — im Gegenteil! aber klein an Manieren und Sitten.

Mit dieser Bemerkung will ich um des Himmels willen niemand zu nahe treten, weder der holden Eleonore d' Este, deren Stickereien noch heute auf einigen Prachtstühlen des Schlosses in blassen Farben zu sentimentaler Bewunderung verlocken, noch der armen, von Lord Byron dichterisch verherrlichten Parisina de' Malatesti, die ihr Gatte, der Markgraf Nicola III., hinrichten ließ samt seinem Stiefsohne Ugo, nachdem er die beiden auf unerlaubter Liebe ertappt. Durch unterirdische Gänge sind wir bis in die wirklich abscheulichen Kerker dieser beiden Unglücklichen eingedrungen. Aber gerade als es uns an dem düstern Orte ihrer Hinrichtung endlich einmal gruseln wollte, verdarb uns die Kustodin den Spaß oder vielmehr den Ernst. Sie hielt uns nämlich für Engländer, die kein Italienisch verstehen und denen man daher namentlich mit keinen Zeitwörtern kommen darf. Also ersetzte sie die Zeitwörter mit Gebärden und bohrte mir daher in dem Loche, wo Parisina hingerichtet wurde, plötzlich ihren Zeigefinger in die Seite mit einem ausdrucksvollen „Ecco — picks!" Auch in einer Kirche gab es einen Jux; es war in San Francesco, wo wir uns eben in andächtige Betrachtung gewisser recht interessanter architektonischer Verhältnisse vertieften, als ein würdiger Geistlicher mit feinem Lächeln auf uns zutrat und uns fragte, ob wir das Echo hören wollten. Wir wollten. Er führte uns etwa zwanzig Schritte der Haupttür gegenüber und klatschte dann einmal in die Hände. Klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp u. s. w. tönte es zwanzigmal wie mit dem Flügelschlag einer Taubenschar durch die hohen Volten der Kirche. Natürlich brachte mich diese angenehme Ueberraschung auf den ketzerischen Gedanken, hier und an keinem andern Orte müßte der Altar stehen, da dann das Messelesen viel expediter von statten gehen könnte, gleich zwanzig Messen sozusagen in einem Atemzug, was bei einem Kultus, der mehr auf die Quantität als auf die Qualität sieht, kein unbedeutender Umstand wäre.

Ferrara hat auch — im sogenannten Diamantenpalaste — eine recht ansehnliche Gemäldegalerie mit Bildern alter Meister vorzugsweise aus der Bologneser und Ferrareser Schule. Namen wie Dosso Dossi, Garofalo, Panetti, Bononi herrschen hier. Mein Begleiter äußerte beim Durchwandern der schönen Säle sein Bedauern, daß die Galerie moderne Künstler zu ignoriren scheine; ich stimmte bei. Als wir dann aber in einem letzten kleinen Saale etwa fünfzehn Bilder von neueren Ferraresischen Malern fanden, wickelten wir unser Bedauern in die Watte der Enttäuschung und steckten es schweigsam in die Tasche, um es für eine bessere Gelegenheit zu sparen; denn so traurige Beweise von Unfähigkeit speziell auf dem Gebiete der Historienmalerei waren uns wohl niemals vor Augen gekommen.

Der gegenwärtige Präfekt von Ferrara heißt Amour; er wohnt auf dem Schlosse und sitzt mit seiner ganzen Familie auf goldenen Stühlen in schönen, modern möblirten Zimmern. Auch sonst fehlt es in den Vorstädten nicht an alten und neuen Palästen, die auf reiche Bewohner schließen lassen. Aber die große Mehrheit des Volkes scheint arm zu sein. Auffallend ist die große Zahl von Hinkenden. Unter einem Voltone an der Piazza beim Standbilde Savonarolas beim Kaffee sitzend, bemerkten wir, daß außer einigen vorübergehenden Offizieren und Soldaten beinahe jeder Mann hinkte. Mein Begleiter war der Ansicht, die schönen Offiziere in Italien seien überhaupt daran schuld, daß es in diesem Lande so viele Krüppel gibt, da die Kindermädchen und vielleicht zuweilen auch die Mütter, während sie nach den Epauletten gaffen, die Kinder häufiger fallen lassen als anderswo. Wie steht es wohl mit den geraden Gliedern auf schweizerischen Waffenplätzen, z. B. in Thun? . . . .

Ich sollte nun noch vom alten, wohlerhaltenen Hause Ariosts erzählen, das wir besuchten. Aber da selbst die ganze Kustodenfamilie mit Aufbietung aller ihrer Geisteskräfte über dieses Haus

und den dabei befindlichen Garten nichts anderes vorzubringen wußte, als: questo era il giardino d' Ariosto, questa era la casa d' Ariosto, verlasse ich Ferrara und darf im ganzen versichern, daß diese ganz gemütliche Stadt immerhin von Italienreisenden mit etwas beschränkter Zeit ruhig darf übergangen werden.

7.

In den Lagunen.

Venedig, oder noch schöner: Venezia, das schreibt man gern hin und beschaut dann die Schriftzüge mit innigem Vergnügen, als wären sie eine magische Formel, die ein Wunderland aufschließt. Und letzteres ist wirklich der Fall. Das bloße Wort Venedig sagt so viel, daß man nachher das Kapitel einer Reisebeschreibung, die von Venedig handeln soll, am besten bloß mit Gedankenstrichen anfüllen würde; der Leser könnte dieselben für Gondeln oder für blinkende Wellen des Lido nehmen, oder für süß verträumte Stunden, — a piacere.

Ich habe, wie man hieraus entnehmen mag, nicht im Sinn, die zahllosen Beschreibungen Venedigs um eine zu vermehren. Wenigstens für allbekannte Herrlichkeiten, wie der Dogenplatz und die goldene Markuskirche, nehme ich mir den ernsthaften Türken zum Muster, der alle Morgen und alle Abende auf dem ungeheuren, von den Loggien der alten Paläste eingefaßten Markusplatze absolut schweigsam bei seinem köstlichen Schälchen heißen Kaffees saß und nur mit stillem Ergötzen zuweilen seine dunkeln Augäpfel nach allen den köstlichen Dingen rollte, die dort den Blick erlaben. Es gefällt seinesgleichen noch immer in Venedig wie zur Zeit, als der eifersüchtige Mohr im Dienste der seebeherrschenden Republik stund, und auch Indier sieht man hier häufig. Ein hochgewachsener Rajah mit Turban stolzirte oft in den Prokurazie Vecchie herum, oder fuhr mit jenem unnachahmlichen Ausdrucke orientalischen Phlegmas in der Gondel des Hotel

Danieli spazieren. Bescheidenere seiner Glaubensgenossen, bis zum schwarzen Kuli hinab, verschleuderten in den prächtigen Mosaik- und Muranoglasläden am Platze ihre gewiß sauer verdienten Rupien; es waren Leute von der Bemannung eines soeben aus Bombay angelangten englischen Dampfers; solche Schiffe aus dem fernsten Orient langen hier alle Tage an, und wie ich venetianischen Zeitungen entnehmen konnte, werden gegenwärtig von den venetianischen Politikern und Finanzgrößen in Rom große Anstrengungen gemacht, um vom Ministerium vier Millionen für den Hafen und für gewisse am Lido notwendige Arbeiten zu erlangen. Freilich heißt es, Venedig habe „mächtige Feinde", womit gewiß die welthistorisch alte Nebenbuhlerschaft Genuas gemeint sein soll. Dagegen machte mir die Stadt, was Handel und Verkehr betrifft, einen wesentlich bessern Eindruck, als da ich sie im Jahr 1879 zum ersten Mal sah. Richtig ist, daß die ärmeren Leute sehr klagen über den großen Schaden, den ihnen das letzte Cholerajahr angetan hat. Unser prächtiger Gondoliere Giuseppe Cairoli, den ich jedermann als einen braven, treuen, ehrlichen und gescheiten Burschen sehr empfehlen kann, hat noch jetzt einzelne seiner Habseligkeiten im monte di pietà, d. h. in der Pfandleihanstalt versetzt. Aber die große nationale Kunstausstellung, die in diesem Sommer 1887 in den giardini publici ihre Schätze ausbreitete und zahllose Fremde nach Venedig zog, wird diesen Schaden einigermaßen wieder gut gemacht haben und, wie gesagt, abgesehen von solchen zufälligen kleinen Schwankungen, macht Venedig den Eindruck einer Stadt, die nicht bloß ihre große Vergangenheit hat, sondern auch wieder eine voraussichtlich ganz erfreuliche Zukunft.

Daß Venedig nicht häufiger als Winteraufenthaltsort gewählt wird, wundert mich. An der Riva dei Schiavoni z. B., wo ich in der schönen und freundlichen Casa Petrarca eine sehr hübsche Privatwohnung hatte, die ich — nebenbei bemerkt — mit

Berühmtheiten wie Ferdinand Gregorovius und mit dem in Frankreich in die Mode gekommenen Lyriker Bourget teilte, — an dieser sonnigen Riva dei Schiavoni müssen Wintertage ganz besonders angenehm sich verleben lassen. Gegen Norden ist man durch die hohe Häuserreihe selbst bestens geschützt; der Strand mit seinen reinlichen Fliesen und den schön geschwungenen Marmorbrücken ist nach Süden offen. Vor den Fenstern wiegen sich die bewimpelten Schiffe aller Nationen, am meisten natürlich Fahrzeuge aus den adriatischen Küstenstädten von Triest bis hinab nach Brindisi, Korfu und Griechenland. Weiter gegenüber liegen die Inseln S. Giorgio und die Giudecca, außerdem beherrscht der Blick den Ausgang des Markusplatzes, auf den Canale grande und auf viele herrliche Kirchen und Paläste. Rechnet man hinzu, daß Venedig mehrere gute Theater hat, vor allen das schöne Teatro Fenice, ferner, daß die Bevölkerung eine liebenswürdige und gutartige ist, mit der es sich bequem verkehren läßt, so muß man sich wundern, daß die an Kunstschätzen und historischen Monumenten unvergleichlich reiche Stadt nicht ihre eigentliche große Wintersaison hat.

Was uns betrifft, so fanden wir Venedig bis gegen die Mitte Mai von Fremden überflutet, obschon wir erst nach den großen Einweihungsfestlichkeiten der Ausstellung eintrafen. Aber die Königin war noch anwesend bis zum 11. Mai und mochte bei aller Bescheidenheit ihres Auftretens doch dazu beitragen, manche den höfischen Kreisen nahestehende vornehme Fremde länger in Venedig festzuhalten. Wir sahen die von ihrem Volke geliebte Regentin öfters aus nächster Nähe; bald begab sie sich in ihrer Gondel in das Ausstellungsgebäude, bald ging sie aus dem königlichen Palast am Canale grande zu Fuß in die nahe Markuskirche, wo sie sich unter alles Volk hinkniete. Freilich das zu Fuß Gehen darf ihr hier nicht zum Verdienst angerechnet werden. Denn außer den vier vergoldeten Kolossalpferden auf

der Front der Markuskirche gibt es in ganz Venedig kein Pferd. Nur auf dem Lido draußen, jenem schmalen Küstenstriche, der Venedig vom Wellenschlag des offenen adriatischen Meeres trennt, fährt in neuester Zeit ein Tramway. Schon Lord Byron hielt hier ein Pferd zum Spazierenreiten; in Venedig selbst wäre dergleichen der engen Gäßchen und der zahllosen Kanalbrücken wegen tatsächlich unmöglich.

Die Erinnerung an den tollköpfigen Lord wird hier natürlich durch seine Landsleute immer noch wach gehalten, so daß der Gondoliere, wenn er Fremde durch den Canale grande führt, niemals versäumt, auf jenen Palast der Familie Mocenigo hinzuweisen, wo einst der Dichter mit seiner „tigerhaft schönen Medea", jener damals zweiundzwanzigjährigen Bäckersgattin Margarita Cogni hauste, die nicht bloß durch körperliche Reize und Temperament, sondern auch durch geistvolle Einfälle sich als eine echte Tochter der Lagunenstadt auswies. Er hatte mit ihr manche tumultuarische Szene des Zorns; als er sie einst bei solcher Gelegenheit im Uebermaß seiner Wut „Vacca" * schimpfte, erwiderte sie mit Geistesgegenwart und schalkhaft knixend bedeutsam genug „Vacca sua, Eccellenza"; wie fein war damit die Beleidigung gerächt und zugleich durch einen Anschein der Unterwürfigkeit ein Einlenken zum friedlichen Ausgleiche angebahnt. Solche Beweise von Geistesgegenwart und natürlichem Witz erlebt man übrigens bei diesem gescheiten Völkchen noch heute jederzeit. Im Pavillon der Ausstellung bezahlte ich meine Collazion und ließ mir einen Fünflireschein wechseln, den jedoch der Wind, der in den gegen das Meer offenen Pavillon hineinwehte, ein paar Schritte weit fortblies. Als ich den italienischen Kellner, nachdem er den Schein glücklich eingefangen hatte, necken wollte, indem ich ihm sagte: „Schönes Geld, dieses italienische, das der Wind davon-

* Kuh.

trägt", antwortete er sofort besonnen: „Was wollen Sie, mein Herr? Fliegt nicht alles Geld davon, besonders in Venedig?" Aehnliche sinnvolle Scherzreden hatte unser Gondelführer immer in Bereitschaft. Auf drollige Weise erzählte er z. B. seine Erlebnisse im Spital bei schwerer Krankheit, die ihn einst an den Rand des Grabes brachte, und schloß schmunzelnd: „Ja, da war es nahe, ganz nahe daran, daß ich altra parte, ins Jenseits gegangen wäre; aber es ist doch besser", — mit einem lebensfreudigen Blick auf sein schönes Venedig und auf seine liebe Gondel, — „daß ich noch ein bischen hier unten bin."

Sind nun schon die gewöhnlichen Leute im Volke so voll Laune und lebhaften Witzes, wie viel mehr müssen solche Eigenschaften bei denjenigen Menschen zu Tage treten, die, wie die Schauspieler, aus derselben ein Gewerbe machen. Ich sah im Rossini-Theater eine italienische Operette „Lorenz XIV."; kommt sie jemals auf eine deutsche Bühne, so werde ich mich hübsch hüten, hinzugehen, denn das Sujet ist blitzdumm. Aber wie sprühte die Aufführung von Geist und Leben! Daß die Operette ein daseinberechtigtes Genre ist, erfuhr ich durch diese Vorstellung eigentlich zum ersten Male. Alle Mitspielenden führten den großen Unsinn der Handlung mit einer Ausgelassenheit und mit einer Keckheit durch, die ohne die leichte Grazie dieser Nation leicht in unerträgliche Frechheit würde umgeschlagen haben, während alles zwar pikant, aber doch nicht undelikat war.

Es versteht sich von selbst, daß wir in Mitte einer so angenehmen und liebenswürdigen Bevölkerung keinen Anlaß versäumten, die Vergnügungen dieser Leute zu teilen, wozu sich besonders an einem Sonntag Nachmittag ein willkommener Anlaß bot. Ein österreichischer Lloyddampfer, „Cattaro", der gerade im Hafen lag, hatte für den Sonntag Nachmittag bei günstigem Wetter eine Vergnügungsfahrt ins offene Meer hinaus angezeigt. Etwa zweihundert Personen, unter denen auch wir uns befanden,

benützten diese günstige Gelegenheit. Auf dem Schiffe herrschte bald das heiterste Leben. Eine Musikkapelle, aus Knaben bestehend, spielte zwar nur so, wie man im zweiten Teil des „Faust" von den „jüngern Engeln" erwarten kann, daß sie singen. Aber die etwas unvollkommenen Harmonien genügten dem fröhlichen Völklein doch, aus dem erhöhten Verdeck einen Tanzsaal zu machen, und so hüpften Männlein und Weiblein, während das majestätische Schiff mit breiter Brust die Wellen des an diesem Nachmittag besonders ruhigen, unabsehbaren Meeres durchschnitt. Bei aller dieser festtäglichen Freude war der Konsum an geistigen Getränken ein äußerst geringer, und es ging auf dem Schiffe musterhaft zu, so daß der große Genuß, den namentlich wir schweizerische Land- und Bergratten an einer solchen Meerfahrt hatten, uns in keiner Weise gestört wurde.

Daß wir am andern Tage ganz Venedig durchgondelten, in alle kleinen Seitenkanäle eindrangen, ab und zu aussteigend, um hier eine Kirche, dort einen Palast oder eine Gemäldegalerie zu besuchen, versteht sich von selbst. Eine solche Privatgondel kostet für den ganzen Tag nur fünf Franken und das Trinkgeld. Wo bekäme man in einer Stadt um solchen Preis eine Droschke für den ganzen Tag? Und dabei ist die sanfte Gondelfahrt in den denkbar bequemsten Polstern dieses wundervollen Vehikels natürlich tausendmal angenehmer als jedes Fahren in einer Droschke.

Am ausführlichsten aber genossen wir die Gondel und die Lagunen, als wir uns an einem schönen Vormittag nach einer der nordöstlichen und entferntesten Inseln bringen ließen, dem untergegangenen Torcello.

Ich will mit dem Ausdrucke „untergegangen" nicht etwa andeuten, Torcello, das einst eine große Stadt war, sei in Meeresfluten versunken wie einst Vineta. Zwar richtet das Meer hier zu Lande gelegentlich allerlei an; vor sechs oder sieben Jahren konnte man einmal ein paar Tage lang auf dem Markusplatze

in Gondeln fahren und auf der dicht bei Torcello gelegenen Insel Burano zerstörte ein einziger Orkan 214 Häuser.

Aber Torcello selbst ist nicht von den Elementen zerstört worden. Es ist eher eine weggetragene Stadt und jedenfalls eine der größten Merkwürdigkeiten im ganzen Bereiche der Lagunen.

Man denke sich eine kleine Insel mit niedriger Küste; zwischen fruchtbaren Weingeländen erheben sich ein paar ärmliche Wohnungen von Landleuten. Aber mitten auf der Insel steht noch der Dom der einst stolzen, herrlichen Stadt, ein edler Dom, innen mit reichen altchristlichen Mosaikbildern geschmückt und mit einem Mosaikboden gleich der Markuskirche in Venedig. Aber auf der noch erkennbaren Piazza von Torcello wächst Gras; einsam verlassen liegt das einstige Forum da und das Rathaus von Torcello ist kein Dogenpalast geworden. Versandet sind die meisten seiner Kanäle, an denen einst Paläste stunden, von deren zum Wasser hinabführenden Torstufen hie und da eine Spur übrig geblieben ist; auch eine halbverfallene, kleine Rialtobrücke schwingt sich an einer Stelle über das träge Wasser. Von all der alten Herrlichkeit ist nichts Bedeutendes übrig geblieben als der bereits genannte großartige Dom und neben demselben ein Baptisterium, dessen Bau besonders durch die luftige, im Kreis angelegte Vorhalle mit Säulen dem Auge gefällt. Aber die Steine, die schönen Quadern der verfallenen Stadt müßten doch wenigstens noch da sein, denkt man. Auch darin täuscht man sich. In einer solchen steinarmen Sand- und Wassergegend wurden die Steine weggeschleppt, sobald einmal, wie es scheint im 17. Jahrhundert, der Verfall der Stadt ein definitiver geworden war. Und die Gründe dieses Verfalls? Man kennt sie nicht genugsam. Die Schrift des Pfarrers von Torcello, die wir kauften, läßt vermuten, daß klimatische Fieber zur Entvölkerung der Stadt beitrugen. Was in noch früherer Zeit die Eifersucht oder die Härte des mächtigen Venedig mögen bewirkt haben, weiß man

nicht; die Tatsache aber ist sicher, daß gegenwärtig auf dieser Insel siebzig Personen leben, wo eine Stadt stund, die im 10. Jahrhundert mit Byzanz einen schwungvollen Handel trieb, so daß Konstantin der Purpurgeborne ihrer Erwähnung tut. Und nun nehme man noch dazu, daß vor noch viel längerer Zeit daselbst eine römische Niederlassung blühte; ein an Ort und Stelle ausgegrabener altrömischer Altar ist noch zu sehen, sowie die auf der Insel gefundene, nicht schlecht gearbeitete Jupiterstatue. Selbst Spuren von Etruskern bewahrte der treue Boden dieses Eilandes. Und alles, alles vorbei! „Terribilis est locus iste" sagt man unwillkürlich mit den Worten eines Spruches, der im Dom unter einem Bilde des Gekreuzigten steht. Der gute Pfarrer von Torcello schlägt in seiner Broschüre vor, man sollte, um die Insel wieder zu bevölkern, die Müssiggänger von Venedig hieher verpflanzen. Aber wäre die Insel groß genug? Und wer steht dafür, daß dann nicht Venedig zu einem Torcello würde?

Auf dem Heimweg von Torcello besuchten wir auch die Inseln Burano und Murano mit ihrer Glasindustrie. Wie man ganz Venedig mit seinen Lagunen einen Triumph der Wasserwelt nennen kann, so ist Murano der Triumph des Glases. Nach den Eindrücken von Torcello waren wir für allen diesen gläsernen netten Firlefanz nahezu unempfindlich; denn wir hatten gleichsam mit eigenen Augen gesehen, daß der Weltgeist auch stärkere Dinge, das Beste und Festeste, das wir Menschen zu haben glauben, wie Glas zertritt. „Periamo noi, periano anche i bicchieri."

8.

Moderne Malerei und Skulptur in Italien.

Obschon diese Zeilen seiner Zeit im Journalistenpavillon der großen Kunstausstellung in Venedig geschrieben wurden und die Anregung zu denselben von allen den artistischen Herrlichkeiten

ausging, welche jenen ganzen Sommer lang in dem Ausstellungs-gebäude der Giardini publici die Blicke so vieler Tausender auf sich zogen, so beruhen doch die Gedanken und Urteile, die ich mir hier auszusprechen erlaube, keineswegs bloß auf dem oft-maligen Durchwandern der Ausstellungssäle, sondern vielmehr auf einem seit Jahren gepflegten, sozusagen persönlichen Verhältnisse zur modernen italienischen Kunst.

Ich habe bei meinen häufigen Besuchen in Italien nur das allererste Mal ausschließlich der alten Kunst gelebt, später aber bei meinen wiederholten Frühlingsreisen in diesem glücklichen Lande der Musen und Grazien meine ganz besondere Aufmerk-samkeit der modernen Kunst zugewandt, des Schillerschen Spruches eingedenk:

„Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut."

Was die Bewohner der italischen Halbinsel in der antiken Zeit, was sie im Cinquecento und in allen den dazwischen-liegenden und nachfolgenden Epochen geleistet haben, das weiß die gebildete Welt so ziemlich. Aber was das Italien von heute in den schönen Künsten für einen Rang einnimmt, das ist viel weniger bekannt, und die Unwissenheit hierüber wird nur zu häufig hinter der Phrase versteckt: „Die heutigen Italiener sind die kleinen Enkel großer Ahnen."

Nun möchte ich keineswegs den modernen Italiener in allen seinen Kunstbestrebungen loben. Vor allem nicht auf dem Ge-biete der Musik, trotz den neulichen Triumphen von Verdis „Otello." Ein Land, wo in den schönsten Kirchen die Orgeln zuweilen einen Registerzug haben, der eine türkische Musik oder wenigstens ein Tambourin mit Schellen in Bewegung setzt, und wo demgemäß auf der Orgel die banalsten Opern- und selbst Operettenmelodien heruntergedudelt werden, ein solches Land ist jedenfalls nicht assekurirt gegen den Verfall des guten Geschmackes

der Vorzeit. Daher wird der Verdacht bestehen dürfen, auch auf dem Gebiete der bildenden Künste möchte ein derartiger Verfall zu bemerken sein.

Da mag nun aber zuerst die Versicherung abgegeben werden, daß eine dem italienischen Orgelspiel analoge oder parallele Geschmacklosigkeit nicht einmal auf dem glatten Terrain der Skulptur zu entdecken ist, jedenfalls nicht auf dem der Malerei. Einzelne Geschmacksverirrungen, vielleicht durch das Ueberwuchern einer ungezügelten Phantasie veranlaßt, sind noch lange keine Beweise von einwurzelnder Geschmacklosigkeit. Im Gegenteil muß konstatirt werden, daß die italienische Malerei in dieser Richtung, namentlich vor der französischen, eines großen Vorzuges sich erfreut, der auf jenem heutzutage für alle Künstler so gefährlichen Tummelplatze der naturalistischen Velleitäten ganz besonders zum Ausdrucke kommt.

Wie die Italiener nämlich, gleich den Franzosen, ihre naturalistischen Romanschriftsteller haben, so malen sie auch mit naturalistischem Pinsel Gegenstände, wie sie dieser Richtung besonders wert sind: Markante Szenen aus dem gesellschaftlichen Leben am Ende des neunzehnten Jahrhunderts.

Die nationale Ausstellung in Venedig war besonders reich an solchen Bildern, die geradezu als sozialistische Tendenzgemälde dürften bezeichnet werden. Arme Weiber aus dem Volke, die unter einer ungeheuren Bürde Holzes auf steilen Gebirgspfaden fast zusammenbrechen, waren durch nicht weniger als vier Maler in lebensgroßen Gestalten auf dieser Ausstellung vertreten; einer dieser Maler hat sein Bild geradezu „bestia da soma“ genannt, um durch den Titel den Gegenstand unserem Gefühl noch empfindlicher zu machen. Wir sahen ferner Minenarbeiter, welche die Leiche eines verunglückten Kameraden wegtragen (Alberto Rossi), ein Greisenasyl (Angelo Morbelli), Lastträger und andere von harter Arbeit bedrückte Existenzen, denen schon ein Glas

Wein, das sie am Abend trinken, ein hoher Genuß erscheint, Auswanderer nach Amerika, die hoffentlich auf dem Meere nicht auch noch Schiffbruch leiden müssen, wie sie im Leben der Heimat mit ihren Hoffnungen gescheitert sind (Noe Bordignon), wir sahen sogar — von Oreste da Molin — zwei Tendenzgemälde: „Die gut Genährten“ („i ben nutriti“) und „Die schlecht Genährten“ („i mal nutriti“); aber alle diese Versuche, die schöne Kunst in den Dienst des modernen sozialpolitischen Gedankens zu stellen, unterscheiden sich von ähnlichen Versuchen neuer französischer Maler sehr zu ihrem Vorteile, indem der Italiener auch bei dem häßlichsten Stoffe noch immer möglichst Künstler zu bleiben bestrebt ist und niemals ganz außer Acht läßt, daß schließlich ein Gemälde auch bei einer gewissen im Stoffe liegenden Widerwärtigkeit dem Auge wohlgefallen soll. Wer die Pariser Salons der letzten Jahre kennt, weiß, daß bei den Franzosen die naturalistisch-sozialpolitischen Gemälde meist ganz unerträgliche Bilder sind, karrikaturenhaft häßlich, wie die Romanfiguren Zolas. Wie nun ein Verga in seinen Szenen aus dem ländlichen Leben, wie eine Matilda Serao, eine Marchesa Colombi und andere italienische Autoren mit Zola zwar das Streben nach der treuen Wiedergabe des wirklichen Lebens gemein haben, in der Ausführung aber viel mehr als Zola darauf bedacht sind, der Phantasie reizvolle Bilder zu gewähren und den guten Geschmack zu schonen, so zeigt sich dasselbe Streben, und zwar ein mit Erfolg gekröntes Streben, an diesen italienischen Malern der Gegenwart. Es ist ungefähr dasselbe Bemühen, das einst die ältern italienischen Meister an die schwere Aufgabe setzten, gräßliche Märtyrerbilder, die sie für die Kirche malen mußten, zu Kunstwerken zu gestalten, die das Auge wenigstens nicht allzusehr verletzen. Wir wissen, daß nicht alle ältern Meister diese Aufgabe vollkommen glücklich gelöst haben; die Klage Goethes über die geschundenen und gebratenen Heiligen in der Galerie zu

Bologna ist bekannt. Auch heutzutage gelingt es nicht allen italienischen Malern, das Peinliche, das in solchen Szenen modernen Martyriums liegt, künstlerisch zu verklären. Aber vielen ist dies doch so sehr gelungen, daß man Glauben an diese Richtung der modernen Kunst gewinnt und sich gesteht, in der Fortentwicklung und allmäligen Läuterung solchen Strebens dürften für das Kunstleben eines aufdämmernden Jahrhunderts die größten Erfolge und jedenfalls die stärksten Wirkungen der bildenden Kunst auf die Massen liegen.

Neben einem gewissen feinen seelischen Empfinden, das den italienischen Malern und Bildhauern über derartige gefährliche Klippen hinweghilft, ist es besonders die Originalität ihrer Phantasie, was ihnen zu gute kommt und was überhaupt einer Ausstellung moderner italienischer Gemälde und Skulpturwerke einen so mächtigen Reiz verleiht. Die Erfindung — daran fehlt es heutzutage in Frankreich wie auch in deutschen Landen gar so sehr. In Italien ist künstlerische Erfindung zu Hause. Die bei allen künstlerischen Individuen von Jugend auf durch die Anschauung aller möglichen herrlichen Werke des Altertums und der Renaissance reich wie nirgends genährte Phantasie hat von Anfang an einen kühnen, schlanken Wuchs, und so kommt es, daß der nordische Besucher einer italienischen Kunstausstellung sich anfangs beinahe berauscht fühlt von der Fülle der auf ihn einwirkenden, höchst originellen Einfälle. Allmälig sondert man auch auf diesem Gebiete das bloß Bizzare vom wirklich Genialen; von letzterem bleibt aber noch genug übrig, um für die Enkel Michelangelos ein günstiges Vorurteil zu erwecken. Man sehe sich einmal in der Abteilung für Skulptur, oder auch nur in der für Kunsthandwerk alle die im höchsten Grade merkwürdigen bemalten Statuen an, die zur Ausschmückung von Luxusräumen bestimmt sind, jene phantastischen Neger mit Kandelabern und dergleichen, oder bei den eigentlichen Skulpturwerken zum Bei-

spiel die originelle Darstellung, wie um die goldene Weltkugel eine ungeheure Schlange mit dem Oberleib und Antlitz eines Dämons sich herumgelegt hat — eine von Vincenzo Jerace ausgeführte Versinnlichung des alten germanischen Mythus von der Midgardschlange — oder man betrachte jene Statue, die von ihrem Urheber, Luigi de Paoli, den Namen „La bisca" („Die Spielhölle") erhalten hat und den symbolisch allgemeinen Gedanken durch das qualvolle Leiden eines jungen Mannes darstellt, der von einer herzlosen, über seinen Kopf hin würfelnden und Gold verschwendenden Cocotte aufs schonungsloseste ausgebeutet wird — so wird man mir zustimmen, wenn ich den modernen italienischen Künstlern einen überraschenden Reichtum an origineller Erfindung einräume. Bis auf den Rahmen der Gemälde erstrecken sich die oft ganz wunderbaren Einfälle. Da gibt es zum Beispiel von einem gewissen V. Polli ein mehr bizarres als schönes, auch schwer zu begreifendes Bild, das den Titel „Chiaroscuro" („Helldunkel") nicht bloß deshalb führt, weil hier in der Morgendämmerung ein seltsames Weib und zwei kleine Knaben auf demselben Lager anscheinend in bacchantischem Taumel ausgestreckt da liegen; der Sinn des Bildes auch ist — helldunkel. Aber nun — am Rahmen, welche glückliche Erfindung! In dem dunkeln, gebeizten Holze einer Seitenliste befindet sich, nahe an der unteren Ecke, eine Vertiefung, als ob ein Kästchen offen stünde. Und aus diesem Kästchen sind zwei matt vergoldete Dämmerungsfalter hervorgekrochen, die soeben die Flügel regen, um auf das Bett zu den schlafenden Menschen, das heißt also in das Bild hinein zu fliegen. Man mag mir meinetwegen entgegnen, das sei eine ziemlich gesuchte Idee; ich antworte darauf, daß es andere Leute gibt, welche ebenfalls suchen, aber nichts finden. Der Italiener sucht mit Erfolg, und — wahrscheinlich — nicht lange.

Der große Reichtum der Ausstellung hält mich natürlich

ab, über einzelne Gemälde ausführlich zu schreiben, denn wo könnte ich da ein Ende finden? Da jedoch dem Leser vielleicht zur Abwechslung besser gedient ist, wenn er statt allgemeiner Gedanken und Urteile einmal einige besondere Beispiele citirt findet, will ich doch von ein paar Gemälden sprechen, vor denen, wohl besonders um des Gegenstandes willen, stets viele Beschauer sich versammelten.

Im neunzehnten Saale war ein großes Gemälde von Gian Battista Corpanetto von ähnlich sensationell fesselndem Interesse, wie es Neides Bild „Die Lebensmüden" auf der Berliner Ausstellung war. Corpanettos Bild heißt „Conseguenze" („Folgen") und es handelt sich auf demselben allerdings um Folgen der traurigsten Art, da wir eine junge elegante Dame gewahren, die sich angesichts eines heranbrausenden Eisenbahnzuges soeben quer über die Schienen gelegt hat. Ihr von furchtbarer Todesangst entstelltes Antlitz ist dem Beschauer zugewendet. Bei aller Entschlossenheit zum Tode hat sie doch nicht den Mut, das todverkündende Rollen und das Pfeifen der nahenden Lokomotive zu ertragen, deren Räder im nächsten Augenblick diesen weichen Frauenleib zermalmen und diese gewählte Toilette zerfetzen werden. Vor der Dame liegt mitten auf den Schienen umgekehrt, mit dem Handgriff nach oben, ihr Spitzensonnenschirm. Die feine Ausführung solcher modischer Einzelheiten in der äußern Erscheinung der lebensgroßen Figur im Vordergrunde macht durch Kontrastwirkung die bevorstehende brutale Katastrophe desto empfindlicher. Man hat das Ende eines modernen Romans vor sich. Die da Liegende könnte die ihrem Gatten entflohene, von ihrem Verführer verlassene Lucia Altamare sein aus dem Roman „Fantasia" von Matilda Serao. Ob sie den Tod findet? Die Lokomotive gibt Contredampf, so viel sie kann, und der Führer wie der Heizer beugen sich vor, um deutlicher den Gegenstand zu erkennen, der den Bahnkörper bedeckt. Es ist alles in

allem ein Bild, das man nicht so leicht vergißt, und ich zweifle nicht, daß es bald durch die Photographie auch auf der nordischen Seite der Alpen verbreitet sein wird.

An eine Szene aus demselben Roman der Serao erinnerte mich auch ein Gemälde „Burattini in convento“ („Belustigungen in einem Kloster“ [Mädcheninstitut]); aber von demselben Maler Eugenio de Blaas, der dieses durch liebenswürdige Auffassung von Mädchen im Backfischalter erfreuliche Bild gemalt hat, besaß die Ausstellung etwas noch viel Vortrefflicheres: „Lavandaja“ („Die Wäscherin“). Das Gemälde ist ohne Handlung und läßt sich insofern nicht gut in Worten schildern. Eine jugendfrische Wäscherin steht auf den untersten Steinstufen, die zum Kanal hinabführen. Aller Wert des Bildes liegt in der Erfindung der glücklichen Stellung des schönen Geschöpfes, das uns seine züchtig bekleideten Reize aufs vorteilhafteste zeigt; dazu im Antlitz heitere Sorglosigkeit, wie man sie gottlob noch immer auch bei den Töchtern aus dem Volke antrifft trotz allen sozialpolitischen Tendenzdichtern und Tendenzmalern.*

In der Landschaftsmalerei, gute Lagunenbilder abgerechnet, zeigte die Ausstellung wenig Bedeutendes. Namentlich die Gebirgslandschaften, von den Italienern mit Vorliebe gemalt, waren fast durchweg mißratene Versuche. Ebenso steht es mit der Tiermalerei im ganzen traurig. Unser trefflicher Meister Koller von Zürich würde laut lachen, wenn er diese italienischen gemalten Kühe zu sehen bekäme. Doch hatte Paolo Sala ein wertvolles Tierbild geliefert, sieben Jagdhunde, die an dem großen Kamin eines Jagdschlosses nahe dem Feuer stehen und alle sieben mit klugen Gesichtern nach dem Kochtopf schnuppern,

* Dieses Gemälde hat seither auch auf der Münchener Jubiläumsausstellung (1888) größten Erfolg gehabt und ist in verschiedenen Zeitschriften und durch Photographie vervielfältigt worden.

der dort über der Flamme hängt; sie warten auf ihre Suppe. Es ist ein Bild, bei dem einem Jagd- und Hundefreunde das Herz im Leibe lachen muß.

Ich habe vorhin von züchtig bekleideten Reizen gesprochen. Es ist hier der Ort, hervorzuheben, daß die venetianische Ausstellung nicht eine einzige Nacktheit unter den Gemälden aufzuweisen hatte, was wiederum einen bemerkenswerten Unterschied zum französischen Salon ausmacht. Natürlich verstehe ich unter „Nacktheit" diejenige Nudität, welche sich Selbstzweck ist, also die mehr oder weniger glückliche Wiedergabe von nackten Modellen unter irgend einem Vorwande, wie „Venus", „Bacchusfest" und derlei. Dergleichen, wie gesagt, kam unter diesen tausend Bildern nicht vor. Wer hätte das von einer italienischen Gemäldeausstellung gedacht, da ja anderseits hierzulande die Sitten sehr frei sind und im täglichen Leben gerade in dieser Beziehung viel Naivetät herrscht? Aber eben diese Naivetät und diese ruhige, wenn ich so sagen darf, satte Vertrautheit des Italieners mit dem Nackten bewahrt ihn davor, in der Kunst das Nackte mit lüsterner Empfindung zu behandeln. Er ist in diesem Sinne antiker, als es der Franzose oder der Deutsche ist. Giuseppe de Sanctis hat eine „Teodora" gemalt, wie sie mit bis zum Gürtel entblößtem Oberleibe auf ihrem prunkvollen Lager ruht; aber die ganze Behandlung des vortrefflichen Bildes ist nach der Weise des Historienmalers eine ernste und strenge, was nicht ausschließt, daß die Hauptgestalt durch außerordentliche Schönheit und durch ein gewisses sinnliches Schmachten reizvoll charakterisirt ist.

In den mit Werken der Bildhauerei gefüllten Sälen ist das Nackte selbstverständlich in seinem Rechte. Eine in grauem Ton ausgeführte Phryne von Luigi Marini nahm hier den ersten Rang ein für Werke, die in der Darstellung des vollendet schönen weiblichen Körpers ihr Ziel haben. Die wahrhaft wunderbaren

Formen dieses schlanken und zugleich vollen Körpers, dazu das nicht bloß im Antlitz, sondern in der Gebärde des ganzen Leibes zum Ausdruck gelangende Gefühl eines unbestrittenen und unbestreitbaren Sieges der Frauenschönheit machen dieses Werk für mich auch noch in der verblassenden Erinnerung zu einem unvergeßlichen, das neben berühmten Statuen der besten griechischen Zeit sich dürfte sehen lassen. Sonst ist von der plastischen Ausstellung nicht viel Gutes zu melden. Während die italienischen Maler festen Boden unter den Füßen zu haben scheinen, tappen ihre bildhauerischen Kollegen mit mehr seltsamen als schönen Probegriffen im Nebel herum. Aber ich muß doch beifügen, daß diese Ausstellung ausnahmsweise schlecht beschickt zu sein schien, da mich die monumentalen Friedhöfe Genuas, Mailands und selbst vieler kleinerer Städte genugsam belehrt haben, welche Kraft der Phantasie und Wärme des Gefühls auch den italienischen Bildhauern, ganz besonders unserm Tessiner Landsmann Vela, oft zu Gebote steht.

Ich schließe hier ab, und zwar nicht mit dem Gefühl, meinen Gegenstand auch nur annähernd erledigt, geschweige erschöpft zu haben, sondern als ein Soldat, der vor der Uebermacht die Waffen streckt. Die moderne italienische Malerei, wie sie sich in Venedig durch zwanzig große Säle in aller leuchtenden Pracht herrlicher Farbengebung und interessantester Gegenstände erstreckte, ist ein Thema, das nicht von einer Feder in kurzer Zeit nach allen Seiten hin kann behandelt werden. Mit Vergnügen sah ich daher ringsum an den Tischchen im journalistischen Pavillon meine Herren Kollegen aus allen möglichen Ländern mit demselben Gegenstande sich beschäftigen und wünschte ihnen nur, daß auch sie aus einem Herzen herausschreiben möchten, das sich, wie das meine, in dieser Ausstellung wahrhaft erquickt und erfüllt hatte mit neuem Zutrauen in eine glückliche Kunstentwicklung des modernen Italiens.

9.
Padua.

Nicht mit dem heiligen Antonius beginne ich die Schilderung von Padua, sondern, da mich allezeit das Leben der Gegenwart am meisten Wunder nimmt — und ich bei meinen Lesern Aehnliches voraussetze — mit der Schilderung, wie die Padovaner ihren Abend zubringen.

„Dem Völklein hier wird jeder Tag zum Fest"; dies Wort Mephistos paßt nirgendswohin so gut wie nach Padua, wenn es auch erst von sieben oder acht Uhr abends an seine volle Bedeutung gewinnt.

Man denke sich eine Art schweizerischen Schützenfesthüttenlebens, aber in einer Jahr aus Jahr ein feststehenden „Hütte", die in Wirklichkeit ein eleganter Palast ist. Ich meine das Kaffeehaus Pedrocchi, das berühmteste Kaffeehaus von ganz Italien und wohl auch das schönste und originellste in Europa. Es ist von Giuseppe Japelli erbaut und zwar aus dem köstlichsten antiken Material, da man hier beim Graben eines Eiskellers auf die Ueberreste eines altrömischen Hauses stieß und so viel Marmor entdeckte, daß der Fußboden der vielen und großen Säle dieses einzigartigen Cafés wie auch die Bekleidung der zahllosen Tische ganz aus diesem wertvollen Funde konnte bestritten werden. Die Säle sind prächtig verziert und bemalt, namentlich die obern, wo zur Karnevalszeit die großen Bälle stattfinden.

Hier nun versammelt sich am Abend die ganze schöne Welt von Padua. Wer irgend zur „Gesellschaft" gehört, Dame oder Herr, begibt sich nach der Zeit des Abendspaziergangs hierher; es ist auch gar nicht auffällig, wenn Damen, anständige Damen, ohne Begleitung von Herren hier erscheinen. Denn, was sich nun in bewegtem Treiben in diesen Sälen entfaltet, ist nichts anderes als das erfreuliche Bild einer einzigen großen Stadt=

familie. Wie etwa in einem großen Badeort in der Schweiz, sagen wir auf dem Gurnigel, am Abend die Kurgäste alle auf der schön erleuchteten Terrasse Platz nehmen zu gegenseitigem sich Beschauen und zu gemütlicher geselliger Unterhaltung, so findet sich hier die Bürgerschaft einer ganzen großen Stadt zusammen und genießt — sich selbst. Denn daß man, um fröhlich zu sein, viel müsse darauf gehen lassen an Getränken oder gar an Speisen, das kommt dem Italiener nicht in den Sinn, der sich mit kleinen Mitteln das Leben höchst angenehm einzurichten weiß. Ich bemerkte Familien, die da saßen, ohne irgend etwas zu konsumiren; höchstens nahm der Hausvater eine Tasse schwarzen Kaffees, die, obschon der Kaffee stark und gut ist, nicht mehr als 15 Centimes kostet. Einige Damen nippten von den ebenfalls wohlfeilen Graniti (Gefrorenes). Natürlich kann das Kaffeehaus trotz seinen vielen Sälen doch nicht allen Gästen, die sich allabendlich einstellen, gleichzeitig Platz gewähren. Daher zieht fortwährend mitten durch die hell erleuchteten Marmorsäle eine Kolonne von Spaziergängern, die auf frei werdende Tische und Stühle warten. Wo haben wir — abgesehen von den bereits erwähnten Festhüttenherrlichkeiten, die aber doch vorübergehender Natur sind — etwas Aehnliches in der Schweiz? Ich halte einen derartigen Sammelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens, und namentlich einen Sammelpunkt, wo nicht bloß die Männer, sondern auch die Frauen sich einfinden und gemeinsam mit den Männern den Abend genießen, für einen großen Gewinn, und mit Vergnügen bemerkte ich, wie herzlich alle diese einander natürlich bekannten Gruppen unter sich verkehrten.

Aber nur ungefähr bis elf Uhr dient auf diese Weise das Café Pedrocchi der besseren Gesellschaft; von Mitternacht an ist es, besonders zur Karnevalszeit, der Sammelpunkt aller der zum Teil sehr zweifelhaften Existenzen, an denen es in einer 72,000 Einwohner zählenden italienischen Stadt keinen Mangel

hat. Das Café Pedrocchi wird nämlich das ganze Jahr Tag und Nacht offen gehalten; ob wir um Mitternacht oder morgens drei Uhr hier eintreten, immer finden wir Kellner bereit, die uns auf Verlangen bedienen. Diese von keiner Polizeistunde wissende Permanenz der Wirtschaft macht sich, wie gesagt, den ganzen Winter hindurch eine Menge menschlicher Uhus zu Nutzen. Der Hausmeister des Café schilderte uns in beredten Worten, wie es da zuweilen in der Nacht zugehe. „Ah! terribile!“ rief er aus mit komischem Pathos. Die Studenten sind natürlich auch bei diesem ausgelassenen nächtlichen Treiben beteiligt, das seinen Höhepunkt wohl dann erreicht, wenn zugleich in den obern Sälen die feine Welt ihre Bälle abhält und, wie uns der Hausmeister es schilderte, auf straff gespanntem Billardtuche tanzt, unter dem sich eine dicke Lage festen Kartons befindet. Es mag ein köstliches Tanzen auf diesem Tuche sein; aber dennoch würde ich noch lieber einen der selteneren Volksbälle im riesenhaften Marmorsaale des Palazzo della Ragione mitmachen, wo bis zwölftausend Menschen Platz haben! Dieser Saal ist wohl der größte Europas. Ein riesiges hölzernes Pferd, eine Art Nachahmung des trojanischen Pferdes, das in diesem Saale steht, fällt nicht einmal sofort in die Augen, wenn man diesen ungeheuren Raum betritt.

Wo nun ein Saal zwölftausend Personen fassen kann, da begreift es sich, daß ein für Volksfeste bestimmter Platz, obschon mitten in der Stadt gelegen und rings von Häusern eingefaßt, in seiner Ausdehnung alle Vorstellungen übertrifft. Es ist ein früheres antikes Theater, der Prato della Valle, — jetzt leider auch Viktor-Emanuel-Platz genannt, — von dem ich spreche. In Kreisen ist er angelegt. Den äußersten breitesten Kreis bildet eine in schiefer Ebene gegen das Zentrum geneigte Straße. Dann folgt als zweites Kreisband ein in breitem steinernen Becken fließender, befahrbarer Kanal, nach außen und nach innen eingefaßt mit genau zweiundachtzig großen Statuen, welche alle

berühmte Professoren der alten Paduaner Universität und andere verdienstvolle Männer darstellen. Einen dritten engeren Kreis bildet längs diesem Kanalzirkel ein mit Steinen belegter Spazierweg. Die innerste Kreisfläche endlich wird von einer großen, grasbewachsenen und mit Platanenalleen bestandenen Rotunde eingenommen, durch deren Mitte eine breite Straße mit Steinbänken, großen Vasen und Kandelabern führt. Ueber den erwähnten Kanal schwingen sich vier bogenförmig gewölbte Brücken, mit Obelisken geschmückt. Eine aus siebzig Mann bestehende Militärkapelle, die am Sonntag Abend hier spielte, wurde an der entgegengesetzten Seite des Platzes kaum mehr gehört. Drei Carrousels, die an einer fernen Ecke sich drehten, konnten ihre Orgelwerke noch so sehr anstrengen; bis in die Mitte dieses Platzes drang auch nicht der leiseste Ton.

Im Juni werden auf diesem Platze weitberühmte Pferderennen gehalten, die nicht etwa, wie anderwärts, eine Nachahmung des englischen Sports, sondern seit den ältesten Zeiten hier üblich sind zum Andenken an die am 12. Juni 1275 erfolgte Befreiung Paduas von der Tyrannei des schrecklichen Ezzelino. Für gewöhnlich aber ergeht sich hier die Bevölkerung an schönen Abenden; Prato della Valle ist der Prater von Padua. Mitten unter dem spazierengehenden Volke brachte ich hier wohl zwei Stunden zu und merkte mir gar manches, was von unsern Lebensgebräuchen wesentlich abweicht. Ich möchte mir aber nicht erlauben, auf solche immerhin flüchtige Beobachtungen ein Urteil zu gründen über eine Bevölkerung, in welcher Militärpersonen und Studenten keine kleine Rolle zu spielen scheinen. Auffallend war die Menge hübscher und feiner Mädchengesichter, auffallend aber auch, daß solche Gesichter sehr oft einem durchaus unproportionirten Leibe angehörten. Ob nun die pavhlagonischen Heneter, welche, von Troja kommend, die Stadt bevölkerten, an der Kurzbeinigkeit so vieler moderner Bewohner schuld sind, oder ob schon die

euganeischen Ureinwohner so beschaffen waren, was ferner die Barbarenschwärme der Völkerwanderung verbessernd oder verschlechternd dazu mögen beigetragen haben, das weiß ich natürlich nicht.

Uebrigens schwelgt das paduanische Volk keineswegs bloß in nächtlichen Genüssen und in abendlichen Korsovergnügungen. Es wird hier vielmehr auch sehr fleißig gearbeitet. Zu fleißig! Die ärmeren Klassen arbeiten hier sogar am Sonntag, ja bis in den Sonntag Nachmittag hinein. Um zwei Uhr nachmittags, während die schönste Frühlingssonne am Himmel lockte, sah ich in gar manchen Werkstätten Schneider, Schuhmacher, Verfertiger von musikalischen Instrumenten u. s. w. noch fleißig bei der Arbeit. Um drei Uhr allerdings waren die Werkstätten endlich geschlossen und auch der Gemüsemarkt beim großen Palazzo della Ragione war reingefegt, nachdem noch um Mittag daselbst ein großes Werktagsgewühl von Verkäufern und Käufern geherrscht hatte. Ich halte die englische Sonntagsfeier für eine übertriebene, aber ich stehe nicht an, ihr aus humanen Rücksichten den Vorzug einzuräumen gegenüber einer solchen Ausnutzung des bischen Menschenkraft, wie ich sie hier sah.

Ich hatte in Padua ein dem Reisenden sonst selten zu teil werdendes Glück, nämlich mit einer der feinen Familien des Landes bekannt zu werden. Eine aus Bern gebürtige Erzieherin, die ich besuchte, um ihr persönlich auf einen Brief zu antworten, vermittelte mir diese Bekanntschaft, die mir einen Begriff gab, wie liebenswürdig gebildete Italiener sein können. Hiefür nur ein Beleg. Die junge Dame aus Bern befand sich, als ich in dem alten Palazzo meinen Besuch machte, augenblicklich mit der Familie auf dem Lande, einige Stunden von Padua entfernt. Nur der junge Sohn des Hauses empfing mich aufs freundlichste, nahm mir meine Visitenkarte ab und sandte dieselbe noch an demselben Abend auf das Landgut seines Vaters mit der Bemerkung,

ich gedächte, schon am nächsten Morgen wieder abzureisen. Da nun meine ehemalige Schülerin mich doch gerne gesehen hätte, allein aber nicht wohl zu später Abendstunde in die Stadt kommen konnte, entschloß sich die Dame des Hauses, sie persönlich zu begleiten. Sie ließ ihren Wagen anspannen, und als das zu feurige Pferd so wild sich gebärdete, daß die Fahrt gefährlich schien, bestiegen die beiden Damen den nicht besonders bequemen Tram und benützten später — in tiefer Nacht — zur Heimkehr die Eisenbahn. Vorher hatte der junge Sohn, dem ich leider meinen Gasthof zu nennen vergessen hatte, mir in allen Hotels der Stadt nachgefragt und so langte denn die Familie, Mutter, Sohn, ein Vetter und die Erzieherin, abends nach acht Uhr bei mir im Gasthof an und nahm nun an dem Wiedersehen zwischen Lehrer und Schülerin den freundlichsten Anteil. So lange es möglich war mit Rücksicht auf die Eisenbahnzeit, blieb dieser Kreis feiner und angenehmer Leute an unserem Wirtshaustische versammelt und beim Abschiede wurde ich aufs herzlichste eingeladen, doch ja meinen Aufenthalt in Padua noch auszudehnen und auf der Villa der Familie zu wohnen, wo man mir unter anderm schöne Zeichnungen eines modernen Paduaner Künstlers zu Dantes „Komödie" zu zeigen verhieß. Ich mußte mit Rücksicht auf meinen Reisegefährten, dessen Seelenkompaß stark nach der Heimat zeigte, für diesmal ablehnen, hoffe aber, so außerordentlich liebenswürdigen Menschen nicht zum letzten Male im Leben begegnet zu sein. Daß ich bei dieser persönlichen Erinnerung etwas länger verweile, hat seinen Grund auch in dem Wunsche, unsern schweizerischen Erzieherinnen, die gar oft in englischen Familien ein nur sehr frostiges Heim finden und tagtäglich zu spüren bekommen, daß sie bezahlte Angestellte sind, das Bild einer feinen italienischen Familie vor Augen zu bringen. Das bernische Fräulein, das es freilich hier wohl ausnahmsweise gut mag getroffen haben, konnte mir nicht genug rühmen, wie sie in

diesem Hause als Familienglied betrachtet werde. „Leben Sie achtzig Jahre lang", sagte man ihr, „und bleiben Sie die ganze Zeit bei uns." Daß ein solches Verhältnis für beide Teile spricht, ist selbstverständlich.

Mit der Dame des Hauses, die einen schon zwanzigjährigen Sohn, aber auch ein zwei Monate altes Kindchen hat und durch Schönheit und Jugendfrische noch auffällt, wechselte ich auch einige Worte über moderne italienische Belletristik und freute mich, aus dem Munde dieser vortrefflichen Frau Grundsätze äußern zu hören, die aller Frivolität des französischen Romans und seiner italienischen Nachahmungen den Krieg erklärten. Das mütterliche Gefühl überwiegt in dieser Dame bei weitem die Rücksichten auf bloße Unterhaltung der Phantasie; sie will gesunde Lektüre und bedauert, daß nicht mehr Schriftsteller für die heranwachsende italienische Jugend arbeiten. Nun gewinnt allerdings die Literatur eines Volkes durch die Berücksichtigung der pädagogischen Grundsätze wenig und der wirklich große Dichter darf nicht eingeschränkt werden durch den Gedanken, ob seine Schöpfungen auch zur Familienlektüre geeignet seien. Aber wenn der Aesthetiker eine Matilda Serao wesentlich höher stellt als einen Salvatore Farina, so steht es doch einer Mutter vorzüglich an, von ihrem Standpunkt aus umgekehrt zu urteilen, und jedes Wort, das in dieser Beziehung aus dem schönen Munde dieser liebenswürdigen Frau hervorging, diente dazu, meine Achtung vor ihr zu steigern. Wahrhaftig, Italien ist im Emporblühen begriffen! Nicht Handel, oder Marine, oder Militär entscheiden das Gedeihen einer Nation, sondern die sittliche Beschaffenheit der Individuen gibt den Ausschlag. Noch vor fünfzig Jahren dürfte man eine solche Frau und Mutter wohl in ganz Padua und weiter vergeblich gesucht haben, und es gleichen ihr auch noch heute in Italien wohl nicht allzu viele. Aber diese wenigen sind eine wachsende Gemeinde, deren sittliche Kraft das Frivole

überwinden wird, das sonst die Frauenwelt Italiens häufig erniedrigt.

Ein stolzes, hochragendes Symbol des neuen Italiens ist in Padua der Turm Ezzelinos. Dieser gewaltige Ueberrest des alten Tyrannenkastells ist nämlich in ein astronomisches Observatorium umgewandelt worden. Im Torhof, wo noch die alte Säulentreppe an die Zeit des finstern Gewaltherrschers erinnert, liest man die Inschrift:

Quæ quondam infernas turris ducebat ad umbras,
Nunc Venetum auspiciis pandit ad astra viam.

(Der Turm, der einst zu den Schatten der Unterwelt führte,* jetzt bereitet er den Weg zu den Sternen, — ein Werk Venedigs.**)

Ich bestieg diesen Turm, wie so manchen, und gewann in dem ganz flachen Lande eine herrliche Aussicht bis nach Vicenzas frohen Hügelbergen und hinunter bis gegen Venedig, von wo man an sehr klaren Tagen den Campanile der Markuskirche glänzen sieht. Fast noch mehr aber als die Ferne erfreute mich das Stadtbild Paduas, der Lauf des von vielen, zum Teil antiken Brücken überwölbten Bacchiglione durch die Stadt, der Blick auf die mir bereits bekannten Plätze, Kirchen und Paläste. Das ganze Gebiet, auf dem Meyers Novelle „Die Hochzeit des Mönchs“ sich begibt, lag vor mir ausgebreitet, und mit Vergnügen gedachte ich an dieser Stelle der prächtigen Schöpfung des zürcherischen Dichters, der jedenfalls hier in Padua Studien gemacht hat zu dieser tragischen Erzählung aus Ezzelinos wilder Zeit.

Von den Herrlichkeiten der großen Wallfahrtskirche des heiligen Antonius will ich schweigen. Diese ungeheure Schatzkammer könnte nicht wohl beschrieben werden, ohne daß man

* Die Gefangenen nämlich, an denen hier die Hinrichtung vollzogen wurde.
** Die venetianische Regierung wandelte ihn schon 1767 in eine Sternwarte um.

dem Leser Abbildungen der schönen Kunstgegenstände vor Augen brächte. Ebenso verhält es sich mit den berühmten Fresken Giottos in der Kapelle in der antiken Arena und mit den Gemälden Tizians in der Kapelle San Giorgio. In Lützows großem Prachtwerke „Die Kunstschätze Italiens“ oder in andern Büchern über die mittelalterliche Kunst Italiens muß man dergleichen nachsehen. Es waren schöne, unvergeßliche Stunden, die wir im Anschauen dieser Schöpfungen alter großer Meister hinbrachten; aber schildern lassen sie sich nicht.

Um schließlich alles für Padua Charakteristische genossen zu haben, — sogar den alten, stilvoll angelegten botanischen Garten hatte ich besucht, — hospitirten wir auch in einer Vorlesung eines Professors der dortigen alten Universität. Im Hofe des schönen, ehrwürdigen Gebäudes geht es noch heute viel zeremonieller zu als in unsern Hochschulen. Mehrere Pedelle in Amtstracht stunden umher und gaben uns über die Vorlesungen der Professoren mit einer gewissen Feierlichkeit Auskunft, behaupteten auch, daß jeder Professor sich von einem der Pedelle zum Hörsaal geleiten lasse. Doch merkten wir nichts von dieser Begleitung, als wir in einer Nachmittagsstunde uns im Hörsaale des Geographie-Professors Marinelli einfanden. Achtundzwanzig Studenten folgten mit uns dem Vortrage, den ein in mittleren Mannesjahren stehender schwarzbärtiger Herr in angenehmem, ruhigem Gesprächston hielt. Wir hatten es gerade zu einer hydrographischen Darstellung getroffen und im ganzen wurde über das sehr nasse Thema der Wasserfälle und der Gesetze des Stromlaufes ziemlich trocken gehandelt; auch kam vielleicht etwas zu viel Selbstverständliches vor. Die Studenten waren aufmerksam und schrieben in vernünftiger Weise nach, indem sie nur die wichtigeren Stellen in ihre meist sauber geführten Hefte eintrugen. Sechs Theologen mit Tonsur und im Abbatekleid waren unter den Zuhörern, junge, ziemlich intelligent aussehende Leute.

Auf achtundzwanzig trugen nur vier Augengläser, d. h. eine Brille und drei Nasenkneifer. Auch hier stellten die Theologen zu den Kurzsichtigen das größte Kontingent. Aber auch der Professor trug eine Brille. Den außerordentlich unbequemen, schmalen Bänken entsprachen ebensolche Tische, nicht breiter als die Spanne meiner Hand; sie waren, wie das in unsern Hochschulen vorkommt, mit Inschriften bedeckt, meistens mit Liebesseufzern, z. B.:

„Alma celeste del mio pensier!“

oder:

„Tu sei regina nel mio pensier!“

Eine Inschrift warnte vor einer gewissen Gisela und auf einer andern verstieg sich ihr Urheber zu dem höchst heidnischen Ausrufe: „Venere è la mia Madonna!“ Ich füge noch bei, daß die Studenten in Padua, wie überhaupt in Italien, keine studentischen Abzeichen tragen; sie sind gekleidet wie andere junge Leute, vielleicht ein klein, klein wenig nachlässiger als die dem Handelsstand sich widmenden Jünglinge. Von der angeblichen „Poesie des Trinkens“ wissen sie nichts und für gewöhnlich ist ihr Auftreten frei von Renommisterei. Ihre Zahl soll in Padua gegenwärtig gegen zwölfhundert betragen.

10.

Vicenza.

Mein Herz ist voll von Vicenza. Es vereinigte sich aber auch alles, mir diese Stadt lieb zu machen.

Wir kamen aus Gegenden, wo jede Gegend aufhört, aus der einförmigsten, obschon fruchtbaren Ebene. Hier trafen wir ein liebliches Hügelland, dessen sanfte, reich mit Bäumen bewachsene Erhebungen schöne Villen und Kirchen tragen. Hinter diesen Hügeln, in großer Nähe, die tiefblauen Alpen gegen das

Trientinische hinauf, leicht mit Schnee gepudert. Des fernern hatte es in Padua die ganze Nacht geregnet, und noch am frühen Morgen, als uns der Eisenbahnzug wegführte, war der Himmel mit schwarzgrauen Wetterwolken bedeckt. Hier in Vicenza schoben sich die Wolken auseinander; „jetzt wickelt sich der Himmel auf", wie es in einem Gedicht aus dem 17. Jahrhundert heißt. Im hellsten Sonnenglanze standen die unvergleichlichen Palastbauten Palladios vor unsern erfreuten Augen, und wenn wir an ihnen emporsahen und über ihnen den blauen Himmel erblickten, an dem die weißen Wolken in dichten Zügen rasch gen Norden flogen, so war es beinahe, als ob die Paläste sich bewegten und der Himmel über uns still stünde. Das alles in lauer Luft wie bei uns an einem schönen Junitag, und auf dem Markt und in den Straßen ein Duft von Zitronen, die in großen Körben von Verkäufern überall feilgeboten wurden. Endlich — soll ich es gestehen? — war es auch nicht das letzte, was mir Vicenza so lieb machte, daß hier vor hundert Jahren Deutschlands größter Dichter sich unendlich wohl gefühlt hat. Es war die erste Stadt Italiens, in welcher Goethe vollendet schöne Paläste nach antikem Sinne vorfand. Wohl hatte er Verona vorher gesehen; aber dort sind die meisten Paläste in einem unerfreulichen Zustande des Verfalls. Auch stehen sie teilweise in so engen Straßen, daß man nur mit Mühe dazu kommt, ihres Anblickes zu genießen. In Vicenza dagegen, in der Heimat Palladios, des berühmtesten Paläste-Architekten von ganz Italien, hat man diesen Bauten alle mögliche Sorgfalt angedeihen lassen; sie sind der Stolz der Stadt. Und so geht man schwerlich fehl, wenn man jene Verse des Mignonliedes auf Vicenza deutet, die Verse nämlich von dem Haus:

„Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn" u. s. w.

Auch anderes Gute und Schöne hat sich seit Goethes Zeit nicht verändert, z. B. die unbeschreibliche Zuvorkommenheit und Höflichkeit der Bewohner. Wir durften keinen Augenblick in den Straßen zögernd stehen und mit dem Plan des Reisehandbuches uns orientiren wollen; denn augenblicklich trat aus irgend einem Portikus ein würdiger Greis oder aus seiner Werkstatt ein wackerer Mann hervor, der uns, was wir etwa wünschen mochten, an den Augen ablas und eine eigentliche Ehre darein setzte, uns den Weg zum Teatro Olimpico oder zum Hause des Palladio oder zur großen Basilika zu zeigen. An andern Orten Italiens geschieht dergleichen in Erwartung eines Trinkgeldes; hier waren es durchweg Personen, denen eine Vergütung anzubieten man gar nicht einmal gewagt hätte, und als ich einmal bei einem sehr dürftig aussehenden Arbeiter aus dem Volke einen derartigen Versuch machte, kam ich übel an. Es war bei dieser Gelegenheit allein, daß ich ein gekränktes und ärgerliches Gesicht in Vicenza sehen mußte. Ich glaube sogar, daß die Tiere von dieser milderen Art der Bevölkerung Vicenzas profitiren. Wenigstens ertönte aus dem nahen schönen Garten beim Albergo di Roma fortwährend das Gezwitscher unzähliger Vögel, die es sich hier offenbar sehr wohl sein lassen und höchstens von den außerordentlich schönen Katzen Störung erleiden, an denen diese Stadt reich zu sein scheint.

Die Basilika, die ich vorhin nannte, ist nicht etwa eine Kirche, sondern etwas Aehnliches wie der Palazzo della Ragione in Padua, d. h. ein großartiger Luxusbau, der mit seinen hohen zweigeschossigen Loggien, mit seiner Freitreppe und mit dem gewaltigen Mittelsaale eben die Kraft und den Reichtum der Stadt ausdrücken sollte. Palladio selbst war sich bewußt, daß er mit diesem ungeheuren Bau ein Denkmal schaffe, das die Nachwelt neben die schönsten Werke der alten Römer stellen werde. Es nimmt fast die ganze Langseite eines sehr ausgedehnten Platzes,

der Piazza dei Signori ein; ringsum stehen andere, teilweise von demselben Meister herrührende Prachtbauten. Bilder geben von alle dem ein schwaches Abbild, erstlich, weil sie in der Regel doch höchstens zwei Seiten des Platzes annähernd treu darstellen können, sodann, weil solche durch ihre kolossalen Tiefendimensionen wirkende Gebäude immer trotz allen Künsten der perspektivischen Zeichnung sehr verlieren, wenn sie in eine Fläche gezwängt werden. Endlich fehlt Bildern natürlich auch das zufällige Leben des Tages, das in Italien immer reizvoll und eigenartig ist. So saßen an jenem Morgen, da wir die Basilika betraten, auf der großen Treppe drei junge Mädchen, die fleißig dabei waren, grüne Erbsen auszuschoten; daneben lagen, zu Bergen aufgestapelt, Orangen; auf dem Platze bewegte sich eine Menge geschäftiger Leute hin und her und freute sich nach der Regennacht des schönen Morgens und der flimmernden Sonne, die ihre Strahlen über die blanken Marmorfliesen des Platzes hingleiten ließ. Solche kleine Zufälligkeiten geben Stimmung und bilden das poetische Moment einer Reise in Italien. Unvergeßlich gräbt sich in solchen Augenblicken das Unscheinbarste in die Erinnerung, und friedlicher und schöner, als einst die fremden Barbarenfürsten es taten, erobert man sich in derartigen Momenten eine Stadt fürs ganze Leben.

Palladios einzelne Paläste beschreibe ich hier nicht. Doch möchte ich des reizenden Teatro Olimpico Erwähnung tun, jener interessanten Renaissance-Nachahmung eines antiken Theaters; natürlich hat auch dieses artige Werk den unermüdlichen Genius Palladios zum Urheber. Von außen ist es nichts, im Innern aber ein nach den Vorschriften Vitruvs angefertigter, höchst origineller Holzbau. Das Interessanteste ist der Bühnenraum, der eine zweigeschossige Prachthalle mit korinthischen Säulen darstellt, auf welche fünf von Prachtbauten begrenzte Straßen ausmünden. Die Straßen nun mag man „Coulissen“ nennen, darf

aber dabei nicht an bloß gemalte Theaterdekorationen denken, sondern muß sich vorstellen, daß unter außerordentlich geschickter Benützung der sogenannten Gesetze der Verkürzung die ganze Dekoration aus plastisch dargestellten Palastfronten besteht, die natürlich in den leichtesten Stoffen (Holz, Stuck u. dgl.) ausgeführt sind. Selbst den letzten Hintergrund, der sonst auf jedem Theater einfach ein gemaltes Tableau ist, bilden hier noch architektonische Stücke von einer gleichsam reliefartigen Tiefe, wovon ich mich überzeugte, indem ich die Bühne nach allen Richtungen durchmaß. In diesem Theater, das mit Wachskerzen erleuchtet wird, finden nur noch selten Theatervorstellungen statt; dagegen dient es häufig bei großen Promotionsfeierlichkeiten der Schulen. Die Beleuchtung der Szene muß übrigens eine magische Wirkung tun, da überall in das Innere dieser Palastfronten Lichter gestellt werden, welche diesen fünf Straßenveduten das Ansehen einer splendid beleuchteten Stadt geben. Man mag ja das Ganze als eine Spielerei bezeichnen, aber es ist eine Spielerei von höchster Originalität und im künstlerischen Geschmack der besten Renaissancezeit.

Wir benützten den wundervollen Sommernachmittag, — denn Sommer war es am 17. Mai in Vicenza — zu einer Fahrt auf die hauptsächlichsten Aussichtspunkte der schönen Umgebung der Stadt, also nach der Madonnakirche auf dem Monte Berico und zu jener berühmten, von Goethe einst besuchten und ausführlich beschriebenen Villa Rotonda, einer artigen Spielerei des großen Palladio. Die aussichtsreiche Fahrt auf dem Hügelkamme, an prächtigen Landhäusern vorbei, die in ganzen Wäldchen von Cypressen und Pinien sich halb verstecken, erinnerte uns sehr an die schönsten Landschaften in der Toscana; sogar ein kleiner See, „il Fison“, blinkte aus einer Talmulde empor und die

langgestreckten Höhenzüge der ferneren Gebirge nahmen bei dem warmen Südwinde, der über die Gegend hinstrich, eine tiefblaue Färbung an. Die Kirche auf Monte Berico ist uninteressant; aber die hinter derselben an einer Gartenmauer befindliche Statue einer sich befreienden Italia über dem Grabe der 1848 im Kampf mit den Oesterreichern gefallenen Landessöhne erfreut den Beschauer durch die im höchsten Grade lebensvolle, energische Bewegung, die in einer soeben ihrer Kette ledig gewordenen, den Flamberg als Racheschwert schwingenden Gestalt zum Ausdruck gelangt.

An den Landmädchen, die uns auf dieser Fahrt begegneten, fiel uns der merkwürdige Schmuck der Hüte auf, der schon am Morgen auf dem Marktplatze mein Erstaunen erregt hatte. Denn daß Bäuerinnen Straußenfedern, veritable schwarze Straußenfedern, wenn auch natürlich von mindester Qualität, zu ihrem Hutschmuck verwenden, das würde kaum glaublich erscheinen, wüßte man nicht aus den Landestrachten anderer Gegenden Italiens und der übrigen Länder Europas, daß die bäurische Tracht oft aus ziemlich kostspieligen Requisiten sich zusammensetzt. Ich erinnere nur an die silberne Haarsonne der Mädchen aus der Brianza; dieser Kopfschmuck kommt auf neunzig Lire zu stehen.

Das Ende unserer Fahrt bildete ein Besuch an dem Orte, der das Ende jeder menschlichen Reise bedeutet, auf dem Friedhofe, dessen Monumente jedoch nicht so ansehnlich sind, daß ich darüber hier sprechen möchte. Das schönste Denkmal stammt von unserm Vela. Wohl aber will ich erwähnen, daß in den fast endlosen Galerien des aus Backsteinen erbauten Friedhofquadrats an drei Wänden hohe Marmortafeln hängen, welche die Bestimmung haben, die Namen berühmter und verdienstvoller Bürger Vicenzas zu tragen. Auf jeder dieser Tafeln stehen einige Namen, etwa vierzehn, aber der weitaus größte Raum ist noch frei, der Zukunft vorbehalten, und so sehen die jungen ehrgeizigen Vicentiner,

wenn sie bei ernstem Anlasse diese Stätte besuchen, bereits die Stelle, wo vielleicht auch sie selbst dereinst als „uomini illustri“ werden verzeichnet stehen. Ich wurde hieran am Abend im Theater wieder erinnert, wo vor mir ein zärtlicher Vater mit seinem erst fünfjährigen Söhnlein saß und nicht müde wurde, das junge Kind auf die musikalischen Schönheiten der Oper — Verdis „Traviata“ — aufmerksam zu machen. Vielleicht wird aus dem Bübchen dereinst ein Maestro, und der Platz auf der Ehrentafel ist ihm alsdann wohl gewiß. Ohnehin stammt ein neuerer Opernkomponist, der gegenwärtig in Italien einiges Aufsehen macht, aus Vicenza; ich meine A. Ponchielli, den Komponisten der Oper „La Gioconda“, eines Werkes, das ich Tags darauf in Mailand hörte.

Die Aufführung der „Traviata“ im schönen, hell gemalten Teatro communale zu Vicenza war namentlich seitens des Orchesters eine recht gute. Wie vortrefflich spielten die Violinen jene Einleitung zum dritten Akt, Töne, die wirklich an das Wort Lenaus: „Grabsirenen“ erinnern. Und ebenso leisteten die Bläser Ausgezeichnetes in jener durch das ganze Orchester in schweren, schütternden Stößen gehenden Begleitung der großen Sterbeszene. Wie hier die Sopranstimme sich auf dem gleichsam in einem Erdbeben schwankenden Grunde einer den nahen Tod bedeutenden machtvollen Instrumentation bewegt, das ist eine der edelsten Erfindungen Verdis, die man selbst dann mit Ergriffenheit genießt, wenn man, wie ich, den Gegenstand des Librettos widerwärtig findet.

11.

Auf der Heimfahrt.

Da der Schnellzug durch Vicenza erst nach elf Uhr vormittags fährt, konnten wir folgenden Tages noch das Museo civico besuchen und zugleich noch einmal alle die Plätze überschreiten, die uns so schnell lieb geworden waren. Die Gemäldesammlung

des Museums besitzt manch gutes Werk der Renaissance; in den untern Sälen birgt das Museum auch viele römische Altertümer aus dem bei Vicenza ausgegrabenen „Teatro di Berga.“ Denn, wo in diesen Gegenden der Spaten nur einigermaßen tief in die Erdschicht eindringt, trifft er immer wieder auf neue Funde aus der großen alten Zeit. Einigermaßen komisch nahmen sich im hintern Hofe des Museums einige Marmortafeln aus, welche in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts in den Brücken Vicenzas eingelassen waren und jetzt noch die schmeichlerischen Inschriften tragen, mit denen dazumal Vicenza dem österreichischen Kaiser Franz I. huldigte. Natürlich passen solche Tafeln nicht zu den Standbildern eines Vittorio Emmanuele oder einer befreiten Italia, daher wurden sie mit allen ihren überschwänglichen Lobinschriften entfernt und in einen vergessenen Hinterhof des Museums gestellt. Sic transit gloria mundi.

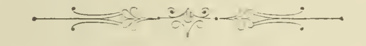
Ein wahrer Genuß war dann die Fahrt im Schnellzuge, immer den herrlichen Bergen entlang, über Verona und Brescia nach Mailand. Ferne Gewitter hüllten oft einen Teil der Landschaft in fast nächtliche Schatten, während dort die Hügel mit ihren Kastellen im hellsten Sonnenglanze stunden. Weiße geballte Wolken zeigten in langen Zügen jene phantastischen Gestalten, die in ebenen Gegenden den Horizont so wundersam beleben. Auf der entgegengesetzten Seite aber, hinter den grünen Hügeln und jenseits des Gardasees, an dessen Ufer die Bahn vorüberfährt, grüßten die tiefbeschneiten Alpen herüber und erzählten uns, wie kalt und frostig es derweilen im Norden war, während wir einen Mai genossen, wie ihn die Dichter besingen.

Dann nahm uns Mailand wieder auf in das angenehme Gewühl der eleganten Großstadt. Eben war der König eingetroffen zur Eröffnung einer landwirtschaftlichen Ausstellung. Auf dem Domplatze fuhr eine sechsspännige Hofkarrosse im Kreise umher, da die zu feurigen Pferde das Stillstehen nicht gut aushielten.

Wir freuten uns des bunten Treibens. Den Abend aber brachten wir im Teatro dal Verme zu, wo die bereits erwähnte Oper des Vicentiner Bürgers Ponchielli, „La Gioconda". gegeben wurde. Für uns, die wir in Venedig den längsten Aufenthalt auf dieser Reise gemacht hatten, war dieses Werk eine kleine künstlerische Generalrepetition der besondern Genüsse und Reize Venedigs. Denn die Handlung des Librettos, in den raffinirt theatralischen Konflikten an „Rigoletto" gemahnend, spielt in Venedig und setzt alle die für das venetianische Mittelalter charakteristischen Typen in Bewegung, vom Rat der Zehn hinunter bis zu den Volkssängern, den Mönchen, den Hafenarbeitern und den Gondolieren. Die Musik zeigte effektvolle Instrumentation, im übrigen aber viel hohles Pathos. Nur die frischen Rhythmen der meist auch melodisch glücklich erfundenen Chöre verrieten Talent. Wirklich schön war die Einleitungsmusik zu dem mit einem Ballet anhebenden dritten Akt. Das Ballet selbst war eines der poetischesten, die ich jemals gesehen, da es den Tanz der vierundzwanzig Stunden des Tages und der Nacht darstellte. Zuerst kamen, wie in Rosenwölkchen gehüllt, die sechs Morgenstunden herangeschwebt, zu denen sich bald, in sonnengelben Schleiern, die sechs Tagesstunden gesellten. Es folgten, den Abend zu bezeichnen, sechs Mädchen in bläulich-violetter Gaze, endlich die Nachtstunden in schwarzen Schleiern mit blitzenden Silbersternen. Alle mischten sich nun zum Reigen, den abwechselnd von der Coulisse her verschiedenfarbige Lichter trafen, bis endlich zum Schlußtanze die ganze Szene in elektrischem Lichte wunderbar erglänzte. Von den Sängern der Oper war eigentlich bedeutend nur die Darstellerin der Gioconda, eine Signora Cataneo, welche die Töne so zu sagen fest krystallisirt in die Luft stellte und das erbarmungslose Publikum zu den unmäßigsten Anforderungen in Betreff Wiederholung der erschöpfendsten Effektarien hinriß.

Am folgenden Tage trug uns der Morgenzug den schweizerisch-italienischen Seen und dann durch das herrliche Livinertal hinauf der Pforte des Gotthard zu. Bis Airolo umglänzte uns funkelnder Sonnenschein und die weißen Bergspitzen waren vom tiefsten Blau eines echt italienischen Himmels umflossen. Auf der andern Seite des schwarzen Tores, in Göschenen, umfing uns grauer Nebel und tiefer unten lag die Landschaft farblos unter bleifarbenem trübem Gewölk. Auch wurde es kalt im Waggon. Das war nun kein freundlicher Empfang der Heimat. Aber wir wissen, daß die etwas rauhe Mutter es doch gut mit uns meint. Dann traf es sich auch — es war gerade Auffahrtstag — daß überall auf den Stationen Leute einstiegen, denen der regnerische Tag vielleicht zwar den Ausflug, aber doch nicht die gute Laune hatte rauben können. So fuhren wir z. B. eine Strecke weit im Entlebuch mit einer Gesellschaft, die im Waggon hübsche Lieder sang, wobei sich eine junge artige Frau durch ihre glockenhelle Stimme und die Heiterkeit ihrer Laune ganz besonders hervortat. Engländer, Franzosen und Italiener, die mit uns im Zuge waren, konnten das freie und doch anständige Benehmen dieser Landleute, die in der dritten Klasse keinen Platz mehr gefunden hatten, nicht genug bewundern. Als dann vollends in Langnau eine blonde junge Bernerin einstieg, die bei einem allfälligen Wettkampfe schweizerischer Mädchenschönheit mit italienischen Damenreizen vielleicht den Sieg auf die Seite der Helvetia neigen würde, da fühlten wir immer mehr und mehr, daß es zwar gut ist, sich draußen in der Fremde umgesehen zu haben, aber auch ein Glück, wenn man zu rechter Zeit wieder den Heimweg findet. Sogar das nächste beste schweizerische Zeitungsblatt, das uns in die Hände fiel, bestätigte dies. Stund nicht unter den Inseraten eine Ankündigung eines mit dem Scheren der Hunde sich abgebenden Friseurs, der ganz besonders die liebevolle Behandlung hervorhob,

die er bei solchem Akte den ihm anvertrauten Hunden angedeihen lasse? Ja! wo findet man so etwas in Italien, dem Lande der antik naiven Grausamkeit? Dort Palladio-Paläste und andere hohe schöne Werke der künstlerischen Phantasie, hier verzweifelt wenig Kunstsinn, aber in der Regel das Herz am rechten Fleck, und das ist auch etwas.





„Biglietto circolare No. XXIII.“

Plaudereien von einer Fahrt in die Marken, nach Umbrien, ins Römische und zurück durch Piemont.

(1888.)

1.

Glückliche Fahrt.

Bis in die ersten Maitage hinein hatte der Winter sich's bequem gemacht auch zu ebener Erde und in den untersten Stockwerken unserer lieben Schweiz; aus den Mansarden zieht er ohnehin nie aus. Sogar in Italien — so lauteten die Berichte — ließ der Frühling auf sich warten. Endlich aber — es war am Abend des 4. Mai — hatte der alte donnernde Jupiter ein Einsehen mit der kläglichen Wetterimpotenz der letzten Monate. Er erhob sich, daß der Himmel erzitterte, und in der ganzen Lombardei, auch an unsern italienischen Seen, ging an jenem Abend ein Gewitter nieder, wie man es seit Jahren kaum erlebt hatte. Rings um Mailand schlugen die Blitze ein; der Sturm wütete so heftig, daß Leute auf dem Domplatze umgeweht wurden. Zuletzt ein machtvoll hinrollender Donner über die weite lombardische Ebene, die schon vom Donner so mancher Schlacht erbebt. Und damit war feierlich der lange Winter beschlossen, Frühlingsanfang von Zeus selbst göttlich besiegelt, und mit tausend Sternen zog die reinste Mainacht herauf.

Folgenden Tages fuhr ich von Bern nach den glücklichen Gefilden, wo sich diese divina commedia zugetragen.

Ich würde nun von dieser oft beschriebenen Fahrt hier nicht mehr handeln, wenn sie mir nicht allerlei reizendes Neues eingetragen hätte, dies hauptsächlich durch zufällige Reisegefährten, die mir in lustiger Aufeinanderfolge von Bern an der Aare bis Bern an der Etsch beschert waren.

Zuerst — auf der Fahrt bis Luzern — unterhielt eine junge Tessinerin den ganzen Wagen, und ich mußte es wohl als eine gute Vorbedeutung aufnehmen, daß mir sofort schon beim Einsteigen die lateinische Rasse eine ihrer angenehmsten Vertreterinnen zur Fahrtgenossin gab. Es war ein heiteres Geschöpf Gottes, dieses lustige Mädchen, das an Lebhaftigkeit der wildesten Operettensoubrette nichts nachgab und dennoch bei sehr freimütigem Betragen die allerdings weiten Grenzen nicht überschritt, die einem anständigen Mädchen südlichen Temperaments gezogen sind. Sie hatte, wie sich allmälig ergab, einen Kurs für Telegraphie soeben absolvirt und befand sich auf der Heimreise zu ihrer Familie im Tessin. Das Bewußtsein, nun etwas gelernt zu haben, was ihr eine, wenn auch bescheidene, so doch selbständige Lebensstellung sichert, mochte in Verbindung mit der Vorfreude des nahen Wiedersehens ihrer Lieben sehr dazu beitragen, ihre Stimmung zu heben. So kam es, daß sie sich vor Uebermut kaum zu fassen wußte; aber auch die tollsten Einfälle wurden von der zierlichen Kleinen immer mit Grazie ausgeführt. Mit ihr waren vier junge Bürschchen, die man für katholische Studentlein hätte halten können, wie sie in den innern Kantonen der Schweiz gedeihen. Wahrscheinlich aber hatten auch diese Leutchen denselben Telegraphistenkurs genossen und befanden sich ebenfalls auf der Heimfahrt. Nun ließ die eidechsenhaft muntere Tessinerin diese ihre Gefährten auch nicht einen Augenblick müßig. Zuerst bewirtete sie dieselben mit Orangen, was aber nur den

Vorwand abgab zu einer regelrechten Schlacht, die sie ihnen mit den Schalen lieferte. Dann sollten sie alle vier abbeißen von einer besondern Delikatesse, die sie ihnen präsentirte. Es war jedoch eine kleine Fleischextraktsuppentafel, so daß namentlich der eine, auf den sie's am meisten abgesehen hatte, ein junges Greislein mit einer Großvaterbrille und weltentsagenden Kanonikuslippen, ein furchtbar komisches Gesicht schnitt, als er in die zähe Masse herzhaft einbiß. Nachher las sie ihnen italienische Gedichte vor, die sie ins Deutsche übersetzen sollten. Als ihr dieses Spiel verleidet war, bekamen die vier zahmen Tiere dieser modernen Circe neuerdings Futter: einige Münzepastillen. Später fand sie, einer sehe leidend aus, er müsse Kopfweh haben. Und da half keine Protestation: sie machte den Arzt und band ihm ein Taschentuch um die Stirne. Bei alledem stund ihr Zünglein natürlich keinen Augenblick still, und jedes Wort, das sie vorbrachte, war ein so recht frischer Ausbruch eines gesunden Naturells. Als z. B. der mit der Großvaterbrille eine Weile sich einsam an ein Fenster setzte und in die Landschaft hinausstarrte, da machte sie ihm lebhafte Vorwürfe, was er eigentlich da draußen zu suchen habe. „Schauen Sie Pflanzen an? Sie sind doch keine vierfüßige Milchfabrik. Wie kann Sie also das Gras interessiren, wenn hier ein schönes Mädchen mit Ihnen spricht? Ich sage schön, weil ich doch viel schöner bin als Sie. Und was das heißen will, werden Sie am besten wissen.“ So ging es lustig ort ohne Ermüdung, ohne Unterbrechung, durchs ganze Emmental und Entlebuch bis Luzern. Zum Schluß bekam noch jeder der Begleiter ein Andenken, eine Blume, die sie einem größern Strauß entnahm und den jungen Leuten mit Anmut ins Knopfloch steckte. Gott! wie gut hätte das Mädchen zu dem sizilianischen Strumpfwarenfabrikanten gepaßt, mit dem ich von Mailand nach Verona fuhr und der unterwegs nicht nur an den Stationen, sondern überall, wo der Zug vorüberschnurrte, den

Leuten in den Häusern oder auf dem Felde alle möglichen Grüße und Späße zurief. Er war, noch mehr als die immerhin kluge und auch sprachlich gut gebildete Tessinerin, eine vorwiegend animalische Natur, und ich mußte mir allerdings gestehen, daß so ein Mensch, wenn er etwa einmal krank ist oder sonst ins Elend kommt, dann so arm ist, ja noch hilfloser als ein krankes Tier. Und dennoch tut es uns bedächtigen und viel, zu viel bedenkenden Nordländern gut, von Zeit zu Zeit solche rein ihres sinnlichen Daseins sich freuende Wesen zu sehen und an ihnen zu erkennen, daß der Pessimismus wirklich nur eine spät gezeitigte Frucht des alt gewordenen menschlichen Denkens ist, während bei solchen Naturen, wenn sie nur nicht selbst an ihrem Leibe zu leiden haben, Leben und Genuß identisch sind.

Mit Leuten, die sich so gehen lassen nach dem Antrieb ihres feurigen Temperaments, erlebt man dann auch unter Umständen Momente von so zu sagen dramatischer Wirkung. Hiefür nur ein Beispiel. Bald hinter Como, in Camerlata oder irgendwo nachher, war ein Curato, ein Landpfarrer, eingestiegen, ein ält=licher jovialer Mann mit drei jungen Frauenzimmern und zwei Herren. Dürften die katholischen Geistlichen heiraten, so hätte man zwei von den weiblichen Wesen wohl für die Töchter des gut und klug aussehenden alten Herrn halten mögen. Eine von ihnen war seit kurzem Witwe. Das tiefe Schwarz der Kleidung, der große wallende Schleier am Hut und ein Sacktuch mit zwei Zoll breitem Trauerrande zeugten mehr von ihrer Trauer als das frischrosige Gesicht und die kirschroten Lippen. Doch nahm sie sich anfänglich recht zusammen, konnte indessen auf die Dauer der Fröhlichkeit nicht widerstehen, die von der jüngsten Begleiterin, einer wilden Landhummel ausging, die vielleicht heute zum ersten Male nach Mailand fahren durfte. Dieser von Gesundheit strotzende Backfisch war vor Vergnügen so außer sich, daß nach und nach die ganze Gesellschaft, den Pfarrer inbegriffen, auf die

Spiele einging, die das etwa fünfzehnjährige Mädchen angab. Man stahl sich gegenseitig die Taschentücher, die Frauenzimmer stachen die Herren mit den großen Nadeln, die sie aus ihren Hüten gezogen hatten, kurz, man trieb allen möglichen Unsinn. Und allmälig war die junge Witwe die ausgelassenste von allen geworden. Ihren Kreppphut hatte sie längst oben auf das Netzgeflecht des Waggons gelegt und mit vor Freude geröteten Wangen und mit leuchtenden Blicken überließ sie sich dem Spiel, bei dem sie oft genug mit einem der ihr gegenübersitzenden Herren ins fröhliche Handgemenge geriet.

Da — plötzlich — es war wirklich geisterhaft zu sehen — schwebte der schwarze Schleier herab, der sich vom Hute gelöst hatte. Er kam von oben wie ein Trauergewölke und senkte sich im leisen Fall auf das Antlitz der Witwe, dasselbe auf einmal ganz bedeckend. Die Wirkung war auf alle eine augenblickliche. Das seelenlose Stück Zeug, dieser Flor, spielte die Rolle eines gleichsam überirdischen Abgesandten auf überwältigende Weise. Ein und derselbe Gedanke erwachte in jedem Hirn, starrte schreckhaft aus jedem Auge. Die junge Witwe war totenbleich geworden. Anfänglich hob sie die Hand, den Schleier zu entfernen; aber die Hand sank kraftlos herab. Sie selbst lehnte sich zurück und blieb eine Weile regungslos unter dem Schleier. Der einzige, dem ein Wort entfuhr, war der Pfarrer. „Ecco!“ sagte er, sonst nichts. Und mit verblüfftem Gesicht lehnte auch er sich rückwärts. Die andern schwiegen. Als ob man über eine Voliere schnatternden Geflügels ein Tuch gebreitet hätte, oder als ob eine plötzliche Sonnenfinsternis die zwitschernden Vögel im Felde verstummen machte, so wurde es ganz still im Waggon. Erst nach geraumer Zeit war es der Backfisch, der wieder leise die Fittige*

* Mein denkender Setzer will „Fittige“ eines „Backfisches“ nicht gelten lassen. Aber es kann stehen bleiben; denn solche Backfische sind fliegende Fische und haben fabelhafte Flügel.

zu regen begann; aber die rechte Lustbarkeit wollte nicht mehr erwachen. Ich sah am Abend desselben Tages zu Verona im Teatro Ristori die Oper „Norma", wo zum Schluß auch ein schwarzer Schleier über die schuldige Priesterin gebreitet wird. Aber der schwarze Schleier auf der Eisenbahn zwischen Monza und Mailand hat mir einen viel dramatischeren Eindruck gemacht.

Zu einer glücklichen Fahrt gehören natürlich auch die kleinen Unterbrechungen derselben, die man sich gönnt. So brachte ich den Abend des ersten Reisetages in unserm Lugano zu. Warum heißt die angenehmste Pension Luganos, hoch oben beim Bahnhof mit der wunderbaren Aussicht, französisch „Beau regard", statt schön italienisch, wie man's hier erwartet, „Bel riguardo"? Das ist der einzige Tadel, den wir diesem vortrefflich geführten Hause gegenüber anbringen könnten. Welche Luft man da atmet an einem Maiabend! Es ist, als ob uns die Berge rings um den ceresischen See das wunderbare Aroma in einem riesengroßen Kelche darreichten. Die Heiterkeit des Himmels ist in Lugano häufig so groß, daß man am Mond denjenigen Teil der Scheibe, den das Sonnenlicht nicht trifft, im Wiederschein des Erdlichtes schwach leuchten sieht. Auch kann ein scharfes Auge am mittleren Stern der Deichsel des Wagens den kleineren Begleitstern erblicken. In der Nähe des genannten gastlichen Hauses steht auf einem Hügel ein geschmackvoll erbauter Roccolo (Jagdturm zum Vogelfang); von dort genießt man der Aussicht nicht bloß auf die Stadt und den See hinab, sowie auf die Gebirge ringsum, sondern auch in jenes reizvolle Hügelland, das sich westlich gegen Luino hin zieht und auf allen Höhen Dörfer und Kirchen zeigt, die dem Landschaftsbilde einen unbeschreiblichen Zauber geben. An einem fernen Berge stiegen Raketen; sie zeigten an, daß einem Heiligen zu Ehren andern Tages das große Fest des Kirchen=

patrons abgehalten werde. Ich sah auch wirklich Sonntags früh von der Eisenbahn aus eine derartige Prozession. Bei Maroggia war's. Lustig zog eine ganze Dorfschaft durch die blühende, sonnenhelle Flur, voran die goldenen Standarten der Heiligen. Die Männer alle waren mit weißen Mänteln eigentümlich maskirt; sie und die Frauen sangen mit kräftigen Stimmen einen wohltönenden Prozessionsgesang. Vergnügen an der geistlichen Lustbarkeit strahlte aus allen Gesichtern; nur der etwas dicke Hirte dieser Herde, der ihr kaum schnell genug nachwackeln konnte, wischte sich zuweilen mit verdrießlicher Miene den Schweiß von der Stirn. „Fanno bene di andare a spazz'" (sie haben ganz recht, spazieren zu gehen), sagte im Waggon ein freisinniger Italiener. Ganz so haben einst die Vorfahren ihre Feldgötter im Frühling durch die Fluren getragen. Es wäre unrichtig, mit einseitigem Protestantismus einem altererbten Heidentum zu Leibe gehen zu wollen, das unter dem Namen Katholizismus hier in einer doch sehr unschuldigen Form einfach uralte Bräuche ausübt, die diesem sinnlichen Volke ein beglückendes Bedürfnis sind.

Eine zweite Unterbrechung der Fahrt machte ich in Verona, wo ich mir, von früherem mehrtägigen Besuche her, fast wie zu Hause vorkam. Die Cypressen des Giardino Giusti, die marmornen Bettlerfiguren (Gobbi) in der Kirche S. Anastasia, die vom Marktgewühl belebte Piazza d' Erbe, wo neben saftigen überwinterten Trauben Körbe mit frischen Kirschen stunden, die stille, ernste Piazza dei Signori mit ihren Palästen und dem Dante-Standbild in der Mitte — alles grüßte, wie alte Bekannte uns grüßen. Am herrlichsten war doch der Morgen in der Villa Giusti. Die Frische dieses Gartens ist eine unbeschreibliche. Es fällt hier starker Nachttau und die reiche Vegetation hat nichts Sonnverbranntes. Unabsehbar weit breitet sich die Lombardei aus für denjenigen, der auf der obersten Gartenterrasse steht. Der Horizont scheint nur durch die Krümmung des

Erdballs begrenzt. Vor uns die ganze Stadt mit ihren vielen Kirchen und der antiken Arena. Zu allernächst aber, zum blauen Himmel aufragend, die uralten, schwarzen, kirchturmhohen Cypressen der Villa, die im Morgenwinde leis sich neigen. Hier wohnen auch Vögel im Gebüsch, die mit freudigem Gesang dieses sichere Garteneiland in dem für ihresgleichen so mörderischen Lande preisen. Von unten klingt Glockengeläute und von einem fernen Exerzierfeld in der Ebene draußen die gedämpfte kriegerische Musik eines Bataillons. Noch ferner stürmen durch das offene Land Eisenbahnzüge; doch auf diese Distanz scheinen sie winzige Körperchen, mehr nur durch gelegentliche helle Rauchwölkchen bemerkbar, und es ist, als ob sie nur langsam vorrückten. All das Leben der Welt geht da draußen seinen Gang; in der Cypressenvilla aber wohnt Ruhe wie auf einer Insel der Seligen, und ein Dichter wie Dante müßte hier dem Flüstern der Geister lauschen.

2.

Festliches Volk in Bologna.

In Verona war ich mit einem Freunde aus Oesterreich zusammengetroffen, der von hier ab mein Fahrtgenosse wurde. Unser nächstes Ziel, dem wir schon andern Tages zustrebten, war Bologna, für den Sommer 1888 die Feststadt Italiens. Eine dreifache Ausstellung beherbergte sie in ihren Mauern: eine allgemeine internationale für Musik, zwei national italienische für bildende Künste und für Gewerbe, Ackerbau und Gartenwirtschaft. Das Königspaar hatte bereits seit einigen Tagen im Palazzo Communale Wohnung genommen. Endlich rüstete sich die Stadt damals auch auf das achthundertjährige Jubiläum ihrer im Mittelalter so berühmten Hochschule.

Aber den größten Genuß gewährte mir ein in diese Tage fallendes kirchliches Fest, das der Himmelfahrt. Denn es führte

zahllose Landleute aus der Umgegend in die Stadt und verschaffte mir so Gelegenheit, eine Menschenklasse, mit der der Reisende in Italien weniger in Berührung kommt als mit den Städtern, in zahllosen Typen vorüberdefiliren zu sehen. Am Morgen waren die Reihen nicht so dicht. Unbeschreiblich war dagegen das Gewühl der festlich geschmückten Landleute am Nachmittage. Der Hauptkirche S. Petronio gegenüber hatte ich mir unsern vom Neptunsbrunnen unter den hohen Arkaden einen Stuhl vor einem Kaffeehause gesichert. Der ganze ungeheure Platz wogte von einer fröhlichen Menge. Auf den breiten Treppenabsätzen der Kirche lagerten zu Hunderten diejenigen, die sich ausruhen oder von dem höhern Standorte bequemer zum Palazzo Communale hinüberblicken wollten, wo das Königspaar wohnte und wo am Tor alle Augenblicke eine Staatskarrosse hielt oder ein paar rote Pförtner sichtbar wurden, sehr zum Entzücken der loyalen Bevölkerung. Gibt es auch, speziell in der Romagna, eine republikanische Partei, die neulich von einem italienischen Blatte auf etwa 30,000 Stimmfähige geschätzt wurde, so können doch selbst die Gegner des monarchischen Systems sich dem Zauber nicht ganz entziehen, der von den Persönlichkeiten eines so durch und durch ehrenhaften Mannes wie König Humberto und einer so liebenswürdigen und graziösen, daneben auch freisinnigen und wohlwollenden Königin wie Margarita ausgeht. Von beiden Monarchen werden zahlreiche Anekdoten umhergeboten, welche ihre guten Charaktereigenschaften beweisen. Noch Tags zuvor war der Wagen der Königin mit dem Fuhrwerk einer Bauernfamilie so hart zusammengestoßen, daß letzteres umwarf. Die Königin hatte augenblicklich halten lassen, war ausgestiegen und erkundigte sich persönlich, ob niemand von den Insaßen des andern Wagens Schaden gelitten habe. Letzteres war doch der Fall, wenn auch die Verletzungen nicht sehr bedeutende waren. Sie ordnete alsobald an, daß den Verwundeten ärztliche Pflege zu teil werde,

zugleich ließ sie sich die Namen nennen, markirte sie in ihrem eigenen Notizbuche und verhieß den armen Leutchen königliche Entschädigung. Das alles war gewiß ihre Pflicht; aber es kommt auch viel darauf an, wie eine derartige Pflicht erfüllt wird, ob, wie hier, mit humaner Wärme und sichtlichem Wohlwollen auf feine taktvolle Weise, oder mürrisch und vielleicht nur indirekt durch ein paar diensttuende Beamte. Auch mag hier die Erinnerung Raum finden, daß gar oft Private in ähnlichem Falle nicht so rücksichtsvoll handeln. Ein mir persönlich nahestehender Freund wurde vor einigen Jahren in Zürich von dem unerlaubt rasch um eine Ecke fahrenden Landauer eines reichen Zürcher Banquiers zu Boden geworfen und erlitt einen Armbruch nebst andern ziemlich schweren Verletzungen. Der Insaße des Wagens, statt nach dem Verunglückten sich zu erkundigen, hieß im Gegenteil seinen Kutscher nur desto schneller fahren, um aller Verantwortung sich zu entziehen!

Was den König betrifft, so hat ihn außer seiner ehrlichen Art im politischen Leben und außer der milden Bestrafung jenes Attentäters Passamante besonders sein Mut beim Besuch der Cholerakranken in Neapel sehr beliebt gemacht. Eben jetzt hing auf der Ausstellung in Bologna ein großes Gemälde, das diesen Akt bürgerlichen Heldentums feierte und immer von vielen Beschauern umstanden war, die den geschickt gemalten Vorgang mit sympathischen Worten einander in der Erinnerung auffrischten.

Doch zurück von dieser Abschweifung zu meinem Stuhl unter den Arkaden vor dem Kaffeehause. In zwei einander begegnenden endlosen Zügen schob sich hier das Landvolk vorbei und gar oft entstund bei dem außerordentlichen Andrang eine Stockung. Aber da war auch nicht e i n verdrießlicher Mensch in der Menge, wenn auch der unfreiwillige Aufenthalt Minuten lang dauerte. Heiterste Zufriedenheit lag auf allen Gesichtern. Und wie ausdrucksvoll waren diese Gesichter! Wie glänzten überall waldbeerenschwarze

Augen! Stattliche Bursche von hohem Wuchs hatten ihre Mädchen bei sich, die sie nicht am Arm, sondern an der Hand führten. Diese jungen Bäuerinnen waren fast durchweg Schönheiten; der Menschenschlag in und um Bologna herum ist, wie allgemein bekannt, ein außerordentlich guter. Nun waren sie heute im Festschmuck; seidene Tücher, vorherrschend grüne oder gelbe, lagen auf den Schultern der Mädchen. In dem schwarzen Haargeflecht steckten silberne Nadeln von seltsamen Formen; auch goldene Ohrgehänge, Reife von ziemlichem Umfang oder Halbmonde, waren nicht selten. Was aber als höchster Schmuck die Schönheit der edel geformten Züge erhöhte, das war durchweg der Ausdruck einer — wie soll ich sagen? kindlichen oder tierischen? — Unschuld, einer unbeschreiblichen Seeleneinfalt bei vortrefflicher geistiger Naturanlage. Wir kennen bei uns, auch auf dem Lande, nur noch das durch Schulbildung zur Erkenntnis des Lebens geweckte Mädchen und Weib. Nun ist es mir gewiß fern, den Lichtstrahl des Gedankens zu verachten, der dem Antlitze wissender Menschen neue und eigenartige Schönheit geben kann. Aber wie viel unnützes, die Seele belastendes und vielleicht auch verunreinigendes Beiwerk zieht oft mit der systematischen Schulbildung in den Menschen ein! Und wäre es allein die Schule. Da kommen aber die Zeitungen dazu und das Lesen so vieler nützer und unnützer Bücher. Wohl erweitert sich der Horizont. Aber jene erste Evafrische, jener Tau des Paradieses wird unmerklich abgewischt. Fade Ausleger des biblischen Mythus haben von jeher unter dem Biß in den Apfel der Erkenntnis die erste Erfüllung des geschlechtlichen Begehrens verstehen wollen. Dies ist ganz falsch. Der natürlich sinnliche Mensch unterliegt diesem Begehren, ohne daß der Stand der Unschuld im höhern Sinne des Wortes dadurch verändert würde. Vollbringt er doch nur das in ihm waltende Naturgesetz. Jener Mythus ist vielmehr wörtlicher von der Erkenntnis, d. h. von der geistigen Entdeckung des eigenen

Ich zu verstehen, infolge deren der Mensch beginnt, sich fortan selbst zum Gegenstande grübelnden Studiums zu machen. Aber meine Leser leben von Jugend auf so sehr in der zweiten papiernen Welt, die ihnen in der Schule ist erschlossen worden, daß sie vielleicht kaum verstehen, was ich mit diesem Lobe einer noch da und dort auf Erden existirenden Paradiesesunschuld des Menschengeschlechts sagen will. Auch sehe ich gar wohl ein, daß solche Zustände überall von Jahrzehnd zu Jahrzehnd mehr und mehr schwinden müssen; nur kann ich die Befriedigung nicht unterdrücken, die ich empfand und noch in der Erinnerung empfinde, daß es mir vergönnt war, an jenem Himmelfahrtstage tausendmal in die wie aus dem ersten Schöpfungsmorgen hervorlugenden Augen der die Welt noch nicht begreifenden jungen Eva zu blicken. Und wie nun der Strom dieser Menge heiterer, einfacher, schöner und unbekannter Menschen in immer neuen Wellen vorüberwogte, da empfand ich mein eigenes Lebensgefühl mehr und mehr gegesteigert und zugleich überkam mich die Ahnung jener Seligkeit Gottes im pantheistischen Sinne, da solche Ströme, wie ich einen jetzt an mir vorüberziehen sah, millionenfach im Wesen der Gottheit aus- und einströmen und auch die verborgenste Menschenblume in seinem Herzen wurzelt.

Festlich Volk füllte natürlich auch die Räume der verschiedenen Ausstellungen, die wir in Bologna besuchten, und das darf hier versichert werden, daß in Italien die Leute niedern Standes, sogenanntes städtisches Proletariat, wie auch die Bauern, zu den schönen prächtigen Kunstgegenständen einer Galerie einen viel weniger störenden Gegensatz bilden, als das anderwärts der Fall ist. In München wird alljährlich während den Tagen des Oktoberfestes die Glyptothek geschlossen, weil man eine mögliche Schädigung der Statuen seitens des in die Stadt strömenden

Landvolkes besorgt. In Italien wandeln die schlichten Leute in ärmlichem Gewand durch die schimmernden Säle als pietätvolle Beschauer der schönen Kunstwerke. Von den Kirchen her, die meistens ebenfalls herrliche Kunstschätze beherbergen, haben sie, auch bei gänzlich mangelnder Schulbildung, einen Begriff oder vielmehr eine wache Empfindung für den Wert solcher Dinge. Und wenn auch natürlich in der Regel die größten und die am buntesten bemalten Leinwandflächen oder Genrebilder, welche den Stoff aus dem Volksleben schöpfen (wie die Gemälde von Egisto Lancerotto, Nani, Noé Bordignon u. s. w.), am meisten die Aufmerksamkeit solcher einfacher Beschauer erregen, so kann man doch auch bemerken, daß der dem Italiener angeborne künstlerische Geschmack zuweilen eine Gruppe schlichter Leute vor einem Kunstwerke festhält, das nichts äußerlich Sensationelles an sich hat, sondern durch reine Schönheit fesselt. Wohl das beste Gemälde dieser Art in der diesmaligen Kunstausstellung war eine von Piancastetti gemalte Parze. Das Antlitz eines alten Weibes ist an sich gewiß nicht ein reizvoller Gegenstand. Aber mit welchem Fleiß, mit welcher Feinheit waren die zahllosen Altersfurchen dieses Gesichtes gemalt! So recht im Gegensatze zu der heutzutage beliebten, rasch und flüchtig hinwerfenden Manier der sogenannten Impressionisten hatte dieser Maler vielmehr nach der Art der alten großen Meister gearbeitet. Man durfte — um gleich das Höchste zu nennen — bei seiner Parze an Leonardos so wundersam fein gemaltes Selbstbildnis denken, das in dem Künstlerporträtsaale der Uffizien hängt, ein Vergleich, mit dem wir allerdings nur den gleichsam unersättlichen Kunstfleiß des Malers andeuten wollen, dieses sich nur mit der feinsten Ausführung begnügende Streben nach idealer Schönheit. Es darf jedoch auch hinzugefügt werden, daß Piancastetti in seiner Parze uns nicht etwa ein beliebiges realistisches Porträt einer alten Frau vor Augen gebracht, sondern daß er es verstanden hat, die Züge des

Modells zum Typus edlen Greisenalters zu verklären, so daß das blaß-goldene Omega (Ω), welches als Schnalle den Schleier der Parze zusammenhält, nicht als zufälliger Kopfschmuck irgend eines alten Weibes erscheint, sondern als das mit innerer Berechtigung angebrachte bedeutsame Symbol der das Ende des Menschenlebens herbeiführenden Schicksalsgöttin. Am Flachsfaden, der vom Rocken lang herunterging und an den die Parze soeben die Schärfe der schneidenden Schere setzte, hielt sich mit ausgestreckten Armen, ungefähr in der Stellung einer ins Meer sich werfenden Schwimmerin, die Gestalt eines jungen nackten Weibes. Diese kleine Figur war so wenig aufdringlich gemalt, daß man sie möglicherweise erst nach längerem Verweilen vor dem Bilde entdeckte. Machte man sie dann aber ausfindig, so erfreute nicht bloß die Originalität des allegorischen Gedankens, sondern auch der Gegensatz der blühend jugendlichen Formen des kleinen Gebildes zum Antlitz der Greisin. Es wird schwer halten, dieses Werk sorgfältigster Malerei, dessen wesentlicher Wert bei aller Genialität der Idee eben in der Pinselführung besteht, durch Vervielfältigung weitern Kreisen zugänglich zu machen; am ehesten dürfte die Radiernadel eines Meisters dies zu leisten im stande sein. Jedenfalls wird das Original früher oder später die Zierde einer Galerie bilden und seinem Urheber Ehre einbringen.

Daß ich von den andern Gemälden und von den Statuen schweige, werden mir meine Leser verzeihen, da sie vielleicht schon bei der Schilderung dieser Parze empfunden haben, eine wie mißliche Sache es sei, über Gemälde zu lesen, die man nicht einmal in irgend einer Reproduktion zu sehen bekommt. Auch darf ich versichern, daß die Ausstellung in Bologna hinter der vorjährigen von Venedig und vollends jener ersten großen von Turin im ganzen zurückbleibt. Ein „Leichenbegängnis des Britannicus“ von Muzioli, das in den italienischen Blättern als eines der wichtigsten Bilder der Ausstellung gerühmt wurde, ist

jedenfalls nicht höher anzuschlagen als Gemälde ähnlichen Inhalts, wie sie in München aus dem Atelier Pilotys und seiner Schüler hervorgegangen sind. Und in der Skulptur war noch das beste eine Anzahl kleiner Bronzefiguren realistischen Charakters, plastische Genrebilder, die man als moderne Tanagrafiguren bezeichnen könnte, wobei man sich aber doch sagen muß, daß der Plastik höhere Aufgaben gesetzt sind. Indessen war in jenen frühen Maitagen, da wir die Ausstellung besuchten, noch manches Kunstwerk ausstehend, das später mag eingetroffen sein, und die Flüchtigkeit unseres Besuches berechtigt allerdings nicht zu einem abschließenden Urteil.

Dasselbe gilt von meinem Besuche der internationalen Musikausstellung, zu welcher die Archive und Bibliotheken ganz Europas interessante Originalhandschriften eingesandt hatten. Neben uralten bemalten Pergamenten des Messegesangs lagen hinter Glas und Rahmen auch die Partituren von Mozarts „Zauberflöte", Beethovens „Fidelio", Cimarosas „Matrimonio Segreto" und unzählige andere handschriftliche Werke italienischer und deutscher Musiker bis auf die Gegenwart. Dergleichen sah man mit Ehrfurcht an, wie der gläubige Katholik Reliquien beschaut, empfand aber zugleich, daß eine Kunst, die ganz fürs Ohr ist, zur Ausstellung fürs Auge sich am wenigsten eignet. Selbst die zahlreichen alten schönen Instrumente, darunter manche seltsam geformte viole d'amour, mit Elfenbein oder Perlmutter kunstvoll eingelegte Geigen, prachtvoll bemalte Spinette und Klaviere, dann auch Musikinstrumente ferner Völker Asiens, konnten den Blick nicht lange fesseln. Von dieser Erwägung ausgehend, war die Ausstellungskommission darauf verfallen, mit diesen alten Instrumenten in dem wunderbar schön konstruirten Musiksaale der Ausstellung ein Konzert zu veranstalten, dem auch die Königin beiwohnte. Es fiel sehr komisch aus. Die merkwürdigen Instrumente, deren Handhabung dem modernen Spieler nicht bequem

ist, klangen dem durch die Tonfülle unserer heutigen Orchester verwöhnten Ohre dünn, piepsend und zirpend, so daß die Hofdamen zu kichern begannen. Das übrige Publikum vollends hatte nur Augen für die glänzenden Toiletten und die Schönheit der vornehmen Bologneserinnen, da der ganze Adel der Stadt sich natürlich mit der Königin eingefunden hatte. So kam es, daß beim besten Willen, von der Ausstellung in Bologna nur Gutes zu melden, die italienischen Zeitungen über dieses historische Konzert unwillkürliche Satiren lieferten.

Recht wohl wurde es dagegen dem fleischlichen Menschen in der wirklich unsagbar appetitlich eingerichteten Ausstellung von allerlei Lebensmitteln und Leckerbissen, die jedem Besucher bewies, daß das gelehrte Bologna auch mit Recht das „üppige“ (crassa) heiße, indem die Fleischwaren Bolognas, voran die berühmten Mortadellawürste in Exemplaren von erstaunlichem Durchmesser, gleichsam den Kern dieser Ausstellung bildeten, zu der andere Städte wie Turin und Genua ihre vortrefflichen Schokoladepräparate und ihre eingemachten oder kandirten Früchte gesandt hatten, Neapel seine Teigwaren und so jeder Landesteil immer diejenigen Produkte, die sein Stolz sind und das Entzücken eines modernen Vitellius bilden müßten. Es würde sich indessen nicht ziemen, durch längeres Verweilen bei diesen Dingen des Genusses beim Leser die Stimmung zu wecken, die mich selbst beim Besuche der Ausstellung mit unwürdiger Eile meinem Risotto entgegenführte. Vielmehr nehme ich hier Abschied von den Bologneser Ausstellungen und zwar an dem gewaltigen monumentalen Springbrunnen, der eigens für die Ausstellung war hergerichtet worden, ein ungeheures Bassin, umringt von den gigantischen Gestalten fabelhafter Meerweiber und exotischer Tiere wie Löwen, Tiger, Alligatoren und Riesenschildkröten. Wohl war das Material dieser Kolossalfiguren bloßer Ton mit bronzeartiger Uebermalung; aber das sah man weniger, als daß man es vermuten mußte. Die

Wirkung dieser abenteuerlichen Riesenweiber und Riesentiere unter den Strahlen der hellen Nachmittagssonne und in Verbindung mit dem Sprühen reicher Wassergarben war eine höchst phantastische, und immer wieder mußte man bewundern, wie geschickt der Italiener auch solche große dekorative Effekte herzustellen im stande ist.

Selbst der italienische Bettler ist unter Umständen ein kleiner Künstler. Eine artige Probe hievon sah ich, als ich nachts aus dem Teatro Brunetti nach Hause ging. In den völlig dunkeln Arkaden kauerte bei einem Stümpfchen Stearinlicht ein Mann am Boden, ein Taubstummer, wie sich später herausstellte. Er war beschäftigt, das Bildnis Cavours lebensgroß auf die Fliesen zu tuschen. Blieb ein Vorübereilender stehen, so beleuchtete der Zeichner sein Werk mit dem armseligen Lichtlein. Ein Teller stund daneben, in den man den kleinen Zoll warf, den eine so stumme und in ihrer Art doch so beredte Bitte heischte. Da erlebte man aber eine neue Ueberraschung. Denn erst das Klingen der Münze auf den harten Steinfliesen bewies, daß der Teller nicht etwa aus Steingut und überhaupt kein wirklicher, sondern ein bloß durch gute Schattirung natürlich nach dem Leben gezeichneter Teller sei. Wo noch sonst als unter diesem begabten Volke findet man Bettler, die auf solche Einfälle kommen? Selbst die Armut weiß hier zu Lande ihre Blöße zu decken mit einem Zipfel oder dem Saum des prächtigen Festgewandes der Kunst.

3.

Eine Tyrannenresidenz und eine Republik.

Rimini am Adriatischen Meer ist die Tyrannenresidenz, die wir besuchten, San Marino, von hier aus leicht in wenigen Stunden erreichbar, die Republik, von deren hoher Felswarte wir ebenfalls ins weite Land hinausschauten.

Auf der Fahrt nach Rimini — ach! wie viele Unterlassungs-

sünden man doch allenthalben in Italien begeht! Reizende Orte, die man ebenfalls besuchen möchte, liegen rechts und links von der Bahn: Imola, Castel Bolognese, das durch seine kunstreichen Töpferwaren berühmte Faenza. Und so ist es überall in diesem Lande. Wie hatte es uns z. B. schon leid getan, auf der Reise von Verona her nach Bologna, als wir den Gebirgszug der Euganeen mit seinen Bädern und Schlössern entlang fuhren, nicht von Station zu Station den Zug verlassen zu können. Das wahre Reisen ist doch nur das nach Handwerksburschenart, den Tornister auf den Schultern und immer bereit, zu bleiben oder weiter zu gehen nach augenblicklicher Lust und Stimmung.

Rimini mit seinen etwa 20,000 Einwohnern ist eine stille Landstadt, d. h. so still, als das Temperament südlicher Menschen es erlaubt. Auch hier bringt ja die Bevölkerung ihren Tag meist in den Straßen zu. Vor ihren Häusern sitzen die fleißigen Handwerker, mit ihrer Hantirung beschäftigt, auf den weiten Plätzen und Straßen treiben sich die Händler und auch die Müßiggänger umher, wie das in jeder italienischen Stadt geschieht. Aber das landstädtlich Stille ist bei all dem gelegentlichen Gewühl einer belebteren Straße doch das vorwaltende Merkmal. Auf manchen Plätzen wächst Gras zwischen dem Pflaster, und im Schilderhäuschen eines Soldaten, der vor dem ehemaligen Kastell der mittelalterlichen Tyrannenfamilie Malatesta Wache hielt, ruhte eine friedliche schönhaarige Ziege. Ein Sattlermeister, vor seiner Werkstatt sitzend, las mit jener Gemütsruhe, die nur das Kleinleben einer Provinzialstadt gewährt, aus einem vergilbten Exemplare Verse; es war wahrhaftig der „Verliebte Roland" von Bojardo, wie ich entdeckte, als ich ihm über die Schulter sah. Hie und da klappern die Hufe eines Maultieres über das Pflaster, oder ein Junge bietet Seetiere feil, die vor einer halben Stunde erst gefangen wurden. Träumerisch rauscht auf dem weiten Marktplatze der schöne marmorne Brunnen, zu dessen Marmor-

basis der mittelalterliche Erbauer einen antik römischen Fries geschickt verwendet hat. Und eben so träumerisch liegt in einsamer, menschenleerer Seitenstraße das herrlichste Kunstwerk der Stadt, jener malatestische Tempel S. Francesco, den nach einem glücklich beendigten Feldzuge Sigismondo Pandolfo Malatesta im fünfzehnten Jahrhundert errichten ließ.

Die Malatesta von Rimini — den Kopf eines Elefantenungeheuers führen sie im Wappen — das waren Menschen, ungefähr dem Ideal entsprechend, das Nietzsche in seinem merkwürdigen Buche „Jenseits von Gut und Böse" aufgestellt hat, Kraftnaturen genialer Art, hohe Bildung, Sinn für das Schöne in der Kunst mit rücksichtsloser Entschlossenheit vereinigend. Wie sehr sie jenseits von Gut und Böse einfach ihrem Belieben folgten, zeigt gerade die Geschichte der mehreren Ehen dieses Tempelerbauers Sigismondo. Die erste Gemahlin schickte er einfach fort, als ihr Vater, der venetianische Condottiere Carmagnola, eines unverdienten, aber schimpflichen Todes durch Henkershand gestorben war und der stolze Malatesta sich durch eine fernere Verbindung mit der Tochter eines Hingerichteten entehrt fühlte. Aber Ginevra von Ferrara, die er nun heiratete, ließ er vergiften, und die Tochter Francesco Sforzas, Polyxena, erwürgte er, als ihm Isotta, die geistreiche Tochter des Edelmanns Fernando degli Atti, besser gefiel. Diese heiratete er zuletzt, nachdem sie achtzehn Jahre lang seine Geliebte gewesen, und ihr, sich selbst und seinem Geschlecht hat er denn auch mit diesem Tempel ein großartiges, anspruchsvolles Mausoleum errichtet, über das schon Papst Pius II. schrieb, es sehe weniger wie ein christliches Gotteshaus aus als wie ein Tempel der ungläubigen Dämonen und Genien.

Uns kann dies alles nicht leid tun. So hübsch aus der Ferne von drei Jahrhunderten und auf dem sichern Boden der nach und nach errungenen Unverletzlichkeit moderner bürgerlicher Existenz können wir mit Nietzsche jenen gigantischen Kraftnaturen

voll Frevelmutes und Kunstsinnes alle Bewunderung schenken. Ja, ich gestehe sogar, daß ich als bloßer unbeteiligter Zuschauer an diesem ungerechten Sigismondo mit seinem unbeschreiblich schönen Tempel mehr Freude habe als an neunundneunzig Republiken wie San Marino, die keine Malatesta-Verbrechen, aber auch keine Malatesta-Tempel aufweisen. Nur muß man nicht vor lauter philosophischem Raffinement so naiv sein wie Nietzsche, der das Weltenrad wieder rückwärts drehen und uns alle unter die Füße solcher Malatesta-Elefanten legen möchte. Es ist schon vollauf genug daran, daß die Natur so gänzlich ohne Rücksicht auf zarteres Menschentum verfährt; von Mitmenschen mit eben so schweren Händen angetastet zu werden, wie „Mutter" Natur sie oft an uns legt, wäre des Unerträglichen zu viel. Gerade in Rimini wurde ich an einen der traurigen Fälle erinnert, wo das physische Gesetz so ganz „jenseits von Gut und Böse" in zerstörend feindlicher Weise sich erfüllt hat. Hermann Götz — der Name weckt, wie einst der des hingemordeten Sängers Ibykus, eine Fülle schmerzlicher Empfindungen. Nach dem unerwartet glänzenden Erfolge, den der junge, theaterfremde Komponist mit seiner Erstlingsoper fröhlichen Inhalts errungen hatte, wählte er sich zu seiner zweiten Oper einen tragischen Stoff, die durch Dantes „Inferno" zuerst bekannt gewordene und seither von unzähligen Dichtern behandelte Liebesgeschichte der Francesca von Rimini. Einige Grundzüge aus Silvio Pellicos Drama entlehnend, richtete sich der Komponist selbst das Opernbuch nach seinem Empfinden ein und milderte, in einer allerdings gefährlichen Weise, die gar so erdrückende Tragik der ursprünglichen Sage durch Zugabe einer muntern Jugendfreundin Francescas und durch eine mehr moderne Lösung des Konfliktes. Dann aber goß er seine ganze Seele in die Töne, mit denen er dieses Werk ausstattete. Er hat es nie gehört. Unvollendet ließ er den letzten Akt zurück, als die tückische Krankheit den noch jugendlichen Mann

hinstreckte. Ein Freund, den seither ebenfalls ein unverdient tragisches Geschick, völlige Geistesumnachtung, ereilt hat, legte die letzte Hand an „Francesca von Rimini." Und wenigstens in einer Stadt Deutschlands ist dieses Werk heimisch geworden und erregt immer wieder, wenn es zur Aufführung gelangt — wir sprechen vom Hoftheater zu Schwerin — die tiefste, mit andächtiger Rührung gemischte Bewunderung. Aber an andern Theatern scheint es vergessen und verschollen. Aenderungen, deren es wohl bedürfte, kann ja sein eigentlicher Urheber nicht mehr ausführen, und es ist zu bezweifeln, daß jemals andere, hiezu berufene oder willige und geschickte Hände sich finden. Nun freilich! auch der Tempel der Gewaltherrscher von Rimini bei all seiner Pracht und Herrlichkeit steht in der äußern Fassade unvollendet da. Aber Werke der bildenden Kunst haben eben vor Musikstücken den natürlichen Vorteil, daß jeder Bruchteil, der von ihnen noch da ist, ohne weiteres unmittelbar kann genossen werden, während eine Oper, die nicht gegeben wird, einer eingesargten Mumie gleicht.

Der Leser, den ich bis vor die Pforte des Malatesta-Tempels geführt habe, möchte nun vielleicht eintreten und in dieser Halle mit all dem wunderbaren Schmuck der herrlichen Seitenkapellen die einzelnen Schönheiten dieses merkwürdigen Denkmals alten Tyrannenprunkes mitgenießen. Aber vor der gänzlichen Unmöglichkeit, durch Schilderung mittelst der Feder eine solche Stätte der vielartigsten Kunstschönheit so zu zeichnen, daß man aus den Worten eine irgendwie deutliche und wertvolle Anschauung sich bilden könnte, muß jeder Versuch schon im Keim unterbleiben; nur das eine setze ich zu eigener Erinnerung her, daß ich mich fast nicht satt sehen konnte an den achtzehn marmornen Reliefgestalten, welche die Planeten Mars, Venus, Merkur, Saturn u. s. w. darstellen; vor allem hatte es mir eine Dianafigur (Luna) angetan, vielleicht ein Ebenbild der schönen Isotta,

welcher ihr Liebhaber und Gemahl mit diesem Relief, wie die Geschichte bezeugt, ganz besonders huldigen wollte.

Ein paar Sommermonate hindurch mögen die Straßen Riminis einen belebteren Anblick darbieten, wenn nämlich aus Nähe und Ferne die Gäste sich einfinden, die sich hier der Meerbäder erfreuen wollen. Die meisten freilich nehmen Wohnung in dem großen, von Rimini ungefähr eine halbe Stunde entfernt und dicht am Strande der aufrauschenden Adria gelegenen Badehotel und in den dasselbe umgebenden Villen; doch vermittelt ein Schienenstrang, auf dem alsdann zahlreiche Trams hin und her fahren, den Verkehr mit der Stadt, und in diese Zeit fallen dann auch glänzende Vorstellungen in dem in wahrhaft riesenmäßigen Verhältnissen erbauten Theater von Rimini.

Auch wir besuchten den dermalen noch stillen Strand. Es war ein schöner Morgen und eben Flutzeit. Eine ganze Flotte von großen und kleinen Fischerbooten verließ den Kanal, der von Rimini in die offene See hinausführt. Das waren wieder die lustigen bemalten Segel von Chioggia und der gegenüberliegenden dalmatinischen Küste, die unter einem blauen Himmel und im hellsten Sonnenlichte sich viel hübscher ausnehmen als gewöhnliche weiße Segel, die zu sehr blenden würden. Jedes Schiff war in der Regel nur dreifach bemannt; einzelne der wetterfesten Männer sahen fast schwarz aus wie Afrikaner. Ueberall auch war das gelbe Spitzerhündchen an Bord, das, wenn das Schiff irgendwo anlegt, das Fahrzeug bewachen muß. Trotz dem starken Wogengang, der die ausfahrenden Schiffe mächtig schaukelte, zeigten diese Tierchen große Munterkeit und liefen auf dem Verdeck herum, hie und da eine besonders gewaltig daherrauschende Welle mit Gebell begrüßend. Die Schiffe hatten alle ihre besondern Wahrzeichen, geschnitzte Bildnisse von Heiligen oder von Seejungfrauen, in welche der Kiel auslief, dazu oben am Maste metallene Madonnen neben dem lustig flatternden

Wimpel. Auf einem der Schiffe aber wehte ein Trauerflor, „perchè è morta la moglie del padrone“ (weil die Gattin des Schiffseigentümers gestorben ist). So fuhren nach und nach wohl vierzig Schiffe an uns vorüber, die wir auf dem äußersten Rande des ins Meer hinausgebauten Dammes, zu Füßen eines kleinen Leuchtturmes saßen und oft vom Schaum einer großen Welle übersprüht wurden.

Wundervoll ist der Weg nach der kleinen Republik San Marino, herrlich die Lage des Städtchens gleichen Namens, das, kühn auf hohen Fels gebaut, weit in die Lande hinausblickt, die mit allen ihren Gebirgszügen, Hügeln und Schluchten doch tief zu Füßen dieser stolzen Zinne des republikanischen Gedankens liegen.

Aber wie sehr ich die Dekoration loben muß, die eine unvergleichlich schöne und passende wäre für die Idee eines uralten Freistaats inmitten eines großen monarchischen Landes, — gar zu sehr kann ich mich doch für das Drama nicht begeistern, das in dieser herrlichen Szenerie aufgeführt wird; ich meine die Komödie dieser kleinen Republik.

Da steht zum Beispiel auf dem Hauptplatze der Stadt neben dem soeben im Umbau befindlichen Gemeinderathause eine Statue der Republik, ungefähr einer artigen Chansonettensängerin ähnlich, die bei irgend einem Anlasse die Marseillaise singt. Dieses Werk sehr zweifelhaften Kunstwertes ist ein Geschenk — der Herzogin Bevilaqua, und daher ist das Bild dieser Herzogin als Reliefmedaillon im Fußgestell der Bildsäule angebracht nebst der Mitteilung über die Schenkung, deren Annahme seitens des Freistaates für den republikanischen Stolz der San Marinesen keine günstige Meinung erwecken kann.

Dann ist die Republik, deren älteste noch vorhandene Urkunde bis 885 n. Chr. hinaufreicht, tatsächlich eine aristokratische. Ungefähr so wie einst im alten Venedig oder im alten Bern

teilen sich einige regimentsfähige Familien in die Herrschaft der Stadt und des umliegenden Landes. Nur aus diesen Familien wird der Consiglio generale, der in seiner Gesamtheit „Principe della Repubblica“ heißt, gewählt. Er besteht aus vierzig Mitgliedern, die ihrerseits wieder ein Regierungskomite von zwölf Räten ernennen, dessen zwei Vorsteher die Capitani sind. Daß diese beiden Capitani bloß für ein Jahr gewählt werden und abwechselnd jeder sechs Monate regiert, ist fast der einzige demokratische Zug in dieser Verfassung. Die Republik hat außer den Capitani noch einen Verwaltungsbeamten, den sogenannten Podestà. Da derselbe juristische Bildung besitzen muß, um sowohl als Richter zu funktioniren, wie auch die geschäftlichen Interessen des kleinen Staates nach außen hin zu vertreten, ist der Podestà immer ein Fremder, d. h. ein Italiener.

Nicht alle Bürger von San Marino sind übrigens mit dieser ihrer aristokratischen Verfassung einverstanden, wie uns einige ziemlich energische Inschriften oder vielmehr Kritzeleien am Stadttor bewiesen. „Vogliamo votazione pubblica ed elezione diretta per il popolo“, so oder ähnlich lautete eine mit Kohle an die Mauer geschriebene Forderung, und sie war nicht die einzige ihrer Art.

Rechnet man zu alledem, daß San Marino wesentliche Staatseinkünfte nicht bloß aus dem unschuldigen Vertrieb seiner naturgemäß sehr seltenen und daher von Sammlern hochgeschätzten Briefmarken, sondern auch aus dem weniger ehrenhaften Handel mit Orden und Titeln bezieht, — man kann Baron oder Graf von San Marino für 15,000 bis 20,000 Fr. werden — so fällt es einem schwer, diese Miniaturrepublik heutzutage noch ernsthaft zu nehmen, während man vor ihrer mittelalterlichen Geschichte alle Achtung haben muß. Denn die Bürger haben ihren allerdings durch seine Lage fast uneinnehmbaren Felsen unendlich oft gegen übermächtige Feinde tapfer und hartnäckig verteidigt.

Selbst der gewalttätige Cesare Borgia, der sich der Stadt einst bei Anlaß innern Bürgerzwistes bemächtigt hatte, vermochte sich nicht länger als ein Jahr hier zu behaupten, und als später der nachmalige Minister Philipps V. von Spanien, Alberoni, durch Verrat momentan die Herrschaft über die Stadt an sich gerissen hatte, mußte er einem Volksaufstande, bei dem sich die Capitani Giangi und Onofri rühmlich hervortaten, in ohnmächtiger Wut weichen.

Und ein Gutes mag der Bestand des kleinen Freistaates inmitten des relativ so großen, mächtigen Italiens haben: das Wort Republik leuchtet wenigstens von dieser hohen Warte weit hinaus ins Land, mag auch der kleine Staat sehr hinter dem Begriffe einer wahren Republik zurückgeblieben sein. Welchen Wert aber dieses bloße Wort hat, welche fast magisch zu nennende Anziehungskraft auf Leute allerlei Volkes, das erfuhr ich im Verlauf eines Gespräches, das wir, zu Füßen der vorhin erwähnten Freiheitsstatue und bei fortwährendem entzückendem Ausblick in die gegenüberliegenden Täler und Höhen, mit einigen Landleuten führten, die als Untertanen der italienischen Krone zufällig an diesem Tage sich hier oben eingefunden hatten. Da ich sie anfänglich für Bürger der Stadt hielt, hatte ich mich ihnen als Schweizer zu erkennen gegeben, der gekommen sei, die Republikaner von San Marino zu begrüßen. Mit Bedauern, wie sie sagten, lehnten sie diesen sympathischen Gruß ab. Sie seien nicht freie Bürger dieses Gemeinwesens, sondern müßten die schweren Steuerlasten des italienischen Staates tragen. Um höflich zu sein und sie einigermaßen zu trösten, redete ich dem Königreich Italien zum Besten, wies auf seine emporsteigende Machtfülle hin, auf die Wiedereroberung Roms, auf das stolze Gefühl, einer großen, starken Nation anzugehören. Das alles verfing durchaus nicht bei diesen Männern, die sich vielmehr sozialistischen Gedanken sehr zugänglich zeigten. Ich nannte den König Umberto einen wahren Galantuomo, wie es sein Vater

gewesen sei; sie antworteten, das möge sich wohl so verhalten; aber der König komme nicht in direkten Verkehr mit seinem Volke, und die Zwischenpersonen, die Minister, die Räte, die ehrgeizigen Leute im Parlamente seien meistens Menschen ohne Herzschlag für das Elend des Volkes. Scharf verurteilten sie besonders das kriegerische Abenteuer in Massauah. Und als ich, immer darauf bedacht, die Erbitterung der Unzufriedenen etwas zu mildern, die allerdings nicht ausreichende Entschuldigung hinwarf, daß eben Regierungen gerade so wie einzelne Menschen gelegentlich eine Dummheit begehen, da entgegneten mir diese einfachen Leute sehr ernst, daß die Dummheiten der Regierungen Sünden seien, weil sie jederzeit das Leben und das Glück von vielen Menschen zerstören und Schweiß und Blut kosten. Ich mußte hierauf einigen wißbegierigen Fragen über die Einrichtung der schweizerischen Republik Rede stehen und tat es mit innerlicher Freude über den Eindruck, den die Darlegung eines demokratischen Staatswesens auf diese im Herzen republikanisch gesinnten Italiener machte; immerhin vermied ich zu helle Farben, um die große Unzufriedenheit dieser Leute nicht noch zu steigern. Denn selbst in so guten Dingen genießt man zwar heimlich gern das erhebende Gefühl, sie zu besitzen, möchte aber nicht den Neid anderer, die entbehren müssen, herausfordern, am wenigsten den so artiger, höflicher Menschen, wie es diese gescheiten italienischen Landleute waren. An den Bewohnern des Freistaates fiel mir im Gegenteil eine gewisse rauhe Kürze auf, die fast an die bei uns landesübliche Grobheit grenzte und also vielleicht ein vom republikanischen Selbstgefühl nicht mehr zu trennender Grundzug ist, da man schon bemerkt haben will, auch die Franzosen hätten seit der Errichtung der neuen Republik ziemlich viel von ihrer alten Höflichkeit eingebüßt.

Zu viel hierüber zu philosophiren, dazu ließ uns der treffliche rote und weiße Wein nicht genug Ueberlegung, nachdem

wir einmal in der Osteria der schwarzäugigen Wirtin Mighetti ihn zu kosten begonnen hatten. Es war ein köstliches Stündchen, das wir dort bei einer großen Schüssel trefflich gekochter Maccaroni und guten Salamischnitten verlebten. Ab und zu schrieben wir irgend einem Freunde oder guten Bekannten, der Seltenheit der Postkarten zu liebe, einen Gruß, ohne die Feder ins Weinglas zu stecken, das neben dem Tintenfasse stund. Eine Wolke hatte die Kuppe des Berges, auf dem San Marino liegt, ganz eingehüllt, so daß uns beinahe zu Mute wurde, als ob wir in einem hochgelegenen schweizerischen Bergwirtshause säßen. Die Aussicht hatten wir glücklicherweise vorher recht gründlich genossen, und ebenso, auf der Herfahrt von Rimini im offenen Einspänner, die im schönsten Sonnenlicht daliegende freundliche Morgenlandschaft. So mochte es nun immerhin nebeln; selbst ein kleiner Regenguß, der einzige, den wir in Italien während vollen drei Wochen erlebten, konnte unserer guten Stimmung nichts anhaben. Doch verwandelte er den Staub der Straße in einen schlüpfrigen Brei, so daß bei dem malerisch gelegenen, ebenfalls noch zur Republik gehörigen Städtchen Serravalle unser braves riminesisches Rotrößlein plötzlich stürzte und liegen blieb, bis wir es mit Hilfe herbeieilender schmucker Soldaten — vielleicht war's die ganze bewaffnete Macht San Marinos — wieder in die Höhe brachten. Die Eingebornen der Gegend fahren übrigens weit seltener, als daß sie reiten, auf Pferden, Maultieren und Eseln, selbst auf Ochsen. Und diese seltsame Kavallerie paßt wirklich besser als Wagen in die durchweg gebirgige Landschaft, die man auch als Fußgänger bei einigermaßen kühlem Frühlings- oder Herbstwetter mit großem Genusse durchstreifen würde, vor sich — wenn man von Rimini kommt — den seltsamen Bergkegel mit dem steilen Tafelfelsen und seinen Kastellen, hinter sich, in weiter Ferne, das den Horizont nach Osten begrenzende Meer und die Ebene bis gegen Ravenna.

4.

Venus Marina und Casa Santa.

Wir fuhren in südlicher Richtung dem Meere entlang, immer entlang dem tiefblauen Meer, dem schönen adriatischen, das durch Flut und Ebbe wechselndere Strandbilder gewährt als das Meer im Westen Italiens. Der eilende Bahnzug hielt sich so nahe dem bewegten Element, daß bei starkem Ostwind der Wogenschaum wohl durch die Waggonfenster eindringen mag und wir die Erfrischung zugleich mit dem der Salzflut eigentümlichen Geruch während der ganzen Fahrt angenehm empfanden. Einzig bei Pesaro, Rossinis Geburtsstadt, drängte sich eine Weile ein kleines Vorgebirge zwischen uns und das Meer. Bald aber flogen wir wieder dem Strand entlang, sahen draußen auf der, je tiefer die Sonne sank, in immer intensiverem Dunkelblau leuchtenden See Schiffe, die unter einer ganzen Wolke weißer Segel dahinfuhren, überraschten eine am Ufer weidende Herde Schafe, die ein Knabe hütete, der, auf einsamer Düne sitzend, träumend in die grenzenlose Weite hinausschaute, oder einen Fischer, der im Schatten seines hoch auf den Strand gezogenen schwarzen Bootes ruhte und fast wie Robinson fern von Menschen zu leben schien. Denn zwischen den vielen Städten und Städtchen, die zwischen Rimini und Ancona liegen, ist die jeweilige Entfernung nur für den Eilzug eine kurze; für den langsamer Reisenden oder gar für den Fußgänger liegen lange, unbewohnte Landstriche dazwischen, ab und zu durchzogen von einem aus den fernen Bergen Urbinos zur Küste herabgekommenen stillen Flüßchen, das in öder Wildnis bescheiden dem Meere sich vereinigt. Von diesen Flüßchen ist eines der im Altertum berühmte Rubikon, den Julius Cäsar mit seinen Legionen überschritt. In Rimini steht auf einem der Plätze noch heute eine uralte Säule, die Cäsars Stein genannt wird, da dort der gegen Rom aufrührerische Feldherr eine

Ansprache an seine Krieger soll gehalten haben. Und wieder — unfern der Stadt Fano — ein solcher Küstenfluß! Diesmal ist es der durch des tapfern Hasdrubals Tod berühmte Metaurus, heute Metro genannt. Gleich darauf hält der Zug bei der Stadt Sinigaglia, wo nicht bloß die einst so hoch gefeierte Sängerin Catalani und Papst Pius IX. geboren wurden, sondern auch der durch seine allerdings lasciven, aber in diesem Genre klassischen Memoiren ebenfalls zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Chevalier Casanova.

Und nun fuhren wir in die große, herrliche Bucht von Ancona, das einen der bedeutendsten Häfen Italiens hat und im Schutz starker Höhenfestungen wie ein kleineres Genua mit seinen weißen Häuserreihen und den amphitheatralisch ansteigenden Straßen als eine aufblühende Handelsstadt fröhlichen und üppigen Wesens daliegt.

„O, die du aus dem Meer entstiegen, auch auf Ancona thronest!“ so ruft Catull die Göttin an. Und Juvenal auch nennt ein „Haus der Venus, das über dem dorischen Ancona sich erhebt.“ Wo dieser Tempel der Aphrodite stund, erhebt sich auf derselben weit übers Meer hinschauenden Höhe, gerade über dem Molo, der Dom Anconas, der nach dem Heiligen Cyriakus genannt ist; und zum Teil dieselben uralten Säulen, die einst das Haus der „Venus Marina“ stützten, tragen jetzt das Dach der christlichen Kirche. Und sind vielleicht die Menschen, die da unten hausen, so ganz andere geworden, als sie zur Zeit Catulls oder Juvenals waren? Wir erfuhren Beweise vom Gegenteil. Und zwischen dem heiligen Cyriakus und der einstigen Herrscherin dieses Tempels besteht längst ein geheimer Vertrag, daß nachts, wenn ihr Stern über den lauen Wellen des Meeres hinzittert, die bleiche Göttin leise vor die Halle des Domes tritt und auf einen der roten marmornen Löwen des Portals sich niederläßt, von hier aus hinablächelnd in die dunkeln Gassen der Stadt,

wie sie's getan vor zweitausend Jahren. Doch beim ersten Morgenlüftchen besteigt sie den Muschelwagen, und wenn die Sonne die Kuppel des Domes trifft, dann tritt Cyriakus wieder in seine Tagesrechte und nur ein stehen gebliebenes verlegenes Lächeln im faltigen Gesicht des Heiligen verrät, daß er selbst nachts nach der schönen Göttin geblinzelt hat.

Ist nun dieser Dom und die wunderbare Aussicht, die man von seinem Portal aus genießt, wohl das Schönste in Ancona, so dürfen doch andere Herrlichkeiten, die den die gebirgige Stadt Durchwandernden allerorten überraschen, nicht vergessen werden. Da ist die Loggia dei Mercanti, die Börse oder das Haus der Handelsherren dicht am Meer, mit ihrer spätgotischen prachtvollen reichen Fassade, ein Bau, der so gut wie die Paläste am Rialto würdig wäre, der Schauplatz einer außerordentlichen Kaufmannsgeschichte wie der des edeln Antonio und des Juden Shylock zu sein. Weit mehr noch als selbst der stolze antike Triumphbogen Trajans am Hafen drunten erfreuen den die Gassen Durchschlendernden merkwürdige uralte Kirchen, originell bald durch geradezu abenteuerliche Anlage der zu ihnen emporführenden Treppen, bald durch seltsame Anordnung von zahllosen Säulen und Figuren in der Fassade, so z. B. die romanische Kirche S. Maria della Piazza, oder S. Francesco delle Scale mit ihrem üppigen Portal spätvenetianischer Gotik, oder die fröhlich weltliche Kirche S. Agostino und Madonna della Misericordia, beide schon eleganter, im Geist der Frührenaissance. Ich hebe dergleichen hervor, da man gerade von Ancona sonst selten sprechen hört als von einer Stadt schöner Baudenkmäler; der Italien bereisende Kunstfreund kommt verhältnismäßig selten in diese etwas seitab von der großen Route liegende Hafenstadt. Aber so sind diese italienischen Städte, daß man auch da, wo man es am wenigsten erwartet, noch auf schöne Werke der kunstsinnigen Vorzeit stößt.

Die Neuzeit hat sich in Ancona mehr mit der Anlage schöner

breiter Straßen im obern Teile der Stadt und mit der Befestigung der umliegenden Hügel befaßt. Wer, wie ich, nach längerer Eisenbahnfahrt oder nach dem Aufenthalt in ebenen Gegenden das Steigen als eine wahre Lebenswonne empfindet, der versäume es nicht, auf diese verschiedenen Kastelle hinter der Stadt Sturm zu laufen. Zwar wird er überall an den Festungstoren von den Schildwachen — übrigens in der höflichsten Weise — zurückgewiesen werden; aber auf den äußern Wällen, die man betreten darf, genießt man entzückender Aussichten über die ganze Meeresbucht und weit hinaus in die See, und zu Füßen hat man die lustige, menschenwimmelnde Stadt. Auf jedem der Hügel ist die Aussicht wieder eine andere. Dazu streicht der Seewind mit frischem Zuge über diese Höhen und trägt aus den Gärten der Stadt den Duft blühender Magnolien herauf. In einem der Gärten gedeiht eine herrliche Palme. Wer sie suchen will, frage nur dem Hause mit dem schön verzierten Portal nach, über dem der edle Spruch steht: Emitur sola virtute potestas (nur durch Tugend wird Macht erworben). Ich denke zwar, man werde „virtus“ besser mit „Tüchtigkeit“ übersetzen müssen, wenn der Spruch dem wirklichen Gang der Dinge im Leben entsprechen soll; vielleicht ist auch schlechtweg „Tapferkeit“ gemeint, da ein General in diesem Hause wohnt. Bei einer der Festungen liegt, zwischen den hohen Mauern eingefriedet, ein stiller Garten voll hoher Cypressen, der kleine Soldatenfriedhof des Kastells, nicht ganz unähnlich der Toteninsel Böcklins.

Loreto, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der katholischen Welt, liegt anderthalb Eisenbahnstunden von Ancona entfernt.

An einem unbeschreiblich schönen Maisonntage war es, daß wir diesem Heiligtum unsern Besuch abstatteten. Ueppig wogten die grünen Saatfelder zu beiden Seiten der Bahn und trotz

einem Paar Sonntagsjäger, das mit rostigen Donnerbüchsen und Hunden durchs Gefilde strich, war in den Lüften heller Lerchenjubel und Vogelgezwitscher in den Oliven-, Feigen- und Mandelbäumen der Gehöfte. Eine „Fruchtkammer Italiens“ heißt die Mark Ancona nicht umsonst; aber auch dieser fruchtbare Boden hat schon Blut getrunken. Bei Castelfidardo war's, im September 1860, daß Cialdini seine Italiener gegen die päpstlichen Truppen unter Lamoriciere führte. Nichts half es letzteren, daß im Heiligtum von Loreto die Priester um den Sieg der päpstlichen Waffen beteten und daß der Erzbischof von der Zinne seines Palastes, umringt von ängstlichen Pfaffen, durch ein Fernrohr den Verlauf der Schlacht verfolgte. Die Niederlage der Päpstlichen war eine vollständige, und die Madonna in der Casa Santa muß an jenem 18. September wohl wie Gott Baal geschlafen haben oder über Feld auswärts gewesen sein, daß sie auch nicht das kleinste Chassepotwunderchen zu wirken vermochte.

Sind das etwas ketzerische Gedanken für einen Loretofahrer, so sei nur gleich beigefügt, daß die Bürger von Loreto selbst, die doch ganz von ihrem Kloster und dem durch dasselbe bewirkten Pilgerzudrang leben, ein recht freisinniges Völklein sind, was sie damit stark genug ausgedrückt haben, daß sich wahrhaftig selbst hier ein Denkmal des von der Kirche so oft verfluchten Nationalhelden Garibaldi erhebt. Ja, es läßt sich gar wohl denken, daß, wer Jahr aus Jahr ein und Tag für Tag den großen „frommen Betrug“ mitansehen muß, der an dieser Stätte an zahllosen Pilgerschwärmen aus aller Herren Ländern verübt wird, in seinem innersten Herzen die Kirche so verachtet wie jener Kardinal, von dem Goethe in seiner italienischen Reiseschilderung erzählt, jener Kardinal, der, als ein Missionsschüler in unbekannter barbarischer Sprache vor dem Papst und den andern Kardinälen etwas vortrug, was wie „Canaglia, Canaglia“ klang, wohlgemut sagte: „Der wenigstens kennt uns!“

Nicht alle meine Leser wissen vielleicht, wie es sich mit der Casa Santa von Loreto verhält. Folgendes ist die Legende: Das von der Jungfrau Maria in Nazareth bewohnte Haus wurde von Kaiser Konstantins Mutter Helena im Jahre 336 auf ihrer Reise durch Palästina völlig unversehrt entdeckt. Ja, noch mehr! Es befand sich in demselben auch eine hölzerne Statue der Madonna, welche der kunstbegabte Apostel Lukas gearbeitet und darin aufgestellt hatte. Die Kaiserin Helena ließ über dieses Haus, das außer dem Wohnraum auch eine kleine Küche mit Feuerherd hatte, eine Kirche errichten. Aber Palästina fiel in die Hände der Sarazenen, und als diese die Kirche zerstörten, da gab Christus am 19. Mai 1291 — alten Kalenders — einer Engelschar den Befehl, das Haus seiner Mutter aus dem Lande der Ungläubigen fortzutragen in eine stillere Gegend. Sie trugen es zuerst auf einen Berg nach Dalmatien. Aber schon nach drei Jahren gefiel dem hohen Auftraggeber das gegenüberliegende Ufer des Adriatischen Meeres viel besser. Also trugen die Engel das Haus nach Italien hinüber und setzten es am 10. Dezember in einem der Donna Lauretta gehörenden Walde bei Recanati nieder. Damals bekam es den Namen Casa Lauretana. Indessen war der Wald, wie es scheint, ungemütlich; die Pilgrime wurden darin öfters angefallen und beraubt. Auch entstand in der Familie der Donna Lauretta ein blutiger Bruderzwist über das Besitzrecht des Hauses. Da kamen die Engel nochmals und setzten es noch zweimal in verschiedenen Gegenden nieder, bis es endlich so still wie der Verstand aller Gläubigen auf dem Berge stehen blieb, wo jetzt Loretos prachtvolle Kirche sich über ihm erhebt. Da diese letztern Begebenheiten zur Zeit Dantes sich zutrugen, ist es recht schade, daß die damaligen Schriftsteller verstockter Weise ein so erzählenswürdiges Ereignis wie aus Verabredung verschweigen.

Auf Dantes Zeitalter folgte jenes der wieder erwachenden

bildenden Künste in Italien, die Glanzperiode der Renaissance, wo die Menschen, selbst die Päpste, zwar heidnisch fühlten und von derartigen christlichen Wundern nicht anders dachten als wir, wo sie aber dafür Wunder der Kunst vollbrachten. Und so waren es insbesondere der kriegerische und prachtliebende Papst Julius II. und sein skeptischer Nachfolger Leo X., die durch ihre besten Baukünstler, Bramante und Andrea Sansovino, für eine unbeschreiblich schöne bauliche Verherrlichung der bescheidenen Hütte aus Nazareth Sorge trugen. Sie ließen um dieselbe ein Gehäuse aus weißem Marmor errichten, das dieselbe völlig einschließt. Und dieses Marmorgehäuse wurde nicht bloß mit sechszehn korinthischen Halbsäulen und den wundervollsten Ornamenten geschmückt, sondern auch durch Statuen, die zum Teil frei, zum Teil, wie die acht Sibyllen, in Nischen des Gebäudes thronen, ferner durch köstliche Reliefarbeit, Szenen aus der Geschichte der Maria und aus der Wunderlegende des Hauses selbst.

So steht also mitten in dem riesenhaften Tempel von Loreto ein in seiner Art einziges, unvergleichlich schönes architektonisch-plastisches Schmuckkästchen, eine Art Kapelle, oder richtiger ein kleiner Palast aus karrarischem Marmor, der in seinem Innern, durch Seitenöffnungen zugänglich, den ursprünglichen Ziegelbau des bescheidenen Mariahäuschens samt dem wundertätigen hölzernen Bildnisse der Madonna birgt. Kaum irgendwo hat das der gesunden Vernunft Anstößige, auch das Häßliche — denn der Apostel Lukas hat eine recht klägliche Figur aus jenem Cedernklotz geformt — eine so glänzende Verhüllung durch die Kunst erfahren, wie hier im Dom zu Loreto.

Auch dieser aus Travertinquadern aufgeführte Dom selbst ist ein großartiger (gotischer) Bau. Unten, vom Tal aus gesehen, schien er uns, wie er so gewaltig ansteigt und in seiner ganzen Länge einen festungsartigen Zinnenkranz aufweist, wie eine rechte trotzige Burg. Und der Eindruck war wahrhaftig

nicht kleiner, als wir dann die lange Gasse zwischen den unzähligen Händlern mit Rosenkränzen und Madonnenstatuen hindurch schon von weitem seine imponirende Fassade erblickten, auf der Marmortreppe davor die Bronzestatue Sixtus V., ein edles Werk von Calcagni (1588), zu beiden Seiten der Kirche die stolze Doppelreihe der Arkaden, links den schönen, einst „apostolischen", jetzt königlichen Palast, und vor demselben den marmornen Springbrunnen mit seinen bronzenen Tritonen und Drachen. Auch hat dieser Dom, ähnlich dem Florentiner Baptisterium, Erztüren mit wunderschönen Reliefarbeiten edler Künstler des sechzehnten Jahrhunderts, die bei Behandlung alttestamentlicher Motive ihrer reichen glücklichen Phantasie ein freies Spiel gestatteten und in weltlich sinnlicher Schönheit so kühn schwelgten, daß ein puritanischer Geist an derartigen Kirchentüren leicht Anstoß nehmen könnte. Aber das ist eine der guten Seiten des katholischen Wesens, in solchen Dingen fünf gerade sein zu lassen. Nur ausnahmsweise hat sich aus der katholischen Welt ein Eiferer wie Savonarola erhoben, der Kunstwerke vernichten ließ, weil sie Freude am sinnlichen Dasein ausdrückten.

Nachdem wir, wie es sich gebührt, alle die Herrlichkeiten des Doms und der Casa Santa besichtigt, auch der Schatzkammer Loretos, den Gemälden im ehemaligen apostolischen Palast, sowie der schönen Aussicht vom Balkon desselben entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt hatten, durften wir nach erquicklichem Pranzo in einer nahegelegenen Trattoria am Nachmittage unsere Teilnahme ausschließlich den Besuchern des Heiligtums zuwenden, den Pilgrimen, die hier von überall her zusammenströmen.

In ihrer großen Mehrzahl waren es Landleute und zwar an diesem Sonntage zufällig vorwiegend Landleute aus dem Römischen, auch weiter südlich aus den Abruzzen und aus der Umgegend von Neapel. Die Frauen und Mädchen, wenn auch meist barfuß, einige mit Sandalen, hatten ihren schönsten Fest-

schmuck angelegt. Da sahen wir noch die unverfälschten Kostüme, die man aus den Gemälden deutscher Maler zu Anfang dieses Jahrhunderts kennt, jene die Stirn etwas beschattenden, leicht auf den Kopf gelegten viereckigen weißen Tücher, die so energisch kontrastiren zum schwarzen Haar, dazu um den Hals Korallenschnüre oder Ketten von mattgrauen Kügelchen, schwere goldene Ohrgehänge, das Mieder, aus dem das weiße Hemd hervorquoll, glühend rot oder von irgend einer andern grellen Farbe, bunte Schürzen, kurze blaue Unterröcke, lauter höchst malerische Volkstrachten, die einen so schönen Menschenschlag außerordentlich gut kleiden.

Auf verschiedene Weise suchten diese Pilgerinnen — die Mehrzahl alles andächtigen Volkes bestand aus Frauen — der Gnadenwirkung ihrer Pilgerfahrt teilhaftig zu werden. Da gab es viele, die sich um einen seitwärts von der Casa Santa errichteten Tisch, um ein eigentliches Geschäftsbureau der Madonna drängten, woselbst mehrere Geistliche saßen und gegen bare Bezahlung die ihnen dargereichten Gegenstände, kleinen Hausrat aller Art, Halstücher, Kleidungsstücke, auch einzelne Lebensmittel, segneten. Andere rutschten auf den Knieen um den Sockel der Casa Santa, was eine besonders beliebte Art der Verehrung sein muß, da die zahllosen Beter, die auf solche Weise ihre Andacht ausdrücken, im Laufe der Jahrhunderte schon ziemlich tiefe Geleise in den Marmor hineingekniet haben. Eben waren zwei wunderschöne, etwa siebzehnjährige Bauernmädchen mit dieser beschwerlichen Ausübung ihrer Frömmigkeit beschäftigt. Zu einer vollständigen Umrutschung der Casa Santa brauchten sie, wenn sie ohne Aufenthalt rutschten, genau zwölf und eine halbe Minute. Aber diese Bußfahrt vollbrachten sie wohl eine Stunde lang und nur kurz hielten sie sich unterwegs damit auf, daß sie gewisse Statuen oder Reliefbilder der Casa Santa inbrünstig küßten. Ein nackter Engel besonders, der so gerade in der rechten Höhe

des Mundes der Knieenden sich befand, wurde fleißig mit Küssen bedacht, die sich über seinen ganzen Körper verbreiteten. Ein feister Kapuzinerpater fand es angemessen, den schönen Mädchen bei ihrer anstrengenden Rundreise einigermaßen beizustehen, indem er sie zuweilen, er natürlich bequem nebenher gehend, eine Strecke weit begleitete, ihnen ermunternde und, wie mir vorkam, sehr weltliche Reden ins Ohr wisperte und den Seelentrost manchmal auch durch zutäppisches Tätscheln der wohlgeformten Schultern der anmutigen Büßerinnen verstärkte.

Aber auch rührende, ja erhebende Auftritte ereigneten sich vor unsern Augen; freilich ist das Rührende und Erhebende dabei nicht ein Verdienst der Kirche, sondern der unverfälscht guten Menschennatur. Zwei alte Bäuerinnen aus verschiedenen Gegenden des Landes, einander unbekannt, begegneten sich zufällig, beide ebenfalls auf den Knieen, die Casa Santa umkriechend. Die eine war ganz in Tränen aufgelöst. Ihr Leid, das sie hier hatte niederlegen wollen, war der frühe Tod ihres einzigen Sohnes. Und wie sie nun schon dreimal um das marmorne Haus herumgekrochen war und ihr Schmerz nur immer wütender sie anfiel, da brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus und endlich sogar in die öfter hervorgestoßenen Worte, daß auch die Madonna ihr dieses Leid nicht von der Seele wegnehmen könne. Das erregte das mitleidige Erbarmen der ihr begegnenden andern alten Frau, einer sehr klug, ja ich möchte sagen weise aussehenden Greisin, bei deren Anblick man eigentlich nicht begriff, daß auch sie diese Andachtsübung mitmachte. Jedenfalls vergaß sie augenblicklich über dem überfließenden Jammer der ihr Begegnenden ihre eigene Angelegenheit und umschlang, während beide Frauen in ihrer knieenden Stellung verharrten, aufs zärtlichste die laut Weinende, drückte das weißhaarige Haupt der armen Mutter an ihre Brust und begann mit leiser Stimme sanfte Worte des Trostes ihr zuzuraunen, nachdem sie vernommen, um was die

andere so sehr sich gräme. Allem Erdenleid ist er nun entrückt! sagte sie und fügte zärtliche Worte bei, wie man sie etwa einem jammernden Kinde beschwichtigend zuflüstert. Die unerwartete, rein menschliche Teilnahme einer ganz Fremden verfehlte ihre Wirkung nicht. Die vor Kummer fast Besinnungslose wurde ruhiger. Sie erkannte in der fremden Frau eine Greisin gleich ihr selbst, aber auch einen überlegenen Geist, ein Weib, das nicht umsonst so lange gelebt, sondern nach und nach das Leben begriffen und durch Erfahrung und natürliche Klugheit einen Schatz wahrer Weisheit gesammelt hatte. So überließ sie sich gern den Tröstungen dieser Fremden, die ihr nun vorschlug, sie wollten nach Beendigung der Andachtsübung zusammen einen ruhigen Ort aufsuchen, wo sie einander alles erzählen könnten, was jede auf dem Herzen hatte. Diese Aussicht, ihr Leid in die Seele einer andern alten Frau gleich ihr selbst gießen zu können, richtete die Gebeugte mächtig auf. Der eine Augenblick machte die zwei greisen Bäuerinnen zu Freundinnen. Sie trennten sich, indem beide ihr Rutschen um das marmorne Heiligtum in entgegengesetzter Richtung fortsetzten; natürlich begegneten sie dann einander alle paar Minuten einmal wieder, nickten einander jedesmal freundlich zu und als endlich die beschwerliche Uebung vollendet war, verließen sie, Arm in Arm geschlungen, die Kirche, und sicherlich hat die wohlwollende Rede der klugen Greisin der armen alten Frau den Trost gegeben, den die Mutter Gottes von Loreto allein zu geben unfähig war. Mir aber kamen sie alle in den Sinn, die an Altären Hilfe Suchenden aller Zeiten, jene innig betende Hanna des alten Testaments, und alle die schwer Bekümmerten, die einst in den Tempeln von Memphis oder vor den Heiligtümern Delphis Trost und Rat heischten, und wie auch damals wohl das Beste, was sie etwa am Altare finden konnten, ein gutes Herz und der kluge Geist eines Mitmenschen war!

Doch dieser friedliche Eindruck sollte nicht der letzte bleiben, den wir von Loreto mitnahmen.

Schon war es später Nachmittag geworden und wir dachten eben daran, die Kirche, in der wir uns seit Stunden aufhielten, zu verlassen, als plötzlich vom großen Platze her ein lauter, ausdrucksvoller Gesang erscholl und die Kirchendiener, sobald sie diesen Sang vernahmen, geschäftig hin und her eilten, die einen, um durch Zurückziehen der Vorhänge von den hohen Fenstern etwas mehr Licht in den bereits sehr dunkeln Dom fallen zu lassen, die andern, um die sonst verschlossene große Mittelpforte des Portals weit aufzutun. Erwartungsvoll nahmen wir im Mittelgang des Kirchenschiffes Stellung. Und nun sollten wir einen der aufregendsten Auftritte erleben, der uns jemals vorgekommen.

Es war aus einigen weltverloren in den Abruzzen liegenden Dörfern eine Prozession angelangt, von welcher die vordersten bereits durch das Portal hereingekommen waren und mit ihrem lauten Gesang schon die hohen Hallen des Doms erfüllten, während uns das langsame Vorrücken der ganzen Pilgerschar anfangs unbegreiflich war; auch meinte ich zuerst, die Schar der Ankömmlinge bestehe nur aus Kindern, da der Zug, so weit man ihn bis jetzt sehen konnte, nur in eine Höhe von etwa zwei bis drei Fuß über dem Boden der Kirche sich erhob. Doch wie sie nun näher kamen, begriffen wir dies sowohl wie die Langsamkeit des Vorrückens. Denn auf den Knieen legte diese Prozession die außerordentlich lange Strecke zurück von der Kirchenpforte bis zur Casa Santa, die am Eingang des Chores steht.

Und jetzt waren sie alle in der Kirche und ihr Gesang erfüllte mit leidenschaftlicher Vibration die Wölbungen des Gotteshauses. Das war kein Singen gewöhnlicher Art, das war ein Aufschreien gepreßter Herzen, die jetzt, im höchsten Augenblick

ihres Lebens, göttliche Gnade und Erlösung erwarten, jetzt oder nie! Und nun waren die ersten im Zuge neben uns. Zwei bacchantisch bekränzte Mädchen von etwa siebzehn Jahren führten auf beiden Seiten die Schar der Knieenden an, auch sie auf den Knieen sich fortbewegend, aber ohne sich dessen mehr bewußt zu sein. Denn weit entrückt aus allem Irdischen, verzückt zu himmlischen Gesichten, so erschienen uns diese Mädchen. Die Wangen der gebräunten Gesichter waren brennend rot von innerer Erregung noch mehr als von der körperlichen Anstrengung. Die von schwarzem, üppigem und aufgelöstem Haar umwallten Häupter hielten sie hoch erhoben, etwas nach rückwärts gebeugt und starr nach dem Heiligtum gerichtet. In einem ruhigeren Augenblick hätten wir wohl auch die Wirkung des Epheus und der roten und gelben Rosen im Haar dieser Mädchen bewundert und an der wilden Schönheit ihrer Züge unsere Freude gehabt. Aber jetzt galt alle unsere Aufmerksamkeit und unsere Teilnahme ihrem Gebahren. Laut sangen auch sie, mit vor Erregung bebenden Stimmen. Und alle Augenblicke schlugen sie sich mit geballten Fäusten und mit aller Gewalt an die Brust, daß es dumpf hallte und die Töne des Prozessionsgesanges durch diese furchtbaren Schläge auseinandergerissen wurden. Und je näher sie dem Heiligtum kamen, das zu erblicken sie die weite Reise aus den wilden Bergen ihrer Heimat zurückgelegt und Gott weiß mit wie schweren Opfern erkauft hatten, desto entsetzlicher wurde die leidenschaftliche Verzückung, die jede Nerve ihres Körpers durchbebte und jeden Muskel spannte. Der uns zunächst Knieenden rannen die Tränen aus den großen, ekstatisch weit geöffneten Augen, ohne daß sie weinte oder es auch nur zu bemerken schien, wie die Flut ihre Wangen benetzte. Sie wußte nichts mehr von dieser Welt. Immer schrecklicher hallten die Schläge auf ihre Brust, so daß man das Gefühl hatte, sie würde sich am liebsten das Herz aus dem Leibe gerissen und es

vor dem heiligen Bilde, dem sie knieend entgegenwallte, geopfert haben. Und die andern in der Prozession, wenn auch in ihrer Erscheinung nicht alle von so wilder Schönheit im fanatischen Ausdruck wie dieses Mädchen, gaben ihr doch an Leidenschaftlichkeit wenig nach; auch bei ihnen allen, je näher sie der Casa Santa rückten, immer häufigere wütende Schläge an die Brust, so daß das dumpfe Hallen derselben in Vereinigung mit den scharfen Tönen des Gesanges einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Die Erregtheit dieser verzückten Schar war eine so echte, ursprüngliche, daß sie eine gleichsam magische Ansteckung zu äußern begann, und ich wenigstens, der ich mein eigenes Herz in der Brust zittern fühlte, begriff, wie einst jene Prozessionen der Kreuzfahrer mit unwiderstehlicher Gewalt das Kind vom Vater, den Gatten vom Weibe, den Bräutigam von der Braut losreißen konnten. Wohl mischte sich in die Bewegung meines Gemütes vor allem auch tiefes Erbarmen mit dem armen Volke, das so für ein geträumtes Nichts, für einen Popanz des Pfaffentums, sein Innerstes aufwühlt und die Kraft seiner Gefühle einem ebenso beseligenden als quälenden Wahn opfert. Denn die Kirche ist diesem Volke eben so gnadenreich als furchtbar, beglückt es mit himmlischen Verheißungen und bedroht es mit höllischen Strafen. Doch über solche Ueberlegung hinaus war, glaube ich, meine Erregtheit bei diesem Auftritt auch eine rein unmittelbare, veranlaßt durch ein gleichsam elektrisches Hinüberströmen der hier mit Aug' und Ohr in mein eigenes Empfinden aufgenommenen leidenschaftlichen Begeisterung so vieler menschlicher Mitgeschöpfe.

Ich hatte manchmal Pilgerscharen gesehen, in unserm Einsiedeln wie auch schon anderwärts am Rhein und in Italien. Aber solche wilde dämonische Erregtheit war mir noch niemals vorgekommen; es war wie ein Auftritt aus den dunkelsten Zeiten des Mittelalters oder was etwa ein Reisender aus fernen Ländern

der Heiden einem erzählen könnte. Daher lag mir daran, doch genau zu wissen, ob diese Leute wirklich aus den Abruzzen kämen, wie ich aus dem Geflüster einiger neben uns Stehenden zu vernehmen geglaubt hatte. Noch ganz erregt von diesem Schauspiel und, ich schäme mich nicht, es zu gestehen, eine Träne im Auge, wandte ich mich daher zu einer Gruppe von Geistlichen und Kirchendienern, die an den untersten Stufen, wo es zur Casa Santa hinaufgeht, stunden und zusahen, wie nun eben die Pilgerschar dort anlangte und die marmornen Stufen mit heißen Küssen bedeckte.

„Sì, sono Abruzzesi questi!“ sagte der Geistliche, den ich fragte, während er mit der gleichgültigsten Miene der Welt aus einer hölzernen Dose eine Prise nahm. Dann fügte er bei: „Ja! ein stupides Volk. Leben ganz hinten in ihren Bergen. Aber kommen fleißig hierher. Da müßten Sie einmal im September hier sein. Da haben wir solche Prozessionen, die tausend Köpfe zählen und oft an einem Tage langen ihrer fünf oder sechs an. Das da ist noch gar nichts“, schloß er, schnippte verächtlich mit den Fingern und wandte sich dann zu einigen seiner geistlichen Kollegen, die nun gleich ihm lachend den heiligen Ernst des dummen Volkes an sich vorüberziehen ließen und einander vergnüglich anstießen, wenn sie ein besonders hübsches Mädchen in der Schar bemerkten. Mag man zu ihrer Entschuldigung immerhin sagen: Sie sind's gewohnt, — diese Entschuldigung selbst ist die größte Anklage. Darf es Menschen geben, die es gewohnt sind, daß ihre Brüder in unendlicher Angst und Seelenpein und überschwänglicher Hoffnung sich zermartern, während sie selbst, gleichsam am sichern Ufer stehend, nur mit spöttischem Lächeln solchem Ringen zusehen? Und wenn nun gar diese Zuschauer zu denjenigen gehören, die jene Armen in dumpfer Unwissenheit niederhalten, um hiedurch eigene Machtfülle und auch materielle Güter zu gewinnen? Wahrhaftig, das Pfaffentum

ist mir in seiner abschreckenden, menschenfeindlichen Gestalt nirgends furchtbarer zu Gesicht gekommen, als in jener Sonntagabendstunde im Dom zu Loreto, und möge nur kein Kunstfreund zu sehr betrübt sein, wenn dereinst die beleidigte Menschheit mit Voltaires „Écrasez l'infâme“ praktisch Ernst machen und auch die Casa Santa zertrümmern wird mit dem Hammer, der eine Stätte nicht darf bestehen lassen, wo Menschen mit ihren Tränen und Küssen den kalten Stein bedecken, während andere Menschen hohnlächelnd dabeistehen.

5.

In Umbrien.

Eine abendliche Fahrt in den umbrischen Apennin hinein. Tiefe schattige Schluchten zu beiden Seiten der Bahn. Salvator Rosas wilde Gestalten müßten hier um still verglühende Feuer lagern. Enge und enger rücken die hohen Berge zusammen. Dann nimmt uns das dunkle Tor eines langen Tunnels auf. Noch immer steigt die Bahn, ihr zur Seite an einem Bergfluß entlang eine malerische Straße mit vielen Brücken und Galerien. Auf ihr, die schon im Schatten der hohen felsigen Berge liegt, zeigen sich zuweilen Reiter, Jäger, einsame Hirten, hie und da ein Lastwagen mit Kaufmannswaren. Dörfer, Klöster und Burgen kleben wie Adlernester an steilen Abhängen des Gebirges, das in der wunderbar klaren Abendluft jeden Umriß auch seiner fernsten Höhen dem Auge deutlich darbietet. Erfrischung weht von jenen Höhen, wo selbst noch eine Spur von Schnee wie ein Gruß aus den heimatlichen Schneebergen mich anmutet. Von dem Städtchen Fabriano beginnt die Niederfahrt in die tieferen Gegenden Umbriens; doch behalten die grünbewachsenen Hügel noch immer eine Höhe, die ihnen beinahe auf den Namen Berge Anspruch gibt. In den Feldern, die von frisch gemähtem Heu duften, schwingen sich die Rebenguirlanden in zahllosen Bogen

von Ulme zu Ulme. Die breitgehörnten weißen Rinder, die schon Virgil besingt, kehren von der Arbeit zu ihren Ställen zurück. Jetzt fahren wir im Tale des Clitumnus, dessen Anmut Plinius der Jüngere so schön beschrieben hat. Risse die Fahrt uns doch nicht so unaufhaltsam vorwärts! Es liegt wieder so viel des Schönen rechts und links am Wege. Schon vorher — wie leid tat es uns, nicht von Station Fabriano aus Gubbio besuchen zu können, die von allen Bergstädten Italiens malerischeste und die am treuesten ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt hat. Doch liegt sie mehrere Stunden seitab von der Bahn. Und hier nun flogen wir an Trevi vorüber, dem „Algier Italiens", wie die Stadt um ihrer Lage willen wohl genannt wird, indem ihre grauen Häusermauern an der Pyramide des Monte Sereno sich übereinander erheben; flogen auch vorüber am Clitumnustempel, um dafür, gegen Mitternacht, endlich bei Spoleto innezuhalten in der allzueiligen Fahrt. Es geht nicht anders in Italien. Man läßt immer eben so viel ungesehen zurück, als man beschauend genießt.

Da unsere Ankunft eine so späte war, hatten wir von der Station Fabriano aus dem Wirt des Albergo del Teatro eine Depesche gesandt. Nun empfing er uns, ein hübscher junger Mann, mit einer herzlichen Höflichkeit, die etwas ungemein Wohltuendes hatte. Er war mit seinem Wagen gekommen; denn der Bahnhof liegt in der Tiefe des Tals, Spoleto selbst auf einem felsigen Hügel. Nicht ohne zuerst um Erlaubnis gebeten zu haben, setzte sich unser junger Wirt zu uns in sein Vehikel. Gleich nach den ersten Worten waren wir wie alte Bekannte, da ein Garibaldi-Monument, an dem wir vorüberfuhren, den Anlaß gab, unsere politischen Gesinnungen als übereinstimmend zu erkennen. In seinem Gasthofe wurden uns zu ebener Erde die besten Zimmer angewiesen, oder, daß ich es richtiger sage, nicht Zimmer, sondern wahre Prunksäle, fünfzehn Fuß hoch und

alles diesem Verhältnis entsprechend weit und schön eingerichtet. Als wir trotz der späten oder eigentlich nun bereits sehr frühen Stunde den Wirt noch zu einer Flasche Capri bianco einluden, nahm er es mit Bescheidenheit an und es entspann sich ein zwangloses Gespräch, aus dem wir unter anderm erfuhren, daß dieser junge Mann gegen Rom die unüberwindlichste Abneigung hege und deshalb die verhältnismäßig so nahe liegende Stadt noch niemals besucht habe, während er schon in fernen Städten Norditaliens sich aufgehalten. Auch lehrte er uns die Sehenswürdigkeiten Spoletos — le bellezze di Spoleto — in einem dreifachen Reim kennen: fonte — ponte — monte.

Von allen dreien, wie wir sie am nächsten Tage, einem der erquickendsten unserer Reise, erfahren durften, soll denn auch alsobald die Rede sein.

Fonte. In der Tat. Spoleto ist eine Stadt des herrlichsten Quellwassers und der schönsten, originellsten Brunnen. Der dritte Longobardenherzog Theudelaf soll im siebenten Jahrhundert den Riesenbau des gewaltigen Aquäduktes begonnen haben, durch den vom Monte Luco die erquickenden Wasserströme in diese Stadt gelangen, die, weil an den Kraterwänden eines längst erloschenen Vulkans gelegen, selbst wasserlos war. Bedenkt man aber, daß — laut Livius — dieselbe Stadt nach der Schlacht am trasimenischen See Hannibal vor ihren Toren sah und den Angriff des Puniers so trotzig abwies, daß der Punier aus der Stärke dieser Landstadt Spoletum auf die Stärke Roms einen ihn erschütternden Rückschluß machte, so darf man für gewiß annehmen, daß auch schon damals die Stadt ihre vortreffliche Wasserversorgung besaß und die Longobardenherzoge wohl nur ehemalige, in Verfall geratene Werke der Römer erneuerten.

Nun ist es besonders erfreulich, zu sehen, wie dieses köstliche Wasser an jedem Orte der Stadt, wo es mit reichem Sprudel hervorbringt, die geschmackvollste und immer wieder eine andere

architektonische Fassung erhalten hat. Hier quillt es in der Breite eines Baches mit mächtigem Gusse aus einem Löwenmaul, dort füllt es ein höheres steinernes Becken, das gleich dem Danaidenfasse durchlöchert ist, so daß wie aus Brunnenröhren in regelmäßigen Zwischenräumen zehn klare Strahlen in das tiefer gelegene Becken schießen. Dann wieder liegt irgendwo eine geschlossene Riesenmuschel, die das quellende Naß nur widerwillig scheint entschlüpfen zu lassen; an einer andern Stelle aber rauscht es offen in flache Schalen von ungeheurem Umfang. Kurz, die Phantasie der Erbauer dieser Brunnen hat aufs lieblichste ihr freies Spiel getrieben mit dem erquickenden Element, dessen erfrischendes Plätschern so angenehm durch die stillen Straßen Spoletos tönt.

Still nämlich ist diese kleine Stadt. Wagen sind schon selten, da die Straßen ziemlich steil angelegt sind. Desto häufiger sieht man die hier besonders kräftigen Esel, bald als Reittier, bald zum Tragen schwerer Lasten benützt. Auch ein Paradies der Katzen scheint die stille Stadt zu sein. Ich sah junge Männer, denen ihre Lieblingskatze beim Spazierengehen wie ein Hündchen folgte und wohnte um die Mittagsstunde einer Familienszene bei, der von Alt und Jung mit Ausrufen des Entzückens gefeierten Wiederkehr eines alten, wie es scheint verloren geglaubten dicken gelben Katers, was ich nicht besonders anführen würde, wenn man dem Italiener nicht durchweg Gleichgültigkeit gegen die Tiere und grausame Behandlung derselben zuschriebe. In letzterer Beziehung ist noch immer manches zu klagen; doch ist auch in Italien das Wirken der Tierschutzvereine nicht spurlos geblieben. Die Behandlung der Pferde z. B. ist in Mittelitalien eine etwas humanere geworden, was auch auf Rechnung der vielen in Italien reisenden Engländer und Deutschen zu setzen ist, die als Vertreter tierfreundlicher Nationen jeweilen lebhaften Protest erheben, wenn der sie führende Kutscher die Tiere über Gebühr antreibt oder sie gar in einem plötzlichen Ausbruche seines heißen

Temperaments mißhandelt. Uebrigens sollten alle Tierfreunde und vor allem die Gesellschaften zum Tierschutz sich bei ihren Bemühungen mehr auf Abschaffung gewisser großer Uebelstände richten, statt in einzelnen kleinen Fällen oft zu weit gehende Sentimentalität zu zeigen. Ein solcher großer Uebelstand, der im ganzen europäischen Eisenbahnverkehr zu Tage tritt, aber im heißen Italien besonders stark zum Bewußtsein kommt, ist die ungenügende Besorgung der mit den Bahnen oft auf sehr weiten Strecken beförderten Rinder. Nicht nur sieht man die gewaltigen weißen italienischen Ochsen oft zu eng in den Transportwagen untergebracht, sondern man hört namentlich auch bei Tag und Nacht ihr Brüllen nach Wasser, als derjenigen Labung, deren sie in den der Sonne des Südens lange Tage ausgesetzten Behältern in noch viel höherem Grade als auf unsern einheimischen Eisenbahnen bedürfen. In einem solchen Punkte seitens der Eisenbahngesellschaften ein Zugeständnis zu erreichen, müßte das angelegentlichste Streben von Tierschutzvereinen sein; man darf sich durchaus nicht begnügen mit dem Hinweis, daß der Egoismus der Händler schon dafür sorgen werde, daß die einen großen Geldwert repräsentirenden Tiere glücklich an ihrer Endstation abgeliefert werden. Denn erstlich gehen wirklich einzelne Tiere zuweilen zu Grund, — von Schafen aus dem Vorarlberg oft ganze Waggonladungen, — und dann liegt auf der Skala vom Leben zum Tod noch mancher traurige Ton, den ein human denkender Mensch dem armen Tiere gern erspart.

Doch wohin gerate ich? Von den mit quellfrischem Wasser übersprudelnden Brunnen Spoletos zu den dürstenden Ochsen? Es ist Zeit, zu erstern zurückzukehren und zwar jetzt zu der herrlichen Wasserleitung, die alle diese Brunnen speist.

Sie ist zugleich Brücke und zwar eine der phantastischesten Brücken, die man sich denken kann. Auf hohen Pfeilern mit zehn schmalen Spitzbogen steht sie über einem zweihundert Fuß

tiefen Abgrund; ihre Länge beträgt ungefähr achthundert Fuß. Nach der einen Seite hätte der diese luftige Bahn überschreitende Wanderer keinen Ausblick, wenn nicht in der Mitte der Brücke eine weite halbkreisförmige Oeffnung die gegen die Winde errichtete hohe Schutzmauer unterbräche. Dafür ist nun hier die Aussicht die denkbar köstlichste und zwei in der Nische angebrachte steinerne Bänke laden zu langem Verweilen ein. Hier genossen wir denn auch ein unvergleichlich schönes halbes Stündchen. Der Morgenwind strich mit kühlem, erfrischendem Zuge durch das gewölbte Steinfenster, durch das wir in die tiefe Schlucht hinab und weiter in stille Seitentäler und auf Hügel der spoletinischen Landschaft hinaussahen. Auf der andern ganz offenen Seite streifte der Blick ohnehin frei, wohin er wollte, und besuchte bald die jenseits der Brücke über dem Abgrund in lieblichster Baum- und Gartenwildnis halb versteckten Landhäuser, hinter denen eine weiße Bergstraße durch den Steineichenhain sich emporschlängelte, oder er haftete auf dem alten Longobardenturm ebenfalls am jenseitigen Ende der Brücke, in den eine romantische Mühle hineingebaut ist. Hinter uns ragte die Stadt mit ihrem uralten Kastell, der einst auch von dem städtezerstörenden Barbarossa geschleiften sogenannten „Rocca", später von einem Kardinal im stolzesten Renaissancestil wieder aufgebaut und eine Zeit lang Residenz der Papsttochter Lucrezia Borgia. Und zwischen den beiden Bergen, dem Monte Luco und dem Hügel, auf dem die Stadt liegt, sieht man von dieser herrlichen Brücke weit hinaus ins umbrische Land, das heute im glänzendsten Licht eines schönen Maimorgens unbeschreiblich lieblich seine sanften Höhenzüge, die Wellenlinien seiner kleineren Hügel und die fruchtbaren Talschaften vor uns ausbreitete.

Ein solcher Blick erweckt die Lust, noch höher zu steigen. Anfangs etwas unschlüssig, ob wir den Spaziergang zu dem anderthalb Stunden weiten ehemaligen Kapuzinerkloster S. Giuliano

auf Monte Luco unternehmen sollten, wurden wir nach mehrmaligem Hin- und Herwandern auf dieser fabelhaften Brücke durch die ermutigende Rede eines freundlichen Zollwächters in unserm guten Vorsatz sehr bestärkt und machten uns in allerdings etwas später Vormittagsstunde an die Besteigung des Berges. Die Straße ist ziemlich steil, aber sie zieht sich fortwährend durch einen schattenspendenden, noch jetzt geheiligten Eichenhain, wo einst Karmelitermönche eine Menge kleiner Eremitenwohnungen inne hatten. Die Karmeliter sind nicht mehr da, aber ihre Häuschen sind geblieben und teilweise auch etwas vergrößert worden zu Villen, in denen reichere Bürger Spoletos in der heißesten Sommerszeit einer glücklichen Villeggiatur sich erfreuen. Daß man alle zehn Minuten entweder auf eine solche Eremitage oder auf eine kleine Kapelle, ein Heiligenbild u. dgl. stößt, belebt den Weg aufs angenehmste. Schneller, als wir es erwartet, hatten wir die Höhe erreicht, eine ebenfalls mit Steineichen dicht bedeckte Hochebene, über die ein willkommener kühlender Nordost strich.

Hier hatte sich eine Gesellschaft einfacher Bürger aus Spoleto unter einer alten Eiche den Tisch gedeckt — eine mächtige Steinplatte — zu fröhlichem Mittagsmahle, wozu die wackern Leute die wesentlichsten Bestandteile — Maccaroni, Käse, einige Fleischschnitten, Brot und Wein — von unten heraufgetragen hatten. Sie kochten in einem Vorbau des kleinen ehemaligen Klosters. Ueberm Kaminfeuer brodelte schon der Kessel und wir wurden aufs freundlichste eingeladen, an der Mahlzeit teilzunehmen. Da wir unserm Wirt in Spoleto unten nicht untreu werden wollten, lehnten wir dankend ab, tranken jedoch gern ein Glas leichten vorjährigen weißen Weines, das sie uns zuvorkommend anboten und für das sie nachher unter keinen Umständen Bezahlung annehmen wollten. Ich glaubte doch, einige kleine Münze auf dem Tisch liegen lassen zu sollen. Damit aber kam ich schlecht

an. „Amico!“ rief es plötzlich hinter mir, als wir schon von der Gesellschaft uns wieder entfernt hatten. Und als ich mich umkehrte, da brachte mir der eine der jungen Männer das Geld zurück und nur eine meinerseits nun rasch angebotene und artig angenommene Cigarette stellte das gute Verhältnis wieder her. Derselbe junge Mann hatte uns vorher auch auf den Aussichtspunkt des Monte Luco, eine ummauerte Felswarte geführt, die wir ohne seine Hilfe schwerlich würden ausfindig gemacht haben. Und für alle diese Gefälligkeiten wollte er nicht das Geringste annehmen. Ihm war es Freude genug, zwei Fremden „tutta l' Umbria“ gezeigt zu haben, wie er mit berechtigtem Stolz auf seine schöne Heimat ausrief, als er uns auf jenen Vorsprung führte, von wo wir einer ungemessen weiten Prachtschau auf die Täler des Clitumnus und des Tiber, auf die reiche umbrische Ebene und das mächtige Waldgebirge der Spoletiner Apenninen genossen. Möge nachher der freundlichen Handwerkergesellschaft, nachdem sie unter den Eichen ihr Mahl gehalten, Elfenkönigin Titania mit allen ihren Nymphen einen guten Sommernachmittagstraum beschert haben, da wahrhaftig dieser luftige Hain von Monte Luco nicht unwert wäre, von den anmutigsten Geistern des Himmels und der Erde bewohnt zu werden!

Fonte, ponte, monte — von allen dreien habe ich gesprochen und bin noch nicht fertig mit den „bellezze“ Spoletos. Aber nicht von den alten Palästen, die zum Teil mit Fresken bemalt sind, soll die Rede sein, da auch der Reisebeschreiber sich gewisse Grenzen ziehen muß. Dagegen darf der Dom nicht unerwähnt bleiben, dem wir bei der Rückkehr vom Berge unsern Besuch abstatteten. Er ist von außen weit weniger ein imponirendes als ein durch reizvolle Anmut gefälliges Gebäude. Von einer höher gelegenen Straße aus näherten wir uns ihm, stetig bergab steigend in die Tiefe, in der er auf stillem Platze dem Mittagssonnenschein seine fünf auf säulenbekleideten Pfeilern

ruhenden Rundbogen und die graziöse Ballustrade darbot. An beiden Seiten der Fassade ragt je eine steinerne Kanzel hervor, was an die mittelalterliche Sitte der Predigten zu einem vor der Kirche stehenden Zuhörerkreis erinnert. Den Hauptschatz birgt das Innere des freundlich hellen Raumes, zwei Reihen Fresken des „schlimmheiligen" * Fra Filippo Lippi, der hier auch begraben liegt, da er in Spoleto im Jahr 1469 an Gift starb. Diese Fresken zu genießen, legt man sich am besten auf die obersten Stufen der Hinterseite des Hauptaltars, und es ist allerdings der Mühe wert, dieser etwas unbequemen Lage sich hinzugeben. Insbesondere die Fresken in der Halbkuppel machten mir Freude. Gott krönt Maria. Er thront dabei in einem Lichtkreise, in den eigentlich nur Maria einzutreten berechtigt wäre. Aber die sie begleitenden Engelscharen, alle in lebendigster Bewegung, drängen hinter ihr nach ungefähr so, wie es heutzutage Festjungfrauen oder die neugierigen Backfische einer höhern Töchterschule machen würden — ob eben so anmutig wie diese Engel? ist aber die Frage. An solchen Fresken freut mich auch immer die Vorstellung, daß ein derartiges Werk an seinen Ort gebunden ist, während andere Bilder oft aus den Kirchen in Galerien der fernsten Länder wandern. Dieses Gemälde aber war der Stolz Spoletos, seit der Mönch, den Vasari „gran uomo" nennt, es an diese Wandfläche gemalt hat. Von Anbeginn ihrer Entstehung hat diese herrliche Schöpfung nun Tag für Tag in die Kirche hinausgestrahlt, mochte der Raum gefüllt sein von Andächtigen, mochten reisende Kunstfreunde, wie wir jetzt, in stiller Mittagsstunde bewundernd davorstehen, oder mochte der Dom menschenleer sein. Alle Schicksale der Stadt seit dem fünf-

* Wer sich erinnert, was wir in einer der voranstehenden Reiseschilderungen anläßlich unseres Besuches der toscanischen Stadt Prato von Filippo Lippi erzählt haben, wird dieses Beiwort begreifen, das wir einer der „Sieben Legenden" unsers Gottfried Keller entlehnt haben. D. Verf.

zehnten Jahrhundert hat das Bild miterlebt und ist wie ein Genius loci, wie eine weihende Schutzgottheit für eine Bürgerschaft, die den hohen Kunstwert einer solchen außerordentlichen Schöpfung wohl zu verstehen vermag.

Hatten wir in Spoleto bereits bei Brunnen und Wasserleitung dem feuchten Element besondere Aufmerksamkeit geschenkt, so wanderten wir vollends, gleich dem Paare in der „Zauberflöte", durch Wasserfluten, als wir am nächsten Tage der Stadt Terni und dem in ihrer Nähe gelegenen berühmtesten Wasserfalle Italiens, der Caduta delle marmore des Velino, unsern Besuch abstatteten.

Von der Stadt Terni selbst ist nicht allzuviel zu melden, es sei denn, daß man besondern Sinn habe für Industrie und speziell für Waffenfabrikation. Hier nämlich ist die größte Waffenfabrik Italiens, hier arbeiten auch die Riesenhämmer einer schweizerischen Eisengießerei, und ein Schweizer (Blumer) ist es, der die ungeheure Wasserkraft des drei Stunden von Terni entfernten Wasserfalls zur elektrischen Beleuchtung der ganzen Stadt verwertet hat, ohne in irgend einer Weise die malerische Schönheit des Wasserfalls zu schädigen. So kommt es, daß Terni (wie übrigens auch Tivoli bei Rom) ausschließlich elektrische Beleuchtung hat; nirgends mehr sieht man eine Gasflamme. Und das muß man sich doch gestehen: Dieser Umsatz einer Kraft wie die des Wasserfalls in tausendfältiges Edisonsches Glühlicht ist in seiner Weise ein Wunder, das hinter den größten, kühnsten, ja abenteuerlichsten Wundergeschichten und Wunderwerken des Altertums nicht zurücksteht. Jahrtausende hindurch hat der alte Flußgott des Velino scheinbar zwecklos sich über die schwarzen Klippen in den unter seiner Wucht stöhnenden Abgrund hinabgestürzt. Da kommt eines Tages ein Menschlein, das der wilde Flußgott mit einer einzigen Sturzwelle würde zerschmettern können. Aber

dieses Menschlein fängt in wundersam ersonnenen und gesponnenen Netzen den dämonischen Riesen und spricht zu ihm: „Wasser bist du, Feuer sollst du werden.“ Und knirschend muß er dem Zwang sich fügen. „Blitze endlich, nachdem du seit Aeonen gedonnert.“ Und er blitzt in tausend Flammen!

Wir besuchten den Fall, indem wir eines schönen Morgens die nach jener Gegend sich schlängelnde Straße einschlugen. Hätten wir eine neueste Ausgabe des Reisehandbuches bei uns gehabt, so würden wir aus derselben vermutlich ersehen haben, daß die nach den Abruzzen führende Eisenbahn, die hoch am Berge hinläuft, kaum fünf Minuten vom Wasserfall entfernt eine Station hat. Wir wußten es nicht. Der mit der Fußwanderung verbundene Zeitverlust jedoch, wenn von einem solchen die Rede sein könnte, wurde jedenfalls reichlich aufgewogen durch die Schönheiten der Gegend, die wir auf dem Hin- und Rückweg — wir machten auch letztern zu Fuß — in jener allmäligen Reihenfolge genossen, die neben dem oft zu tumultuarischen Precipitandosi der Eisenbahnfahrt als behagliches Andante und, wo man stille steht, als sanftes Adagio empfunden wird. Um Terni herum erinnert die Landschaft einigermaßen an die schöne, offene Gegend bei Ragaz; unsere Straße aber führte uns nach einer Richtung, wo die Hügelketten, in deren Taltiefe der Velino dahinschäumt, enger zusammentreten. Prachtvoll liegt dort auf einem Felsen vorgelagert das alte Städtchen Papignano, das mit seinen grauen Mauern so recht dem Begriff eines Räubernestes zu entsprechen scheint, während heutzutage wenigstens seine Bewohner gewiß alle sehr brave, fleißige Landleute sind. Es war besonders auf dem Rückwege auf der hochgelegenen Bergstraße, die von Rieti nach Terni führt, daß uns die wilde malerische Schönheit dieses Felsennestes recht zum Bewußtsein kam. Und was diese Bergstraße selbst anbetrifft, so ist sie sowohl durch ihre Anlage als Kunststraße, sowie durch die

Ausschau, die sie gewährt, eine der schönsten der Welt. Daß in der luftigen Höhe, in der sie sich hinzieht, erquickende Winde den Wanderer laben, gehört ebenso zu ihren Annehmlichkeiten, als man die aus den Abruzzen kommenden hübschen Hirten und Hirtinnen, die einem begegnen, und die auf ihren Eseln reitenden Bauern und Bäuerinnen, ja, selbst den die Gegend mit der Doppelflinte durchstreifenden Zollwächter als eine sehr zur Stimmung der Landschaft passende Staffage mit Wohlgefallen betrachtet.

Die Nähe des Wasserfalls meldet sich zuerst durch Wolken, die gleich weißem Dampf der Erde zu entsteigen scheinen. Es sind die Wolken des Wasserstaubes, in den ein Teil des stürzenden Flusses sich auflöst, bevor er zur Tiefe gelangt. Eine Viertelstunde weit benetzt dieser vom Wind weitergetragene Wasserstaub die Straße so sehr, daß man glauben möchte, es sei soeben ein starkes Gewitter mit ausgiebigen Regengüssen niedergegangen. Fast zugleich mit den geballten Wolken und den wehenden Schleiern des Wasserstaubes, die dem Auge die Nähe des Falles verkünden, meldet ihn ein dumpfes Donnern auch dem Ohre. Und nun endlich sieht man ihn selbst, wie er in drei Absätzen aus ungeheurer Höhe seine gewaltige Flut auf die schwarzen Klippen des Abgrundes wirft, wo das anprallende, gleichsam entsetzte Element mit einem viele Fuß hohen Schreckenssprunge wieder emporwirbelt und in Schaumbogen weitaufsprüht, um einen letzten Sprung in die Höhlung des tiefsten Felsenbeckens zu tun. Doch es ist verlorene Mühe, dergleichen in Worte zu fassen, fast eben so unmöglich, als durch Schilderung einem Leser den Genuß einer Symphonie zu vermitteln. Ich schweige daher von allen den verschiedenen Bildern, die uns der majestätische Fall darbot, während wir an der steilen Wand des Berges den durch üppiges Gebüsch und oft an Feigenbäumen sich vorbeiziehenden schmalen Pfad emporklommen und oft den Sprühregen der Wellen entweder ganz realistisch als Erfrischung der Haut genossen, oder

mehr ideal, indem diesen Sprühregen die Vormittagssonne in wandelnde Regenbogenstreifen verzauberte.

Wir haben zweifelsohne in der Schweiz Wasserfälle, die aus noch größerer Höhe sich herabstürzen (die Höhe des Hauptsturzes des Velino beträgt 594 Fuß oder 180 Meter); doch ist die Wassermasse bei unsern höhern Fällen eine kleinere. Auch darf man nicht vergessen, wie sehr die reiche Vegetation um den Velino herum dazu beiträgt, den Reiz dieses Naturwunders zu steigern. Pinien in der Höhe, unten im Tale der eine halbe Stunde lange Park der Villa Graziani, auf den Abhängen des Hügels Terebinthen, Erdbeerbäume und Scharlacheichen, hiezu die seltsamen Formen des schwärzlichen Gesteins, von dem die Wasserlawine sich hinabwirft, und der Gegensatz der aufsteigenden schneeweißen Sprühwolken zu dem düstern Felsenbecken, dies alles in der energischen Beleuchtung der Sonne des Südens, wo die hellen Stellen blendender, die Schatten dunkler, satter sind als bei uns — man wird ahnen, wenn man es sich auch nicht deutlich vorstellen kann, daß aus solchen Elementen eine landschaftliche Naturzauberwirkung entsteht, die zu den vollkommensten der Welt gehört. Ich füge bei, daß die große Ausgabe des Reisehandbuches von Gsell-Fels einen sehr guten Stich der Wasserfälle von Terni enthält.

6.

Um Rom herum.

„Um Rom herum? Sind Sie denn nicht nach Rom gekommen?"

Doch; Rom war für eine Woche unser Standquartier. Aber, wie schon früher einmal, hat auch diesmal das Bewußtsein der Unerschöpflichkeit der antiken und mittelalterlichen Herrlichkeiten der ewigen Stadt in eigentümlicher Weise lähmend auf mich gewirkt und mich mit einer gewissen Mutlosigkeit erfüllt, da zu beginnen, wo ein Aufhören undenkbar ist. Was ich daher in Rom

selbst gesehen habe und mochte es auch halbe Tage in Anspruch nehmen wie der Besuch der Via Appia, die Besteigung der Kuppel der Peterskirche, die Wanderung durch öffentliche und private Galerien — es kommt doch alles nicht in Betracht gegen unendlich viel mehr, was ich weder auf früherer Reise, noch jetzt zu sehen bekam. Da außerdem fast alljährlich so viele gelehrte Forscher und gründliche Kenner des alten Rom Schriften über die Siebenhügelstadt herausgeben, wäre es unpassende Anmaßung und in jeder Beziehung überflüssig, hier als Dilettant von diesen für die ganze Kulturwelt so wichtigen Monumenten der Geschichte und Kunst zu handeln. Ich treffe also, wenn auch von einem andern Ausgangspunkte, in betreff Roms ungefähr mit jener Dame zusammen, die auf die Frage: „Sind Sie in Rom gewesen?" ihre Tochter zweifelnd anblickte und dann sagte: „Rom? Rom? Besinne dich, Natalie! War das nicht die Stadt, wo wir die billigen Handschuhe gekauft haben?"

Vom modernen Rom ein paar Worte zu sagen, darf ich mir indessen erlauben. Es überraschte mich, da ich die Stadt seit bald zehn Jahren nicht mehr betreten hatte, durch bewegteres großstädtisches Leben, größere Eleganz der dem Corso zunächst gelegenen Plätze und Straßen und durch die ungemein auffallende Rührigkeit der ganzen Bevölkerung. Fast überall in den Außenquartieren sind die elenden Mauerhöhlen, die kaum mehr menschlichen Wohnungen gleichen, niedergerissen worden und neue, stattliche Bauten erheben sich. Man weiß, daß allerdings auch einige Gärten dem Unternehmungsgeiste der modernen Römer oder vielmehr der Notwendigkeit eines planvollen Ausbaues der wachsenden Hauptstadt zum Opfer gefallen sind. Das größte Aufsehen machte das Verschwinden der Gärten der Villa Ludovisi. Aber die antiquarischen Tränen, die Hermann Grimm hierüber in offenen Briefen an die Stadtverwaltung Roms vergossen hat, sind doch nicht völlig berechtigte, da sich mehr und mehr herausstellt, daß

der Gemeinderat von Rom mit tunlichster Schonung der alten Denkmäler zu Werke gegangen ist, wenn er auch da, wo es sich um bessere Existenzbedingungen des lebendigen römischen Volkes handelte, nicht immer auf ehrwürdige Ruinen oder auf die sentimentale Vorliebe eines Poeten für einen berühmten Garten hat Rücksicht nehmen können. Der Verkehr einer Weltstadt erfordert unter anderm breite Straßen. Die alten Italiener bauten, ihrem Klima entsprechender, enge Gäßchen, um jederzeit im Schatten wandeln zu können. Doch die moderne Zeit gewährt als Entschädigung das bequeme Verkehrsmittel des Tram, so daß man auch in breiten, sonnigen Straßen nicht zu sehr leidet und nun doch entschieden gesündere Wohnungen besitzt, als sie z. B. in den allezeit feuchten Erdgeschossen der engen Gäßlein möglich waren.

Man darf also verständiger Weise nicht tadeln, was im heutigen Rom geschieht. Wie sollte die Hauptstadt eines so entschieden im Aufblühen begriffenen Landes nicht ebenfalls zu erkennen geben, daß ihr der alte Rock zu enge geworden ist und daß sie die Bedürfnisse einer modernen Großstadt besitzt?

Sie gibt dies unter anderm auch zu erkennen durch die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommende Rührigkeit ihrer Bevölkerung. In der Straße unseres Gasthofes, unfern dem Korso, gab es im Verkehr der Wagen und im Gewirr der ihren Geschäften und Vergnügungen nachgehenden Menschen höchstens von ein Uhr nachts bis etwa um drei Uhr morgens eine Pause, die keineswegs absolute Ruhe bedeutete. Und wer um sechs Uhr morgens ausging, konnte um diese Zeit nicht etwa bloß ärmere Handwerksleute und Taglöhner bei ihrer Arbeit beobachten, sondern bemerken, daß auch der bessere Mittelstand bereits an sein Tagewerk gegangen war. Fein gekleidete anständige Damen, die so früh ihren Spaziergang machten, waren ebenfalls keine Seltenheit, kurz, man gewann den Eindruck, sich inmitten einer ungemein lebhaft tätigen Bevölkerung zu befinden.

Charakteristisch für das Straßenleben Roms sind auch die Ziegenherden, welche abends in die Stadt kommen und in irgend einer etwas ruhigeren Seitenstraße die Nacht auf dem Pflaster gelagert zubringen, um von ihren jugendlichen Hirten, die gleich den Tieren höchstens eine Türschwelle zum Kopfkissen haben, am frühen Morgen gemolken zu werden. Sowohl die Ziegen wie die Hirtenknaben der Campagna sind in ihrer Art Prachtexemplare, jene große Tiere von eigentümlich stolzer Kopfhaltung und schwärzlichem, langhaarigem schönem Vließ, letztere reizende Bürschchen, tannenschlank gewachsen und kerngesund, da gewiß nur die kräftigeren dieses Leben Tag und Nacht im Freien aushalten. Wie ausdrucksvoll blitzen ihre dunkeln Augen, wie frisch leuchten die blendend weißen Zähne, wenn sie mit überlegenem Lächeln über die kuriosen Fremdlinge, die betrachtend bei ihren Ziegen stehen bleiben, unter sich eine flüchtige Bemerkung tauschen, in der gewiß viel Römerstolz gegenüber dem „nordischen Barbaren“ und auch etwas von Selbstgefühl des freien Naturmenschen gegenüber dem von der Kultur mit dem Nasenzwicker beschenkten Stadtbewohner liegen mag. Selbst die kleinen Gassenbuben, denen man eine zur Hälfte gerauchte Cigarre gönnt oder ein Stück Zucker vom Kaffeetisch in die Tasche gleiten läßt, können im Verkehr mit Fremden selten ein übermütiges Augenzwinkern unterdrücken. In all ihrer bettelhaften Armut möchten sie nicht tauschen mit dem reichsten „Inglese“, und wenn auf irgend jemand das Schillersche Räuberlied noch berechtigte Anwendung finden kann, so sind es gewiß diese römischen Gassenbuben. „Ein freies Leben führen sie, ein Leben voller Wonne.“ Freilich ist statt des Waldes der Portikus einer alten Kirche ihr Nachtquartier, und weniger der Mond ihre Sonne als vielmehr in der Neuzeit das prachtvolle elektrische Bogenlicht auf der Piazza Colonna, wo wir oft noch gegen Mitternacht diese kleinen Wilden um die Trajanssäule herum ihr Spiel treiben sahen.

Ein schweizerischer Stadtschulpräsident müßte nun allerdings an solcher Vergeudung der Jugendjahre schweren Anstoß nehmen und dürfte vom pädagogischen, wie auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus gewichtige und unwiderlegbare Einwendungen gegen dieses Spatzenleben der römischen Jugend ins Feld führen. Wir würden auch nicht versuchen, ihn mit Gründen zu bestreiten. Aber es ist doch jedenfalls ein angenehmerer Auftritt, wenn einem bei der Einfahrt in Rom von zehn- bis zwölfjährigen Mädchen im reizenden Kostüm albanesischer Bäuerinnen duftende Blumensträuße in den Wagen geworfen werden, während die schwarzäugigen Dirnchen lachend dem Wagen nachspringen, um die Gegengabe aufzufangen, als wenn man dazu kommt — wie uns dies gelegentlich in Bern begegnete, — daß ein armes Mädchen im schulpflichtigen Alter, das am Marktdienstag in einem Laden an der Kramgasse einen Alpenrosenstrauß feilgeboten und denselben zwar nicht verkauft, aber von dem mitleidigen Konditor ein Stück Brot erhalten hatte, unmittelbar nach dem Heraustreten aus dem Laden von einem städtischen Polizeidiener abgefaßt wurde. Das unglückliche Geschöpf, vor Schrecken außer sich, stieß gellende Schreie aus, die um so mehr Mitleid erregten, als das in dürftigster Kleidung dahergehende Kind auch kränklich aussah. Unwillkürlich drängte sich da der Vergleich mit den so höchst zufriedenen, übermütig heitern Straßenkindern Roms auf, und nicht als Phrase erschienen einem die Worte Schillers:

„Glücklicher als wir in unserm Norden
Lebt der Bettler an der Engelspforten."

Nicht nur an der „Engelspforte" lebt er übrigens, dieser glückliche Bettler, auch an der spanischen Treppe, wo noch immer das Stelldichein der Maler ist, welche die Modelle besehen, die sich zu diesem Zwecke dort einfinden. Wie überall, wo der äußerliche Apparat der Kunst sichtbar wird, für mich wenigstens die Wirkung eine komische ist, so war es auch hier der Fall. Da saß

eine junge Mutter mit dem Säugling an der Brust: „Madonna con bambino“; dort lag lang ausgestreckt ein greiser Hirt aus der Campagna, der auf der Leinwand vielleicht einen Hirten der heiligen Nacht, vielleicht aber auch, in theatralische Gewänder gehüllt, einen König Nebukadnezar, einen Hannibal oder einen sterbenden Cato vorstellen muß. Da waren auch die „Morra-spielenden Knaben“, die „Nymphen“ mythologischer Bilder, kurz, was das Auge des Malers begehrt, damit seine Zeichnung „dal vero“ (nach der Natur) sei.

Trotz der unwillkürlichen kleinen Satire auf den Malerstand, die mir nun einmal am Fuß der spanischen Treppe zu sitzen scheint, ist diese Gegend der Stadt doch eine gerade dem deutschen Besucher Roms besonders liebe. Gern erinnert er sich der trefflichen deutschen Künstler, die hier seit Anfang des Jahrhunderts ihre Studien gemacht oder in die nahe, nachts so träumerisch rauschende Fontana Trevi den die Rückkehr nach Rom verbürgenden Obolos geworfen haben. In einer der nächsten Gassen liegt auch die alte Künstlerkneipe „Genio“, jetzt freilich nur noch ein bescheidenes Kaffeelokal, wo eine junge Frau von holdester Mädchenhaftigkeit in den feinen Zügen als reizende Wirtin waltet. Sodann geht es, gleich über der spanischen Treppe, hinauf zum Monte Pincio, der abends, zur Zeit der Korsofahrt, die ganze römische Gesellschaft in den wundervollen Anlagen seines ausgedehnten, aussichtsreichen Parkes vereinigt. Die Lust des Südländers, seinen Reichtum demonstrativ an den Tag zu legen, verschafft den bescheidenen Spaziergängern den Genuß des Anblickes der prächtigsten Equipagen, die, mit Pferden edler Rasse bespannt, ihre vornehmen oder reichen Insaßen windschnell nach allen Richtungen davontragen. Die Damen, in elegantester Kleidung, haben häufig frische Blumen im Schoße. Daneben liegen Fächer und Handschuhe, da in Italien auch Damen der vornehmen Welt nicht so peinlich wie bei uns gezwungen sind, die Hände mit

dem glänzenden Leder zu verhüllen. Sie haben aber auch — nach dem Ausspruche eines der größten deutschen Maler, Anselm Feuerbachs — die schönsten Hände, die sich ein Künstler für seine Bilder wünschen kann, und wissen durch Haltung des Sonnenschirms oder des Fächers, am meisten aber wohl dadurch, daß sie erst nach Sonnenuntergang ausfahren, die Hände vor dem Braunwerden wohl zu bewahren.

Auf einer Terrasse des Monte Pincio steht im Halbkreis eine Reihe von — künstlerisch nicht eben wertvollen — Marmorbüsten berühmter Männer. Eine davon, wie wir schon von weitem sahen, trug einen mächtigen Kranz. Als wir uns näherten, sahen wir, daß es die Büste Giordano Brunos war, und auf der seidenen Schleife des Kranzes stand in silbernen Lettern zu lesen, die Studentenschaft Roms habe diesen Kranz gestiftet. Denn eben in diesen Tagen war nicht bloß Rom, nein! ganz Italien erregt von der Weigerung einer kleinen konservativen Mehrheit des römischen Gemeinderates, die Errichtung eines Denkmals Giordano Brunos auf dem Campo dei Fiori, der ehemaligen Hinrichtungsstätte des Philosophen, zu gestatten. Campo dei Fiori (Blumenfeld) ist jetzt ein in den Morgenstunden sehr belebter Marktplatz für Gemüse, Obst und Blumen; sechs Straßen münden in denselben. Den klerikalen Gemeinderäten lag es unbequem, daß die ungeheure Freveltat, welche die römische Klerisei im Jahre 1600 an dem edeln Denker beging, fortan allem Volke tagtäglich im Monument vor Augen stehen solle. Der freisinnige Minister Crispi hingegen und überhaupt die Regierungspartei begünstigten das Zustandekommen des Denkmals und die Aufstellung an diesem belebten Platze. Denn im Quirinal weiß man sehr gut, daß drüben im Vatikan ein unversöhnlicher Feind sitzt und daß eben jetzt in neuester Zeit Papst Leo XIII. alle Hebel in Bewegung setzt, um der italienischen Regierung und der Königsfamilie den Aufenthalt in der ehemaligen päpstlichen Stadt so ungemütlich als möglich zu

machen. Dort — im Vatikan — lauert man nur auf ein Unglück Italiens und auf die hiedurch mögliche Intervention einer auswärtigen Macht, um auf irgend eine Weise wieder in den Besitz Roms zu gelangen. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es vor St. Peter von aus- und einziehenden Schwärmen schwarzer, roter und violetter Pfaffen aus allen Ländern der Welt. Seit dem neulich gefeierten Priesterjubiläum ist dem Papste der Kamm mächtig geschwollen. Die ihm dargebrachten Geschenke — runde Goldstücke waren doch am willkommensten — repräsentiren viele Millionen. Im Vatikan liegen die Gaben in natura gehäuft wie auf einer großen internationalen Industrieausstellung die Produkte der ganzen Erde. „Ein bischen zu viel Meßgewänder!“ soll der Papst heimlich geklagt haben; die von schweizerischen Frauenhänden gewirkten sind auch dabei und lange nicht die schönsten, aber immerhin eine passendere Gabe für S. Heiligkeit als eine Anzahl Velocipede, die ein Industrieller ihm sandte. Ja, wenn er mit seinen Kardinälen auf dem modernen Reitrad aus Rom in die weite Welt hinausfahren wollte! Aber damit, wie gesagt, hat es gute oder vielmehr böse Wege. Seine letzten Allokutionen haben sich durch besondere Schärfe und durch giftige Galle gegen Italien ausgezeichnet.

Da ist es denn begreiflich, daß das freisinnige Italien, dem ewig die Worte Garibaldis: „Roma o la morte!“ im Ohre klingen, seinerseits auch alles tut, um den Papst zu ärgern, was in der Tat nicht besser geschehen kann, als indem man einem in Rom verbrannten „Ketzer“ ein ehrenvolles, großartiges Monument setzt. Diese Angelegenheit gab in allen Städten der Halbinsel Gelegenheit zu Demonstrationen in freiheitlichem Sinn. In Padua, in Bologna, in Turin, in Genua, kurz überall hielten Professoren oder sonst durch Bildung und Geist hervorragende Männer Vorlesungen über Giordano Brunos pantheistische Philosophie und über das Leben und martervolle Sterben des edeln Weisen. Diesen Vorlesungen wohnten auch Damen in großer Zahl bei, was als

besonders erfreulich bezeichnet werden muß, da im allgemeinen natürlich das Pfaffentum sich immer noch an die Unterröcke anklammert und im Beichtstuhl durch das Weib auch auf den meist indifferenten Mann und die Kinder Einfluß zu erlangen sucht. Und ebenso ist es erfreulich, daß die Studentenschaft in Rom wie in andern Städten so lebhaft für die gute Sache des geistigen Fortschritts einsteht. Die italienischen Studenten verwässern aber auch ihr Blut nicht mit Biergeschlapp wie es auf deutschen und schweizerischen Universitäten geschieht; sie wissen nichts von Pauckwichs noch von Couleur, aber Farbe bekennen sie in jeder ihr Vaterland bewegenden Angelegenheit mit jugendlichem Ungestüm und schönem Feuer. Uebrigens hat die Giordano Bruno-Bewegung auch die kleinen Landstädte ergriffen und in ihnen den einfachsten Mann aus dem Volke. So war in Spoleto ein Aufruf an den Straßenecken angeschlagen, der in flammenden Worten zum nationalen Protest aufforderte gegen die „brutali vendette della Romana inquisizione", und die diesen Protest lesenden Haufen von Handwerkern billigten ihn. Wahrhaftig! in diesen Tagen mag schon mancher römische Priester gewünscht haben, daß man im Jahre 1600 doch sanfter mit dem pantheistischen Philosophen verfahren wäre. Ein Feuer, das einen stillen Denker verbrennt, ist leichter anzuzünden, als nach Jahrhunderten zu löschen, wenn dann die Flamme als Lohe heiligen Manneszornes in allen Herzen lodert. Verblendete Kirche, die selbst es lehrte, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sei und trotz solcher Erfahrung und Einsicht ihren Gegnern ebenfalls solch gefährlich fruchtbares Märtyrerblut beschert hat!

Drei Ausflüge waren es besonders, die wir von Rom aus unternahmen: nach Frascati, nach Tivoli und nach Porto d' Anzio am Meer. Die beiden erstgenannten kleinen Städte, mit ihren

herrlichen Villen der beliebteste Landaufenthalt der Römer, sind eben so oft wie Rom selbst in Reisebeschreibungen geschildert worden. Nur möchte ich, was zunächst Frascati anbetrifft, nicht verschweigen, daß die vornehme Schönheit dieser wunderbaren Landschaft sich dem Reisenden doch erst dann recht erschließt, wenn es ihm vergönnt ist, in einer dieser Villen gastliche Aufnahme und in den Bewohnern diejenigen Führer zu finden, die ihn an die schönsten Punkte hinleiten. Uns war dies beschieden und zwar in jener herrlichen Villa Falconieri, die auch in Deutschland seit kurzem allgemein bekannt geworden ist. Denn „Villa Falconieri“ ist der Titel einer der neuesten Novellen Paul Heyses, und dieser mit feinem Natursinn und künstlerischer Anlage begabte Dichter hat sich diesmal nicht begnügt, nur in Worten die Schönheiten dieser Villa zu schildern, sondern er hat an Ort und Stelle Skizzen aufgenommen, nach denen seine in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ zuerst erschienene Erzählung mit reizenden Holzschnitten geschmückt wurde. Wo nun selbst Heyse das Bedürfnis fühlte, das beschreibende Wort durch Zeichnungen zu ergänzen, kann es mir nicht in den Sinn kommen, meinen Lesern von der unsagbar schönen Mischung rein landschaftlicher und architektonischer Schönheiten, aus denen sich der Hauptreiz dieser großartigen Villa ergibt, durch Schilderung einen Begriff geben zu wollen. Nur einige Elemente nenne ich, aus denen der wonnesame Gesamteindruck sich ergibt: ein Teich, rings eingefaßt mit hohen schwarzen Cypressen, gleich jenen des Gartens Giusti in Verona; die Villa selbst ein Palast von edeln Formen auf einem ungeheuern Plateau, das Bäume aller Arten in künstlerisch gedachten Gruppen vereinigt; der Park in eine üppige Vegetationswildnis verlaufend, in einen Urwald von Lorbeer, Eichen und duftigen Sträuchern jeder Art; auf den nächsten Hügeln ringsum ähnliche Villen, alle in sanftem Halbkreis über der weiten römischen Campagna, die im roten

Abendschein daliegt, während fern an den Bergen der Herniker und am aufblitzenden See Regillus ein Gewitterregen niedergeht; die Kuppel von St. Peter sichtbar; links das Meer in der Gegend des Vorgebirges der Circe; auf dem Berge hinter der Villa das uralte sogenannte griechische Theater und die Trümmer einer Villa des Tiberius; von hier aus der Blick nach der hohen Rocca di Papa und dem ganzen Höhenzuge, auf welchem Orte wie Nemi, Genzano, Albano liegen, während in südlicher Richtung die ernsten Volsker-Berge düster aufsteigen. Und nun, so weit man schauen mag, kein Fuß breit Landes, der nicht seine Erinnerungen hätte an die alte Geschichte Roms von der Gründung Alba Longas angefangen bis auf Cicero und in die späten üppigen Kaiserzeiten hinein! Mit jedem Schritt stößt man auf wunderbare Ruinen. In einem schlichten kleinen Hause, das auf der grasigen, blumenreichen Hochebene des Hügels etwa Hirten zum Unterschlupf dienen mag, sind in die gemeinen Außenwände marmorne Bruchstücke antiker Statuen eingemauert, hier ein Rumpf, dort Hände, Füße, auch der Kopf einer Gottheit. „Zieh deine Schuhe aus; denn der Boden, auf dem du wandelst, ist heiliges Land"; wahrhaftig, dieses Wort hat vollen Sinn an dieser Stelle!

Einem deutschen Dichter — Richard Voß — war seit einer Reihe von Jahren das Glück beschieden, in der Villa Falconieri Frühlings- und Herbstzeiten zu erleben. Wer die neueren Novellendichtungen dieses Schriftstellers liest, — „Der Sohn der Volskerin", „Der Schuster von Frascati" und andere, — wird durch dieselben am ehesten eine Vorstellung erlangen von den Stimmungen, die der Aufenthalt in einer so wunderbar beschaffenen, im höchsten Sinne des Wortes historischen Landschaft erregt. Voß hat zwar namentlich die Menschennatur, insbesondere die durch Leidenschaften aufgewühlte Menschennatur zum Hauptgegenstande seiner Erzählungen gemacht, wie sich dies von einem

Dramatiker nicht anders erwarten läßt. Aber überall dringt doch in diese Novellen so viel von dem Zauber der Landschaft und ihrer alten Geschichte ein, daß der Leser aus diesen heißen Dichtungen annähernd die Eindrücke empfängt, die der Besucher dieser Gegend an Ort und Stelle gewinnt.

Tivoli besuchten wir am Pfingstsonntage dieses Jahres, wodurch uns reichlich Gelegenheit geboten wurde, mit einfachen Bürgersleuten aus Rom, die gleich uns dritte Klasse fuhren, bekannt zu werden. Der durch die heuduftende Campagna langsam dahinfahrende Dampftram wimmelte von Sonntagsausflüglern, deren schlichte Herzlichkeit und gute Laune mich sehr an Eindrücke erinnerte, die ich im Verkehr mit unsern französischen Miteidgenossen im Waadtland und im Neuenburgischen zuweilen gewonnen habe. Viele hatten ein Jagdgewehr oder Fischrute und Fischkorb bei sich; die stiegen dann unterwegs aus und verloren sich in der ungeheuren Wildnis der Campagna, um ihrem Sport nachzugehen. Am Abend kamen sie unbeschreiblich beschmiert zurück, indem sie wohl durch Sümpfe gewatet waren, um ihre Jagdbeute zu erlangen. Wie das bei Städtern so begreiflich ist, waren sie alle sehr naturhungrig, aber dermalen auch — weindurstig, mehr als letzteres sonst bei den äußerst mäßigen Italienern vorkommt. Doch soll diese Bemerkung nicht etwa bedeuten, daß auch nur der geringste Exzeß sich ereignet hätte. Jene Störung der Mitreisenden durch lautes Gebrüll, wie sie an Sonntagen auf unsern Eisenbahnen leider allgemein ist, wird man in Italien kaum jemals erleben. Diese braven Römer tranken ihre Feldflaschen leer oder sie ließen sich und ihren Familien in Tivoli einen mächtigen Fiasco mit gutem Velletri vorsetzen und rühmten wohl nachher schmunzelnd, wie vortrefflich der Wein gewesen sei; aber ihre Höflichkeit gegenüber den Mitreisenden blieb auf der Heimfahrt wie auf der Ausfahrt dieselbe.

Der mit uralten Oliven besäete Abhang von Tivoli, das

auf Fels gebaute Städtchen selbst und vor allem der antike Sibyllatempel über den Wasserfällen — das alles ist tausendmal beschrieben worden. In der Osteria des Sibyllatempels schaltet ein reizendes Wirtstöchterchen, aber durch den Besuch zahlloser Fremder, unter denen auch, wie die Inschriften im Hausflur bezeugen, Könige und Fürsten Europas keine Seltenheit sind, hat die Osteria einen so internationalen Hotelcharakter angenommen, daß uns weder das verführerische Lächeln der jungen Sibylle, noch ein Blick auf das weißlockige Haupt des großen Geschichtsforschers Mommsen, der hier soeben seinen Risotto aß, zum Bleiben veranlassen konnte. In einem andern Albergo teilten wir das Mahl mit einem gemütlichen, auf der Hochzeitsreise befindlichen Ehepaar aus Lecco. Als wir später unsern Kaffee in der schattigen, engen Straße einnahmen, stürmte in früher Nachmittagsstunde der eben erwähnte greise Gelehrte an uns vorüber und gab uns durch seine fast geizige Ausnützung der Zeit ein erbauliches Beispiel deutschen Fleißes. Er hatte eine Ledertasche umgehängt, in welcher einige Bücher steckten, von denen er ab und zu das eine oder das andere hervorlangte. Einen Augenblick setzte er sich am Kaffeehause nieder und verschlang eine Portion Zitroneneis, um alsobald wieder seine Wanderung, deren Ziel die am Fuße des Berges liegende Villa Hadriana war, eilig fortzusetzen. Als auch wir später diesem nächst Pompeji vielleicht gewaltigsten Denkmal der spätrömischen Vergangenheit einen ganz flüchtigen Erinnerungsbesuch abstatteten — wir waren schon im Jahre 1879 hier gewesen — kam der fleißige Mann uns schon wieder mit langen Schritten entgegen, da eine vom Meer her aufsteigende dunkle Wolkenwand ihm rätlich erscheinen ließ, die Abgangsstation des Zuges baldigst zu erreichen. Man mag über Mommsen und die Art seiner Geschichtschreibung denken, wie man will; so viel ist gewiß, daß eine derartige rührige Ausnützung der letzten Lebensjahre seitens eines greisen

Forschers Achtung, ja Bewunderung verdient. In der etwas schlottrigen Gestalt, die mehr den Habitus des gealterten deutschen Gymnasiallehrers, als den des behäbigen, vornehmen Hochschulprofessors weist, gibt sich als physiognomischer Grundzug jene unaufhaltsam vorwärtsdrängende Tatenlust zu erkennen, die nie zum Augenblicke sagen wird: „Verweile doch, du bist so schön!“ Wir haben Faust im letzten Akt vor uns (wenn auch äußerlich mit den Zügen Wagners). Unendliches gibt's noch zu schaffen, und je sicherer das nahe Ende ist, desto mächtiger der Arbeitsdrang.

Ein hübsches Beispiel, wie der Ruf dieses Gelehrten auch bei den Römern weit verbreitet ist und zugleich ein Beispiel des Bildungsinteresses bei einfachen römischen Leuten erlebte ich auf der Station in der Nähe der Villa Hadriana. Ein Verkäufer alter Münzen und Marmorbruchstücke, wie sie sich hier überall im Boden finden, legte vor Mommsen seine Ware aus. Der Gelehrte kaufte ihm zwar nichts ab, gab ihm jedoch unaufgefordert Auskunft über das Alter und den Wert einzelner Münzen. Bald bildete sich ein kleiner Kreis von Zuhörern um den fremden Gelehrten, der sich so gut auf diese Dinge zu verstehen schien, und ein junger Mann benützte die Gelegenheit, den greisen Forscher auch über andere Dinge, über die Lage gewisser untergegangener Städte zu befragen. Hiebei ließ er einfließen, in Rom weile gegenwärtig ein deutscher Gelehrter „l' illustrissimo Mommsen“, der alle diese Dinge aufs beste kenne. „Son' io“, sagte, ohne Emphase, Mommsen ruhig lächelnd. Da war nun die Ehrfurcht dieser einfachen Leute eine unbegrenzte und der junge Mann wurde nicht müde, neu Hinzutretenden vertraulich zuzuwispern: „Das ist der große Mommsen, der deutsche Gelehrte.“ Wo in Deutschland würde unter Leuten von nicht akademischer Bildung jemand von Mommsen auch nur die geringste Notiz nehmen?

Porto d' Anzio besuchten wir am Pfingstmontag. Es ist nicht mehr Hafenstadt, wie in alten Zeiten, da es Antium hieß

und ein Lieblingsaufenthalt berühmter Römer war. Hier hatte Cicero ein Haus in der Stadt und eine Villa am Strand, wo er die frische Seeluft atmete, „die Wellen zählte und an den Büchern sich ergötzte.“ Kaiser Nero namentlich liebte Antium, baute mit großen Kosten den längst versandeten Hafen, über den jetzt nur leichte Barken hinschweben, und legte eine großartige Villa an, deren Trümmer gespenstisch teilweise noch über den Wasserspiegel ragen, teilweise von der Salzflut bedeckt sind. Auch Domitian, Hadrian und Antoninus Pius suchten an diesem Strande in der Frühlings- oder Herbstzeit Kühlung, während im Hochsommer diese Küste von Malaria heimgesucht und daher wenigstens heutzutage von den Römern gemieden wird. Im Mittelalter haben hier die Sarazenen eine Zeit lang gehaust, und jenseits der Meeresbucht, in der Richtung des gleich einer Insel sich vorlagernden schönen Vorgebirges der Circe, gewahrt man am Strande einen dunkeln einsamen Turm, Torre d' Astura, den die düstere Erinnerung an das Schicksal des Hohenstaufenjünglings umschwebt. Denn als Konradin nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo sich hier bereits eingeschifft hatte und nach Sizilien zu entkommen versuchen wollte, sandte der Herr des Turmes, der damals ein großes Kastell war, Johannes Frangipani, dem Flüchtling Barken mit Kriegern nach, den Kaisersohn zur Umkehr zu bewegen und zur Annahme des Schutzes, den Frangipani in seiner Burg zu gewähren versprach. Konradin faßte Zutrauen und der Antrag war wohl auch ehrlich gemeint, da Friedrich II. einst keine Familie so geehrt und belohnt hatte, wie diese. Als jedoch die Flotte König Karls vor Astura erschien und zugleich vom Lande her päpstliche Truppen das Kastell berannten, da übergab Frangipani seine Schützlinge bedingungslos ihren grimmigen Feinden. Sein Verrat wurde achtzehn Jahre später gerächt, indem die Sizilianer Astura erstürmten und teilweise zerstörten. Erinnert man sich, daß an

dieser Küste einst auch Cicero ratlos umherirrte, bevor die ausgesandten Mörder ihn erreichten und töteten, und daß hier Octavian seine Todeskrankheit sich holte, so wird man selbst am Tage und beim hellsten Sonnenschein im Wellenschlag des Meeres ein melancholisches Lied zu vernehmen glauben. Auch landschaftlich hat der Strand, der gegen das Städtchen Nettuno zu sich malerisch erhebt und eine hie und da von Landhäusern unterbrochene Wildnis von Baum und Strauchwerk zeigt, bei allem Reizvollen, das keiner Gegend am Mittelländischen Meere fehlt, doch etwas ungemein Ernsthaftes, so daß man es gar wohl begreift, wenn Anselm Feuerbach, der große deutsche Meister, an diesem Strande die landschaftliche Szenerie für seine Gemälde „Medea“ und „Iphigenie“ gefunden hat.

Man kann nun bekanntlich die Melancholie einer Gegend empfinden und dennoch individuell sich sehr wohl fühlen, ungefähr so, wie ein tragischer Dichter durchaus kein tragischer Mensch zu sein braucht. Und das darf ich, nachdem ich es erprobt, versichern, daß die bedenklichste historische Stimmung nicht Stich hält, wenn man sich hier auf dem Wege zwischen Porto d' Anzio auszieht und frisch ins Meer stürzt. Der ganz allmälig in größere Tiefen auslaufende Strand ist auch für einen bescheidenen Schwimmer bei ruhiger See gefahrlos. Wohl rollt ab und zu eine Welle daher, die einen wo anders hin trägt, als man es beabsichtigt; aber das äußerst salzhaltige Wasser dieser Küste erfordert auch kaum eine Bewegung seitens des Schwimmers, und da das Meer schon sehr warm war, hatte ich während des Bades die Empfindung, Stunden lang es aushalten zu können in dem wogenden Element.

Unser Besuch in dem mittelalterlichen Seestädtchen Nettuno war nur kurz; wir eilten zurück nach Porto d' Anzio, wo wir in einer Trattoria dicht am Meer auf neapolitanische Weise lebten, d. h. eine stark gepfefferte Fischsuppe, in welcher Sepien und Muscheln, kurz „frutta di mare“, in wunderbarem Gemengsel den

Gaumen reizten, zur Hauptschüssel des Mittagsmahles machten. Ich glaube aber doch nicht verschweigen zu sollen, daß dieses höchst schmackhafte Gericht nicht für jede Konstitution taugt und ich später den Genuß zu bereuen hatte.

Nach dem Mahl bis zu Abgang des Zuges, der uns wieder nach Rom führen sollte, hatten wir noch reichlich Zeit, das blaue, mit schaumgekrönten Wogen rollende Meer zu genießen und zwar in Gesellschaft eines ganzen Rudels kleiner Fischerknaben, die schon, während wir im Freien den schwarzen Kaffee tranken, sich an uns herandrängten. Gern ließ ich mich mit ihnen in eine Unterhaltung ein; denn diese Bürschchen, bei allem Mutwillen, der ihnen aus den schwarzen Augen leuchtet, werden doch niemals unverschämt, wenn man mit ihnen Spaß treibt; vielmehr hat man immer Gelegenheit, sich über den natürlichen Takt zu freuen und über die gute Begabung, die sich in jedem ihrer Worte kund gibt. Ich fragte sie unter anderm, wie es mit ihren Kenntnissen stehe. Da stellte sich dann freilich heraus, daß unter ihnen manche Analphabeten waren. Das italienische Schulgesetz hat zwar ebenfalls den Schulzwang wie unser schweizerisches; aber er wird namentlich in den südlicheren Landesteilen noch nicht mit aller Strenge gehandhabt. Auf etwa neun oder zehn Bürschchen, die meinen Stuhl umgaben, machte ich vier ausfindig, darunter einen dreizehnjährigen, die von Lesen und Schreiben keine Ahnung hatten und mir auch freimütig eingestunden, daß sie noch niemals die Schule besucht hätten; sie seien zu arm, sagten sie; sie müßten dem Vater helfen. Um so stolzer waren diejenigen, welche jetzt Gelegenheit hatten, ihre Kenntnisse darzulegen. Einer besonders, ein gewisser Felippo Treglia, schrieb seinen Namen mit fester, sicherer Hand und in schönen Zügen in mein ihm dargereichtes Taschenbuch und nahm den Soldo für diese Leistung mit vor Freude hochgeröteten Wangen in Empfang. Auch andere wollten sich nun einschreiben und ich sehe jetzt noch in dem Taschenbuche,

das vor mir liegt, einen Antonio Martini und einen Giovanni Capolei eingetragen. Vor achtzehn Jahren, als Rom noch päpstlich, hätte man in Porto d' Anzio nicht einen einzigen des Schreibens kundigen zehnjährigen Fischerknaben entdecken können.

Ueber solchen wissenschaftlichen Bestrebungen haben übrigens die Bürschchen ihre sonstigen natürlichen Geschicklichkeiten keineswegs verlernt, wie sie uns alsobald bewiesen. Denn, als ich sie fragte, ob sie im stande wären, eine ins Meer geworfene Geldmünze tauchend aufzufangen, begrüßten sie den Vorschlag mit Jubel und nun ging's zu einer geeigneten Stelle am Strand, wo die jungen Wilden ihrer Höschen sich rasch entledigten und gleich Jagdhunden den Augenblick abpaßten, da der Wurf geschehe, um alsobald sich kopfüber in die Flut zu werfen. Der erste Soldo ging verloren; denn durch den Wellenschlag war das Wasser zu trüb, als daß auch die scharfen Augen dieser Fischerbuben die braune Münze im Sinken hätten erspähen können. Sie baten mich, ein Papierchen darum zu wickeln. Von da an gelangte kein Soldo mehr auf den Grund, sondern, sobald er auf der Oberfläche verschwunden war und in seiner weißlich schimmernden Hülle in die Tiefe sank, schossen sie gleich Hechten auf ihn los. Wer ihn zuerst faßte, dem suchte keiner der andern ihn zu entreißen, so daß z. B. das kleinste Bürschchen, ein munteres Kerlchen von kaum sieben Jahren, dem die Stärkeren gar leicht den Fund hätten wegnehmen können, gleich die erste Münze triumphirend heraufbrachte. Zwischen den Zähnen hielt sie der kleine Junge und lachte dazu mit dem ganzen Gesicht. Das Spiel dauerte so lange, als die Tasche Soldi hielt, und keiner von allen ging leer aus. Dafür gaben uns dann die Bürschchen noch bis zum Bahnhofe das Geleite und namentlich der Kalligraph Felippo Treglia konnte sich, wie ein treues Hündlein, kaum von uns trennen; selbst als der Zug sich schon in Bewegung setzte, sah er uns noch mit seinen großen, dunkeln Augen nach und winkte Abschiedsgrüße.

7.

Die Heimkehr durch Piemont.

Ein Zirkularbillet dürfte einem Professor der Philosophie als passendes Gleichnis für die Lehre vom freien Willen des Menschen dienen. Bekanntlich ist diese Freiheit des Willens Illusion. Was wir auch tun, alles geschieht in Folge eines seltsamen Kompromisses zwischen unsern Neigungen und einer verborgenen Notwendigkeit, die auch selbst diese Neigungen mit geheimen Lenkfäden umgarnt hält. Das Merkwürdige ist nur, daß wir uns dabei in der Regel wohl fühlen und als rechte Freiherren unseres Tun und Lassens.

So war auch mein Zirkularbillet Nr. 23 ein Kompromiß meiner Wünsche und einer ungewünschten, unabweisbaren Lenkung. Nach Rimini und Ancona hatte ich gewollt und ebenso war die Fahrt über Spoleto nach Rom meinem Reiseplan gemäß; aber über Turin zurückzukehren, wäre mir ohne den Zwang dieses Billets nicht von fern eingefallen. Und nun hat gerade dieser Heimweg durch Piemont mir das größte Vergnügen gemacht und gewährt mir in der Erinnerung die Illusion eines freien Entschlusses, auf den ich mir nächstens etwas zu gute tun werde.

Daß wir nun freilich von Rom nach Turin nicht nach Art der Casa Santa durch die Luft flogen, sondern unterwegs — in Florenz — ausruhten von der nächtlichen Eisenbahnfahrt, die dann wieder über Pisa und Genua weiter ging, ist selbstverständlich. Doch habe ich der hier genannten Städte in früheren Schilderungen, zum Teil schon öfter gedacht, und namentlich Florenz ist zu schön, als daß man nur so im Vorbeigehen von seinen Reizen sprechen dürfte.

Ein ganzer Sommertag in einer am Mittelländischen Meere hineilenden Eisenbahn zugebracht, mag manchen schrecklich erscheinen. Ich darf aber nicht nur von mir, der ich überhaupt ein großer Freund des Eisenbahnfahrens bin, sondern auch in

Berücksichtigung meines Reisegefährten behaupten, daß wir an jenem Tage, wiewohl er sonnenhell war, uns doch keineswegs von der Fahrt belästigt fühlten. Während den drei Wochen, die wir in Italien zubrachten, hatten wir andauernd schönes Wetter, ohne doch eigentlich Hitze erleiden zu müssen, da immer erfrischende kühle Winde wehten. Von Regen sahen wir nichts als einen herunterrieselnden Nebel in San Marino und einen Hagelschauer, der während einer halben Stunde das römische Pflaster kühlte. Wie es unter solchen Umständen möglich war, daß bei fortwährendem Sonnenschein die Hitze niemals einen übermäßigen Grad erreichte und daß wir namentlich auch weder von Moskitos, noch von Bremsen oder anderm Ungeziefer auch nur das mindeste zu verspüren hatten, ist mir trotz jener kühlenden Winde kaum begreiflich. Es war ein Glücksfall, den wir ohne tieferes Nachdenken dankbar uns gefallen ließen. Die Insektenwelt hat sich uns ein einziges Mal aufgedrängt und da mit einem wahrhaft entzückenden Schauspiel. Es war bei der nächtlichen Fahrt von Turin nach Mailand. Milliarden von leuchtenden Johanniskäferchen lagen und schwirrten als ein unabsehbares Heer glühender Lichtlein zu beiden Seiten der Bahn in den endlosen Gefilden der lombardischen Ebene. Man freut sich bei uns schon, wenn man auf nächtlichem Spaziergang von Zeit zu Zeit im Gebüsch das elektrische Leuchten eines einzigen dieser Tierchen bemerkt. Hier nun waren die Wiesen dicht besäet, so weit nur das Auge reichte. Die ganze nächtliche Landschaft flimmerte, als ob der Erdboden ein zweiter, aber tausendmal reicherer Sternenhimmel geworden wäre. Ich bin erstaunt, dieses Schauspiel noch nirgends in Schilderungen Italiens beschrieben gefunden zu haben, während in allen Büchern vom phosphoreszirenden Meerleuchten viel Aufhebens gemacht wird. Ich kenne auch dieses; aber dieser Anblick war unsagbar schöner, da jede Veränderung der Bodenerhebung, das Emporragen kleiner dunkler Waldinseln aus den lichtsprühenden

Wiesen, der Lauf eines durch seine diamantenbesäeten Ufer sich schlängelnden Baches immer neue Abwechslung in diese nächtliche Symphonie von Licht brachte. Erst, wo gegen Mailand hin die bewässerten Reisfelder beginnen, hörte dieses prächtige Schauspiel auf, indem die Tierchen natürlich die unter Wasser stehenden Felder meiden. Wie stark der Glanz ihres Glühens ist, mag auch aus dem Umstande geschlossen werden, daß wir dieses herrlichen Anblickes in einer Vollmondnacht uns erfreuen durften; wie mag er erst zauberhaft sein in völlig dunkler Nacht!

Doch nun zurück zur Ankunft in Turin. Dieselbe war etwas verspätet durch einen ungefährlichen Eisenbahnunfall, den wir, nur wenige Meilen von Turin entfernt, zum Glück in der angenehmsten Gegend erlebten. Die Lokomotive hatte schon eine Weile eigentümlich asthmatisch gekeucht; plötzlich ließ sie drei gellende Notpfiffe erschallen. Ein resoluter Italiener, der sich mit uns im Waggon befand, sprang ohne Besinnen sofort aus dem in seiner Fahrgeschwindigkeit gemäßigten Zuge und konnte sich, obgleich taumelnd, doch auf den Füßen halten. Im nächsten Augenblick spürten wir einen Ruck und Stoß, und der Zug stand still. Alles stieg aus. Die gras- und blumenreiche Böschung zu beiden Seiten der Bahn wurde bald von herbeilaufenden Landleuten aus dem nahen Dorfe Villanova besetzt. Ihnen bot der kleine Unfall ein sichtlich angenehmes Schauspiel. Denn nun konnten sie sich einmal das Volk der Fremden, namentlich die Damen in ihrer städtischen Tracht, so recht nach Herzenslust beschauen. Ein moderner realistischer Maler hätte hier zu einem figurenreichen Genrebilde ergibigen Stoff gefunden. Um die gebrochene Lokomotive standen, verlegen in den Haaren krauend, die Bahnbeamten. Eine junge Engländerin benützte die Gelegenheit, um sofort von der Wiesenböschung einen Feldblumenstrauß zu pflücken. Mit wichtiger Miene erteilte ein zufällig in der ersten Klasse fahrender höherer Ingenieur den Beamten gute

Ratschläge. Hiezu nun die hübschen Bauernmädchen, die sich heimlich kichernd die Tournüren der eleganten Damen betrachteten, und die Bauernjungen, die mit einer gewissen Andacht an den cigarettenrauchenden Herren emporsahen, wirklich, das Ganze war eine Art Eisenbahnidyll, bei dem kein Verdruß über die verspätete Ankunft in Turin aufkommen konnte. Uebrigens dauerte es nicht viel mehr als eine halbe Stunde, bis eine Hilfsmaschine anlangte, die, hinten angekoppelt, unsern Zug durch Schieben an den Ort seiner Bestimmung brachte.

Turin gefiel uns außerordentlich gut. Es ist ja keineswegs jenen alten Städten Mittelitaliens zu vergleichen, einem Perugia, einem Siena oder Orvieto, wo auf Schritt und Tritt mittelalterliche Kunst und Geschichte dem Besucher so zahlreiche Eindrücke verschaffen, daß er kaum Augen genug hat, um all die Schönheiten in sich aufzunehmen. Es ist vielmehr eine Stadt von ganz modernem Zuschnitt. Indessen sind doch die Häuserfronten in den großen breiten Straßen im guten italienischen Geschmack angelegt und präsentiren sich sehr stattlich. Auch die Regelmäßigkeit der geraden Straßenzüge hat nicht das Langweilige, das in ähnlich gebauten deutschen Städten, wir denken an Karlsruhe, selbst auch an Berlin! — so bald ermüdet. Denn hier verbindet sich mit dieser Regelmäßigkeit der Sinn fürs Großartige, der sich besonders durch die riesenhaften Dimensionen vieler öffentlicher Plätze mit zahllosen stolzen Denkmälern zu erkennen gibt. Nicht alle diese Monumente sind gelungene Werke; doch haben sie alle etwas ungemein Phantastisches und hiedurch Unterhaltliches, so z. B. der aus Tuffsteinen gebaute Berg, der mit den an ihm hingelagerten reckenhaften Gestalten nackter Titanen eine Allegorie auf den Durchstich des Mont Cenis vorstellen soll, oder das Bronze-Denkmal Ferdinands von Savoyen, der in dem Augenblicke aufgefaßt ist, als, in der Schlacht von Novarra, das tötlich getroffene Pferd unter ihm zusammenbricht, ganz zu

schweigen von den unzähligen Standbildern, welche andere Herrscher des savoyischen Hauses, oder die großen Männer neuerer Zeit, wie Cavour, Garibaldi, den Philosophen Gioberti u. s. w., verherrlichen.

Auch fehlt es der Stadt keineswegs an sehr schönen alten Palästen, unter denen der neben dem königlichen Schlosse mit vier mächtigen Ecktürmen emporragende Palazzo Madama durch die Pracht seiner Marmorfassade wohl der bedeutendste ist. Und welch ein fabelhaft erdachtes Mausoleum für Viktor Emanuel ist soeben noch im Bau begriffen, doch seiner Vollendung schon nächstens entgegensehend. Es erhebt sich an Stelle der bisherigen Synagoge als ein riesenhafter quadratischer Bau, an dessen übereinandergetürmten Stockwerken die Grundform des Erdgeschosses mit ihren zahllosen roten Säulen immer wieder in verjüngten Maßen sich wiederholt, bis endlich das Ganze in eine Turmspitze ausläuft, die alle andern Türme der Stadt an Höhe übertrifft.

Nun nehme man zu so vielen Reizen einer originellen Architektur die Schönheit der Gegend. Ueberall blicken die nächsten grünen Höhen in die breiten Straßen herein, durch die der angenehme freie Luftzug eines Berglandes streicht. Die vom Mont-Cenis herströmende Dora Riparia vereinigt bei der Stadt ihr frisches Alpenwasser mit dem ebenfalls noch jugendlichen Po. Prächtige Brücken führen hinüber nach aussichtreichen Hügeln, auf deren einem das Kapuzinerkloster liegt, von wo aus der Blick die Alpenkette erreicht, während von der stolzesten dieser Höhen die berühmte Superga, die Grabkirche der Könige des Hauses Savoyen, als stattlicher Kuppelbau ins Land hinausleuchtet.

So ist die helle und saubere Stadt beschaffen, von der aus dem übrigen Italien das Heil gekommen ist. Und wenn man ihre Bewohner wohl schon „die Preußen Italiens“ genannt hat, so mag dieser Vergleich bestehen bleiben hinsichtlich der politischen

Kraft, die, wie in Deutschland von Preußen, so in Italien von Piemont aus in die Adern des ganzen Volkes hinübergeströmt ist; aber das mögen mir preußische Leser nicht übel nehmen, wenn ich in gesellschaftlicher Beziehung den Vergleich nicht als zutreffend anerkenne, indem das liebenswürdig natürliche und ungezwungene Wesen der Turiner sich doch sehr unterscheidet von der die Regel bildenden Zugeknöpftheit der im übrigen so hochachtbaren, voll verborgener trefflicher Eigenschaften steckenden Norddeutschen. Wir sind eben doch auch hier noch unterm Himmel des Südens, wie wir dies so angenehm erfuhren, als wir auf einem der großen Plätze einen Teil der wundervollen Mainacht zubrachten und zugleich einer Operettenvorstellung „Notte e giorno“ beiwohnten, die hier unter dem freien Sternenzelte auf offenem Markte stattfand. Da gab es keinen Billetcerberus; „libero ingresso“ war die Losung, d. h. wer sich hinsetzte, der gab damit zu erkennen, daß er auch eine Kleinigkeit genießen werde, eine Tasse Kaffee oder Gefrorenes. Und dies berechtigte, der Vorstellung beizuwohnen, die einen glänzenden Verlauf nahm, indem die Sänger und Sängerinnen, bei elektrischer Beleuchtung spielend, über so kräftige Stimmmittel verfügten, daß sie über den ganzen Platz hin gut gehört wurden. Auch wurden die recht hübschen Melodien der Operette von einem ausgiebigen, künstlerisch spielenden Orchester begleitet. So etwas nenne ich ein Sommertheater, nicht den Widersinn, daß man sich im Sommer abends in einen Saal hineinpfercht. Dafür zählten aber auch die Zuhörer in Turin nach Tausenden, und der Kaffeewirt, vor dessen Hause die Vorstellung stattfand, machte glänzende Geschäfte.

Von den an Kunstschätzen überreichen Städten Mittelitaliens herkommend, hat man nicht viel Zutrauen zu den Museen Turins. Ohne hier mehr auf Einzelheiten ausführlich eintreten zu wollen, möchte ich doch jedem, der nach Turin kommt, raten, den Besuch sowohl der Gemäldesammlung (herrlichste Meisterwerke von Paul

Veronese und Van Dyck), als auch besonders den des Museo Civico nicht zu unterlassen. Welche Sammlung wunderbarer Malereien auf Glas vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, welche Holzskulpturen und Kunststickereien hat dieses Museum und dann wieder welche mit rührender Pietät gesammelten Erinnerungen an das Wirken großer Bürger, so z. B. in einem besondern Saale all die Oelbilder, Aquarelle und Handzeichnungen, zu denen Massimo d' Azeglio in einem allerdings langen Leben neben seiner so wichtigen Tätigkeit als Staatsmann, publizistischer Schriftsteller und Gelehrter noch Zeit fand. Hier liegen auch unter Glas berühmte Handschriften, z. B. Silvio Pellicos Manuskript der „Francesca von Rimini" und der Memoiren „Le mie prigioni". Wir verließen das Museum mit dem Bewußtsein, hier unter Umständen den Stoff zu Tage langem erfreulichstem Studium zu finden, und ich füge nur noch bei, daß die ehemalige Residenz- und Universitätsstadt Turin noch andere wichtige Sammlungen besitzt, wie z. B. jene 20,000 Handzeichnungen der Privatbibliothek Viktor Emanuels, unter welchen man auch Blätter von Mantegna und von Lionardo da Vinci bemerkt.

So ist Turin, das man gewöhnlich nur „eine nun verlassene Residenz" und zuweilen sogar „eine bloß für Handlungsreisende interessante, ganz moderne Stadt" nennen hört. Ich meinesteils wünsche mir von Herzen, diese frohmütige und schöne Stadt noch einmal zu betreten.

Den schönen Abschluß unserer Reise in Italien bildete auf der Heimfahrt ein Spaziergang, den wir von Göschenen aus durchs Urnerloch nach Andermatt unternahmen und an den sich andern Tages — es war der letzte Sonntag im Mai und das schönste Wetter — ein müheloses und vergnügtes Niedersteigen

von Andermatt bis Station Erstfeld schloß. Wie sprangen so frisch von all den Bergen die rieselnden Bächlein, die den weißen Sprudelschaum ihres klaren Wassers den Wellen der grün-schimmernden, in der Tiefe tosenden Reuß vermischten! Wie sang das ganze Tal im Sonnenschein und Maienschmuck einen großen sonntäglichen Hymnus, in den auch mein Herz einstimmte mit freudigem Heimatsgefühl! Denn auch diese glücklich beendigte Fahrt hat, wie noch jede frühere, schließlich nur dazu beigetragen, mir die unvergleichlich schöne Natur unseres Alpenlandes noch lieber als bisher zu machen und mich bei aller Bewunderung Italiens mit innigem Glückesbewußtsein zu erfüllen über mein schweizerisches Heimatrecht.





